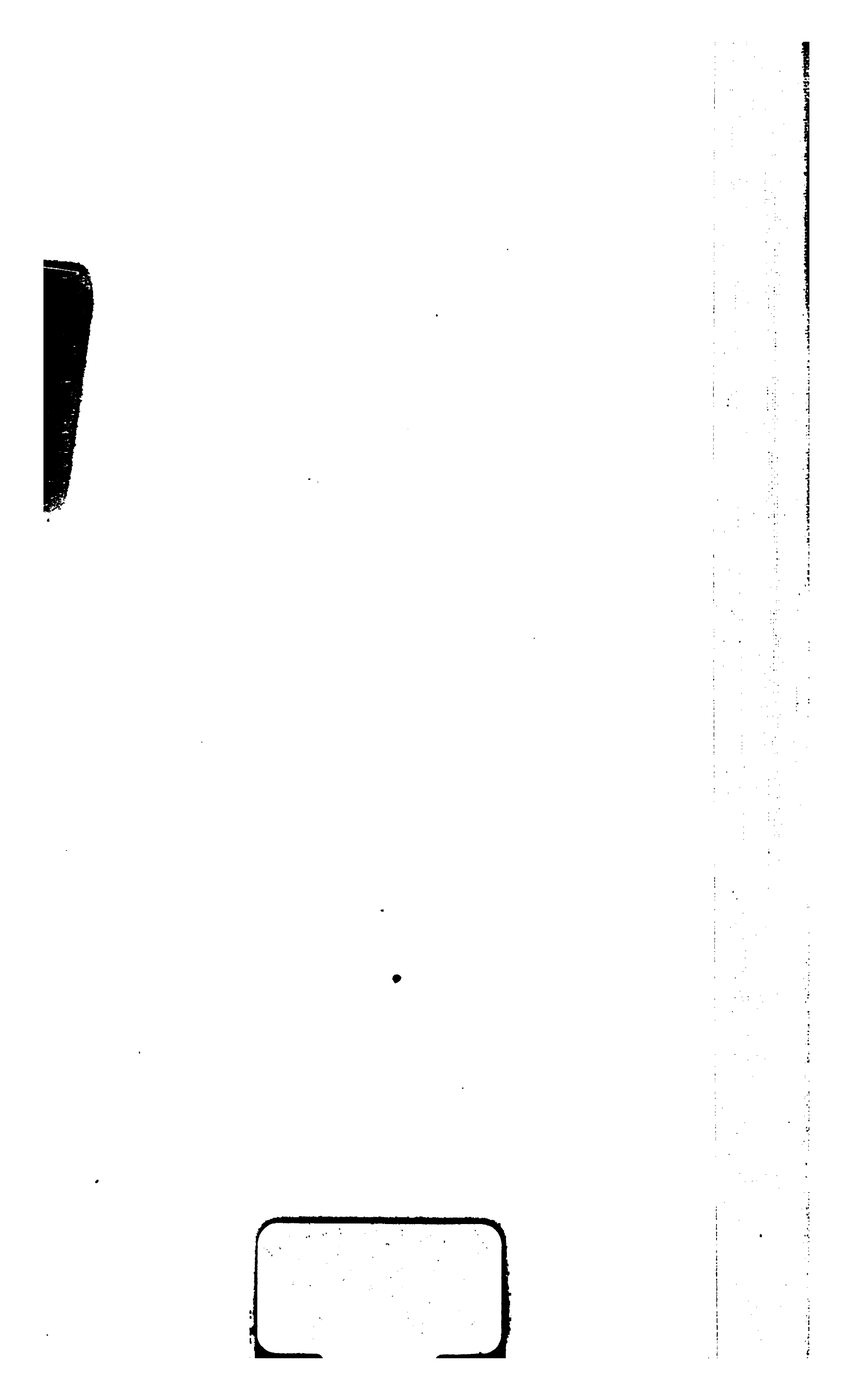
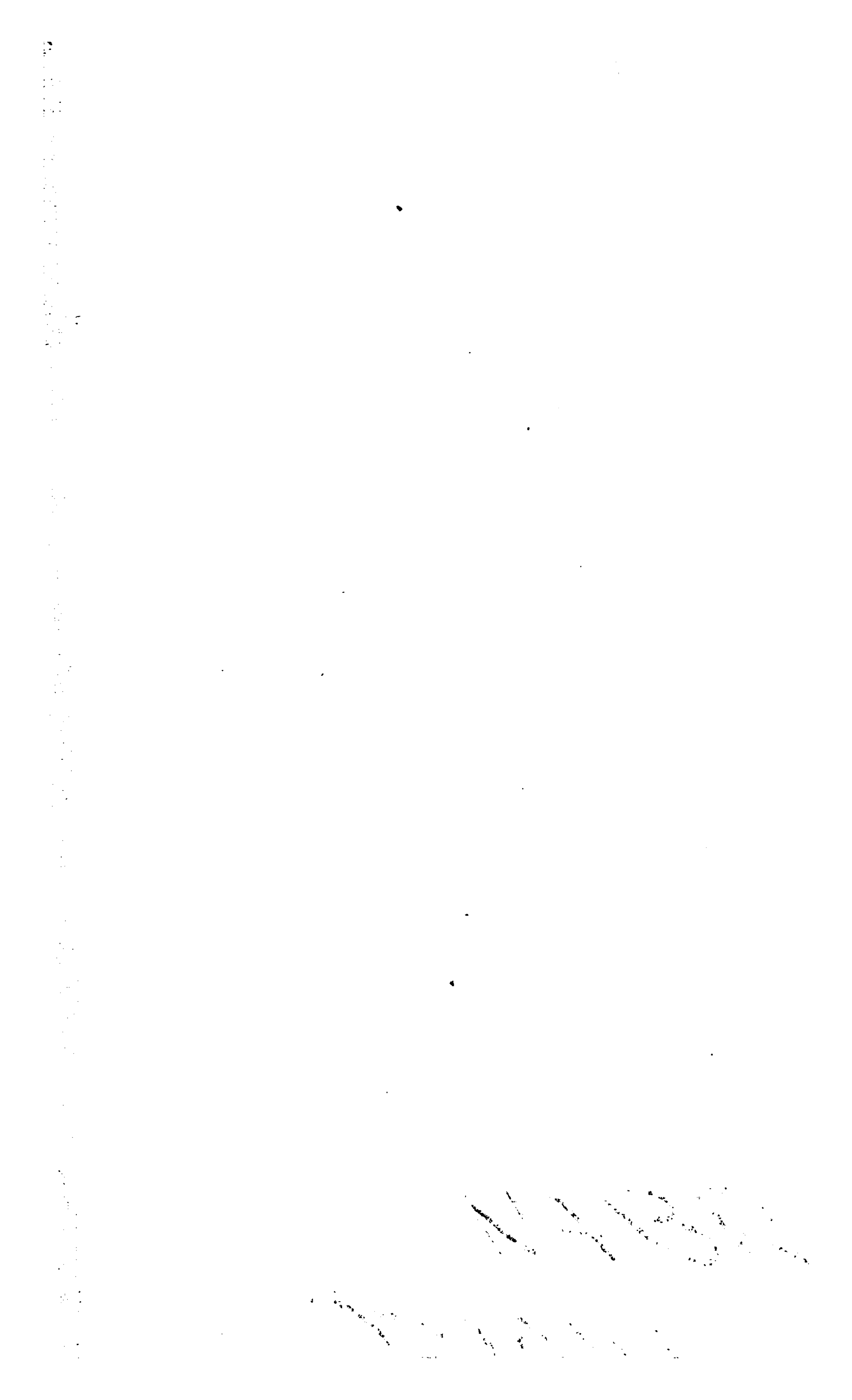
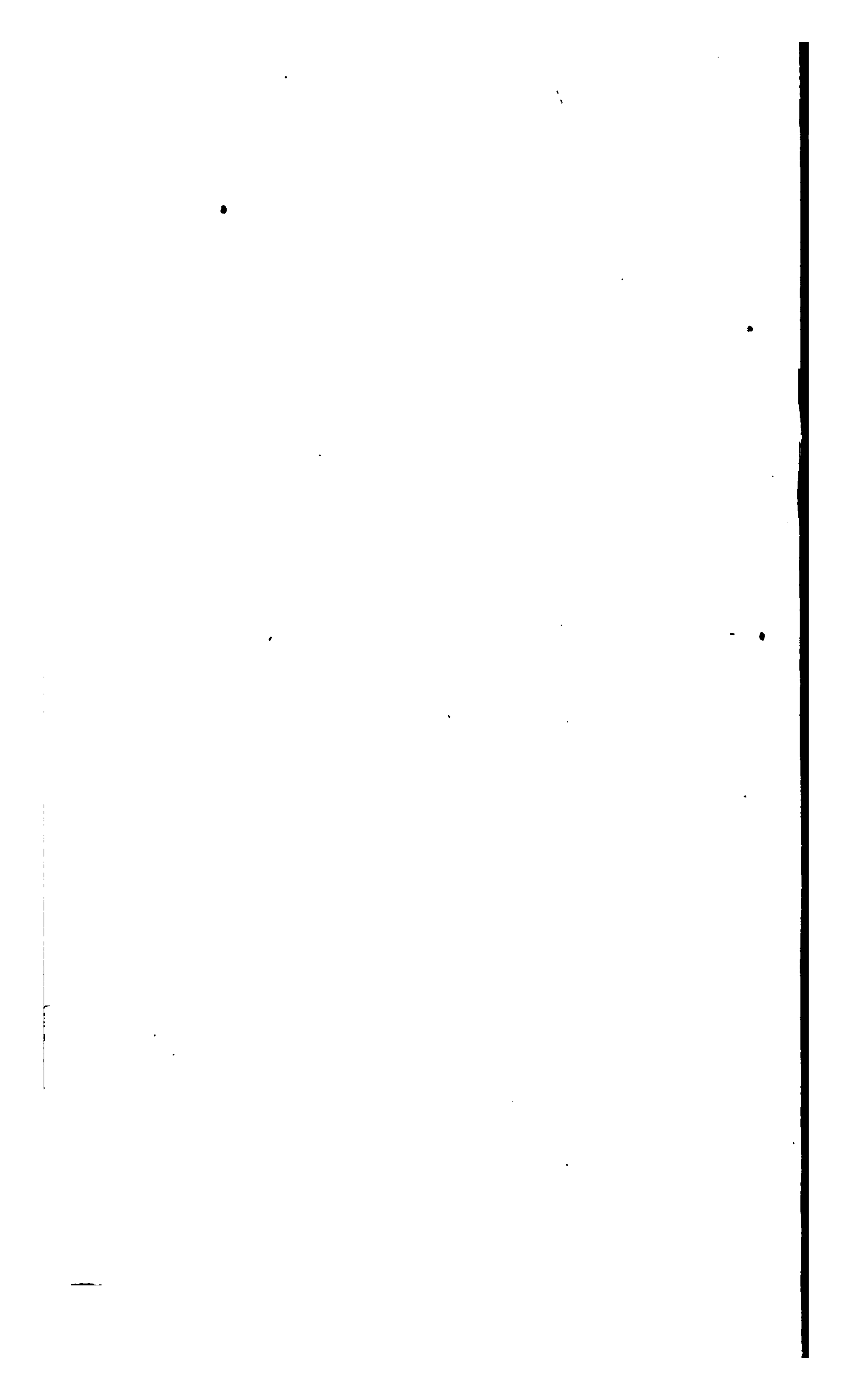






Die Litteratur

des neunzehnten Jahrhunderts
in
ihren Hauptströmungen

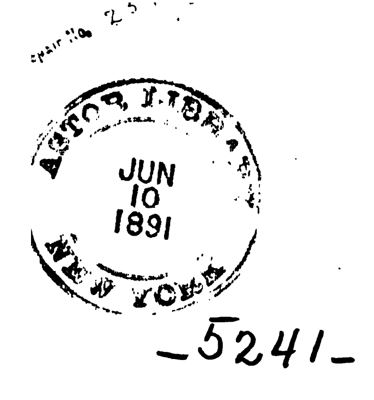
dargestellt
von
Georg Brandes.

Sechster Band.

Das junge Deutschland.



Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1891.



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Der politische Hintergrund	3
Wissenschaft und Reaktion	16
Oppositionelle Grundstimmung	21
Der Einfluß der Julirevolution	25
Beeinflussung von Byron	37
Wert der neuen Litteratur	41
Börne	47
Börne und Menzel	80
Börne	91
Heine	120
Heine und Goethe	171
Heine und Aristophanes	193
Heine	211
Parteinahme in der Poesie	218
Immermann	227
Der Hegelianismus	247
Das junge Deutschland und Menzel	260
Gutzkow, Laube, Mundt	280
Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz	311
Der Thronwechsel in Preußen, Friedrich Wilhelm IV.	344
Die neutrale Litteratur	370
Politische Lyrik, philosophische Revolution	384
Die revolutionäre Poesie	404
Die Revolution	431
Schluß	456

I

Über den deutschen Ländern brütete seit den Tagen der heiligen Allianz die große systematische Reaktion, die, von dem Wiener Kongreß ausgegangen, ihren Mittelpunkt in Österreich hatte, und deren vollgiltigster Vertreter Metternich, ein Schüler Talleyrands, ohne die Geschmeidigkeit des Meisters zwar, aber weit schädlicher als dieser, ganz Europa zu umspannen hoffte. Es war sein Ziel, daß alles, was die Revolution und Napoleon erschüttert, in Schwanken gebracht oder umgestürzt hatten, ergänzt oder wieder hergestellt sich aufs neue erhebe. Man war zuletzt gezwungen gewesen, den großen Feind durch Mittel jeglicher Art zu bekämpfen; man hatte an das Volk appellieren müssen anstatt einfach zu kommandieren, man war gezwungen gewesen, sich an die Sentimentalität statt an die Unterthanentreue zu wenden, ja man hatte etwas, aller Kabinettspolitik so durchaus Fremdes, etwas so studentenhaft Revolutionäres wie die Wiedergeburt Deutschlands versprechen müssen. Allerdings stellte sich ein erkennbarer Unterschied zwischen der Parole, die von Österreich ausging und derjenigen, die von Preußen gegeben wurde, heraus. „Gerechtigkeit und Ordnung!" „Ordnung und Friede!" das waren die Stichwörter in den österreichischen Proklamationen. „Das Volk!" „Freiheit und Ehre!" „Deutschtum!" waren die preußischen Schlagwörter. Damit waren jedoch die beiden großen deutschen Staaten der Stimmung des Zeitalters viel weiter entgegen gegangen, als es mit den Sympathieen der leitenden Staatsmänner übereinstimmte. Kaum war der Feind verjagt, der Erbe der Revolution

vernichtet und der Freiheitskrieg beendet, als es für sie galt, der Freiheit wie dem Krieg ein Ende zu bereiten.

Die Jugend, die während des Krieges mit Frankreich aufgewachsen war, hatte erwartet, ein einheitliches Deutschland als Folge des Sieges entstehen zu sehen. Stein hatte schon im Jahre 1812 einen Plan zur Wiedervereinigung der zerstreuten Bestandteile des vormaligen deutschen Reiches entworfen, Arndt und Görres hatten in demselben Geiste geschrieben. Im Pariser Frieden 1814 wurde jedoch bestimmt: „die deutschen Staaten sollen unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein", und dadurch wurden alle Hoffnungen auf den Einheitsstaat mit einem Schlage vernichtet. Fast ein Menschenalter ging darüber hin, bevor der Gedanke an denselben von neuem das Volk erfüllte. Statt des einheitlichen Staates erstand der deutsche Bund, der deutsche „Bunt", wie Jahn ihn nannte, eine bunte Harlekinstracht für die Nation, und die Enttäuschung war bitter.

Es ging mit dem Traume von Freiheit wie mit dem Traume von Einheit. Um die Völker zum Kampfe gegen Napoleon aufzustacheln, hatten mehrere Fürsten ihnen freie Verfassungen versprochen. Von den größeren Staaten hielten nur Bayern, Baden und Württemberg, die früheren Mitglieder des Rheinbundes, diese Versprechungen, indem sie ihren Ländern Konstitutionen gaben, Bayern und Baden im Jahre 1818, Württemberg, wo ausnahmsweise der König freisinniger war als die Stände, im Jahre 1819, während Karl August im kleinen Sachsen-Weimar als Bahnbrecher der politischen Freiheit in Deutschland schon im Jahre 1816 eine freie Verfassung gegeben und ein parlamentarisches Idyll geschaffen hatte.

Dies bedeutete jedoch nur wenig, da Österreich nach dem Frieden, wie zuvor, ein reaktionäres Prinzip bezeichnete, und Preußen, in dessen Bevölkerung der politische Trieb am lebhaftesten war, sich völlig der Metternichschen Grundanschauung anschloß.

Das preußische Volk hatte indessen nicht nur den Wunsch, eine repräsentative Verfassung zu erreichen, es besaß darauf auch ein altes

Anrecht. Es hatte Brief und Siegel darauf. Schon in einem Edikt vom Jahre 1810 war von dem Wiederhersteller Preußens, dem Kanzler Fürsten Hardenberg, eine allgemeine Volksrepräsentation in Aussicht gestellt worden. Während des Krieges mit Napoleon war das Versprechen wiederholt, und schließlich war in einer Verordnung vom 22. Mai 1815 dem Volk eine förmliche Zusage gegeben worden durch eine ausdrückliche Mitteilung der Absicht des Königs, ohne Zaudern eine Kommission zur Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs nach konstitutionellen Grundsätzen niederzusetzen. Aber nach und nach, in dem Maße wie das Metternichsche System durchdrang, wurde die Verwirklichung dieses Planes immer weiter hinausgeschoben. Als Görres es wagte, Hardenberg eine Adresse der Rheinlande vorzulegen, in welcher der König von Preußen an sein Versprechen erinnert wurde, bekam er nur die Antwort, daß der König, der das Versprechen gegeben, auch in seiner Weisheit sich vorbehalten habe, den Zeitpunkt der Erfüllung zu bestimmen. Bei mehreren späteren Veranlassungen erklärte der König sich zwar durch sein Versprechen gebunden, betonte aber immer, daß die Festsetzung des Zeitpunktes seiner landesväterlichen Fürsorge vorbehalten sein müsse. So gingen vorläufig volle fünfundzwanzig Jahre, die ganze übrige Lebenszeit des Königs, hin.[1]

Es kam den Regierungen zunächst darauf an, jedwede Spur der Napoleonischen Staatseinrichtungen zu vertilgen. So wurde z. B. in Hannover der Code Napoléon mit seiner Öffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens abgeschafft und statt dessen der alte Inquisitionsprozeß des sechzehnten Jahrhunderts mit heimlicher Gerichtspflege wieder eingeführt. Die Bauern, die von den Franzosen befreit worden waren, wurden zur Leibeigenschaft und zum Frondienst zurückgeführt. Der Grundsatz von der Gleichheit vor dem Gesetze wurde aufgehoben, indem der Adel von neuem die

[1] Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte; Prutz, Zehn Jahre. Erster und zweiter Band.

politischen und sozialen Vorrechte eingeräumt bekam, die er im acht-zehnten Jahrhundert besessen hatte.

Und gerade als die ersten Knospen eines freieren Staatslebens in Süddeutschland im Begriff waren sich zu entfalten, trat eine Begebenheit ein, die das Signal gab zu verstärkter Reaktion in viel rascherem Tempo und mit Anwendung der gewaltsamsten Mittel unbedeutenden und unschuldigen Äußerungen des Volkslebens gegenüber: die Ermordung Kotzebues, oder genauer, die Begeisterung für den Mörder, die diese That überall in dem unterdrückten und durchspionierten Deutschland erweckte.

Der nationale Aufschwung und die Freiheitsbegeisterung, die sich während des Zusammenstoßes mit Frankreich geltend gemacht, hatten in den darauf folgenden Jahren zwei Bewegungen in der deutschen Jugend hervorgerufen, auf welche die Blicke der Regierungen sich richteten, das Turnwesen und das Burschenschaftswesen.

Jahn, der Stifter des volkstümlichen Turnens, war auf Fichte in der Gunst der nationalen Jugend gefolgt: er eröffnete die erste Turnschule in Berlin. Er war ein ehemaliger Jäger vom Lützowschen Freikorps, ein Teutone und Franzosenhasser, der seine langen ungekämmten, grauen Haare über die Schultern hinabfallend trug, mit bloßem Hals und breitem niedergeschlagenen Hemdkragen und mit einem dicken Knotenstock in der Hand einherschritt. Wenn er auf Ferienausflügen mit seinen Schülern ein Schild mit französischer Aufschrift oder einen geckenhaft gekleideten Mann traf, wurde sofort ein Kreis darum gebildet und „Eh! Eh!“ gebrüllt. Auf diesen Wanderungen wurde die größte Mäßigkeit im Essen und Trinken geübt, man lebte meistens von Brot und Wasser und nachts lag man unter offenem Himmel im Biwak. Da erscholl ums Feuer herum das schöne Turnerwanderlied des braven Maßmann:

Stubenwacht, Ofenpacht
Hat die Herzen weich gemacht,
Wanderfahrt, Turnerart
Macht sie frank und hart.

Dieser Maßmann, der nicht nur ein Bannerführer der Turnersache, sondern auch einer der Gründer der Burschenschaft war, ist derselbe, der einen so großen Platz als Prügelknabe in Heines Gedichten und Vorreden einnimmt.[1]

Jahn wurde bald Gegenstand der leidenschaftlichsten Bewunderung, nicht nur unreifer Menschen, sondern von seiten bedeutender Männer und öffentlicher Institute. Von Dichtern wurden ihm Verse zugeeignet, ein Philolog wie Thiersch dedizierte ihm seinen Pindar und verglich die deutsche Gymnastik mit der griechischen, zwei Universitäten ernannten ihn zum Ehrendoktor. Er selbst war ein äußerst königstreuer Mann; aber es war Ton bei seinen langhaarigen Turnern, die den Hals entblößt und Jacken von ungebleichter Leinwand trugen, das Heer zu verhöhnen, insonderheit die zierlichen Gardeoffiziere; man wütete außerdem gegen abstrakte Feinde; es wurden den Turnern Regeln gegeben, die Feinde der guten Sache zu töten, mit Dolchen sollte man zuerst nach den Augen zielen, dann, wenn das Opfer das Gesicht decke, ins Herz hineinstoßen.

Während diese Bewegung von Berlin ausging, erwachte die Burschenschaftsbewegung in Thüringen. Sie begann als christlich-germanische Schwärmerei, ging u. a. darauf aus, die Roheit der Studentensitten zu reformieren und hatte, als dem Teile von Deutschland entsprungen, der die Heimat der Kleinstaaterei war, Arndts bekanntes Lied vom ganzen Deutschland als Vaterland der Deutschen zum Programm.

Unter den Professoren in Jena stand ein gewisser Fries diesen Bestrebungen der Studenten am nächsten. Es ist derselbe Fries, der in der Vorrede zu Hegels Rechtsphilosophie als Repräsentant der Oberflächlichkeit mit Hohnworten überschüttet wird. Er war ein eifriger Liberaler, der von Hegel gesagt hatte, daß seine neue Lehre nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern in den Mist-

[1] Wintermärchen Kap. XI; Lobgesänge auf König Ludwig; Vorwort zum Romanzero.

beeten der Kriecherei emporwachse; unter der Obhut desselben verbreiteten sich Einheits- und abstrakte Freiheitsbestrebungen unter der Jugend der Universitäten. Zum Feldzeichen nahmen die Burschen ein schwarzrotgoldenes Banner; es hatte, scheint es, seinen Ursprung von den Farben der Uniform der Lützowschen Jägerkorps, schwarz mit rotem Aufschlag und goldenen Knöpfen.

Das Jubelfest der Reformation im Jahre 1817 lenkte zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Turner und Burschenschaftler. Es hatte nämlich den Gedanken an eine Zusammenkunft von Abgesandten aller deutschen Burschenschaften auf der Wartburg hervorgerufen. In einer Festschrift von Karl Sand wurden als Deutschlands drei Erbfeinde von uralter Zeit her das Römerwesen, das Mönchswesen und das Soldatenwesen genannt. — Aus Eisenach zogen am 18. Oktober 1817 500 Burschen mit mehreren Professoren an der Spitze nach der Wartburg hinauf, wo Karl August ihnen zum Mittagsmahle den Rittersaal hatte öffnen lassen. Hierauf gaben die Turner ihre Purzelbäume den verblüfften Eingeborenen zum besten. Abends wurden mehrere große Freudenfeuer angezündet. Da machte Jahn den Vorschlag, daß man dem Beispiele Luthers folgend, der die päpstliche Bulle verbrannt hatte, alles verbrennen solle, was die Feinde der guten Sache geschrieben hatten. Maßmann sprach pathetisch seine Zustimmung aus. Dann brachten sie einige Pakete alten Druckpapieres zusammen, mit den Titeln der von den verhaßten Feinden des Turnwesens verfaßten Bücher beschrieben. Darunter waren drei von dem traurig bekannten Schmalz, dem ersten Rektor der Universität zu Berlin, das Gesetzbuch der Gendarmerie von dem ebenso berüchtigten preußischen Justizminister Herrn von Kamptz, der Code Napoléon, Kotzebues „Deutsche Geschichte", Hallers „Restauration" u. s. w. Zuletzt wurden ein Ulanenschnürleib, ein Zopf und ein Korporalstock ins Feuer geworfen.[1]

[1] Treitschke, Deutsche Geschichte. Zweiter Band S. 383—443.

Als Fries in hochtrabenden Worten den Studenten Lebewohl sagte, hob er hervor, daß sie nun im Lande der deutschen Volksfreiheit, der deutschen Denkfreiheit gewesen seien: „Hier ist kein stehendes Heer" u. s. w., eine um so komischere Wendung, als das Heer Sachsen-Weimars aus einer Schar harmloser Handwerker bestand, die gegen einen kleinen Tagelohn wechselweise als Husaren mit hohen Reiterstiefeln und Sporen, aber ohne Pferde, auftraten. In Hegels Vorrede zur Rechtsphilosophie heißt es von dieser Rede, daß Fries sich nicht geschämt habe, bei einer berüchtigten öffentlichen Festlichkeit über Staat und Staatsverfassung zu sagen, von unten herauf, vom Volke würde das Leben kommen, wenn echter Gemeingeist herrsche, die Gesellschaft könne allein „durch die heilige Kette der Freundschaft" zusammengehalten werden. Hegel bezeichnet es hier als Zeichen der Flachheit, die gegliederte Architektur der Staatsvernunft in die Suppe des Herzens, der Freundschaft und der Begeisterung zusammenfließen zu lassen.

Maßmann gab einen Festbericht heraus, worin geschildert wurde, wie die Nacht noch über Deutschland brüte, aber zugleich gezeigt wurde, daß die blutiggoldene Morgenröte im Begriff sei aufzugehen.

Metternich setzte Fürst Hardenberg sowie Kaiser Alexander in Bewegung, um in Veranlassung des Festes einen Druck auf Karl August auszuüben, der am Wiener Hofe von nun an höhnend „der Altbursch" genannt wurde.

Man hatte auf der Wartburg unter anderen die Schriften von Kotzebue in effigie verbrannt, der in Weimar das „Litterarische Wochenblatt" herausgab, in welchem er Rußland schmeichelte und die deutsche Jugend verspottete. Wie selten Goethe auch mit der Jugend sympathisierte, so freute er sich doch diesmal über den seinem alten Feinde zugefügten Tort.[1] Da Kotzebue russischer Legationsrat

---

[1] Epigramm:

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Daß Du Dein eignes Volk gescholten,
Die Jugend hat es Dir vergolten.

war und von Zeit zu Zeit an den Hof in Petersburg Berichte sandte, hielt man ihn für einen russischen Spion. Was er dorthin mitteilte, waren zwar nur unschuldige litterarische Übersichten, aber er war nun einmal in den Augen der studierenden Jugend der reine Belzebub: Beltze- oder Kotzebue. Um diese Zeit hatte an der Universität Gießen unter Leitung von drei Brüdern Follen, fanatischen Republikanern, sich ein Radikalismus entwickelt, der stets in Vorstellungen von Ermordung der Tyrannen und derartigen Handlungen schwelgte. In den Studentenliedern kamen Wendungen wie diese vor: „Freiheitsmesser gezückt! — Hurra! den Dolch durch die Kehle gedrückt!“ Karl Follen war der Hauptmann und ganz abhängig von ihm war der junge, beschränkte Mystiker Karl Sand, der immer mit Jesu Vorbild vor Augen umherging, und welcher am 23. März 1819 Kotzebue den Dolch in die Kehle stieß. — Auf einem Stück Papier, das Sand bei der Leiche liegen ließ, fand sich unter anderm ein Vers von Follen:

„Ein Christus kannst Du werden.“

So einleuchtend es war, daß dieser Mord religiöser Schwärmerei entsprungen war und daher nicht im allgemeinen der freisinnigen Jugend zur Last gelegt werden konnte, so kamen doch infolge davon, besonders da Sand in dem Volksbewußtsein zum Heiligen emporgehoben wurde, Metternich und Gentz, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen und der Zar, welchen der hier zum Ausbruch gekommene Russenhaß irritierte, alle wie ein Mann in Bewegung. Es wurden die bekannten Karlsbader Beschlüsse gefaßt: provisorische Ausnahmegesetze gegen die Universitäten, „die Demagogen“ und die Presse. So entstanden die deutschen Zensurverhältnisse der damaligen Zeit, den russischen von heutzutage ähnlich. Mit Recht konnte Gentz den Zustand als die größte retrograde Bewegung, die seit dreißig Jahren stattgefunden, preisen.

Unter dem Scheine, als verfolgte man eine große revolutionäre Partei, die, wie den Regierungen wohl bekannt war, nicht existierte,

begann man einen Verfolgungskrieg gegen das, was damals „Liberalismus" genannt wurde. De Wette, Professor an der Berliner Universität und zwar der Theologie, erhielt seinen Abschied, weil er einen privaten Trostbrief an die Mutter Karl Sands geschrieben hatte, der von der Polizei aufgefangen und geöffnet wurde. Selbst gegen die Männer, die das deutsche Nationalgefühl aus der Kriegszeit her repräsentierten, kehrte sich die Reaktion. Jahn wurde arretiert, auf eine Festung gebracht und später in einer kleinen Stadt unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Arndt wurde als „Demagog" in eine Kriminaluntersuchung verwickelt und außer Dienst gesetzt; Görres, gegen den ein Befehl zur Verhaftung ergangen war, flüchtete über die Grenze.

Die Zensur erstreckte sich in Preußen nicht nur auf die Blätter und Bücher, die dort gedruckt wurden, sondern zugleich auf die im Ausland erscheinenden. Alle deutschen Zeitungen, die in England, Frankreich und Holland erschienen, wurden verboten. Die gesamten Veröffentlichungen einzelner Verlagsbuchhandlungen, z. B. der Firma Brockhaus, wurden wegen einiger weniger, bei ihnen erschienener Hefte einer besonderen Nachzensur unterworfen. An allen Universitäten wurden Vertrauensmänner angestellt, welche die Gesinnung der Jugend und die Vorlesungen der Professoren überwachen sollten. Das Turnwesen und die Burschenschaften wurden unterdrückt, die sogenannte altdeutsche Tracht und die schwarz-rot-goldenen Farben, in deren Ausspürung die Polizei besonders Großes leistete, wurden verboten. Es wurde auf Leibröcke, Mützen, Quasten, Bänder und Pfeifenköpfe Jagd gemacht, und jedermann den man mit Strohhut, roter Weste und schwarzem Rock ergriff, wurde wegen Hochverrats in das Gefängnis gesteckt.

In den zwanziger Jahren hatten sich einmal mehrere Studenten in Marburg Schläger von einer Fabrik in Solingen verschrieben, und es hieß, daß die gewöhnliche Fabriksmarke „Fürst" darauf fehle. Die Kurhessische Regierung veranstaltete eine Untersuchung,

um zu erfahren, ob die Studenten sich die Schläger so bestellt hätten, — zum großen Verdruß der Polizei fand man jedoch keinen Grund zur Anklage. „Ihre Staatsmänner thun mir leid," sagte damals der französische Minister Graf de Serre zu dem berühmten Niebuhr, „sie führen Krieg gegen Studenten."

Man spähte besonders nach verbotenen Verbindungen unter der studierenden Jugend. Als Arnold Ruge gefangen genommen wurde, machte Herr von Kamptz förmlich Polizeijagd auf einen ihm gehörenden Stock, auf welchem die Namen von einigen Jenenser Burschen eingeritzt waren, bis endlich das Corpus delicti glücklich in Stralsund konfisziert wurde. Ruge peinigte man mit langen Pausen zwischen den Verhören, während er sich in seinem Verschlag vor Wanzen nicht retten konnte. Für das Verbrechen „am hellen Tage die deutschen Farben getragen zu haben", mußte Fritz Reuter zuerst mit Gefängnis in einem erbärmlichen Loche in Berlin, danach, als Hochverräter verurteilt, in schmutzigen Festungskasematten büßen. In Bayern wurde die Festungsstrafe über einen jugendlichen politischen Sünder verhängt, kraft einer Anklage, die als besonders gravierenden Umstand anführte, daß man in seiner Kammer etwas gefunden habe, das einem deutschen Fürstenmantel gleiche. Zu tausenden mußten preußische Jünglinge auf österreichischen Antrieb ins Gefängnis oder ins Exil wandern. Kurz gesagt, die liberale Jugend des Bürgerstandes in Deutschland war in jenen Tagen so rechtlos und so verfolgt, wie im deutschen Reich später lange Zeit hindurch die sozialistische Jugend des vierten Standes, oder wie heutzutage die freisinnige Jugend in Rußland.

Hand in Hand mit der politischen ging, wie in der Regel, die religiöse Reaktion. Im Jahre 1821 schloß die preußische Regierung ein Konkordat mit dem Papste, das der katholischen Kirche einen unter Friedrich dem Großen undenkbaren Einfluß in Preußen gestattete. Ein Jahr danach wurde in der protestantischen Kirche eine neue Liturgie eingeführt, die sich der katholischen näherte, und

was sehr bezeichnend ist, sogar der Name Protestantismus bekam einen üblen Klang. Durch eine Kabinettsordre wurden 1821 die Namen Protestant und Protestantismus in Preußen verboten; die Zensoren erhielten Anweisung, diese Benennungen nicht mehr zu dulden, sondern durch das Wort „Evangelisch“ zu ersetzen.

Die Trauer, die in langen und anscheinend hoffnungslosen Reaktionsperioden das Gemüt aller Vorwärtsstrebenden überwältigt, legte sich über die Elite des deutschen Volkes. Die große Menge aber wurde bald von Schlaffheit und politischer Gleichgültigkeit ergriffen. Die Reaktion, die zuerst von außen aufgezwungen war, schlich sich bald in die Gesinnungen ein. Viele fingen an, eine repräsentative Verfassung, wie die Preußen versprochene, als eine unnütze Sache zu betrachten. Die Scham darüber, daß Preußen, das im Kriege gegen Napoleon so große Opfer gebracht hatte, eine Konstitution nicht erreichen könne, während die süddeutschen Staaten, die bis zuletzt mit dem Feinde gemeinsame Sache gemacht hatten, seit lange parlamentarische Kämpfe und öffentliches Leben besaßen, wurde von Anderen dadurch verhehlt, daß sie auf jene Scharmützel mit einer Geringschätzung sahen, die mit Neid und Ärger stark verwandt war. Man hob mit Schadenfreude hervor, daß der Bundestag, wo Österreich und Preußen den Ausschlag gaben, schon dafür sorge, daß die Bäume des süddeutschen Parlamentarismus nicht in den Himmel hinein wüchsen. Es war außerdem den süddeutschen Regierungen gelungen, die Opposition, die sich in den Kammern äußerte, in Verruf zu bringen. Teils vermochten die Minister häufig, eine Wahl, die ihnen unlieb war, zu hintertreiben, teils gewannen sie durch direkte Bestechung oder durch die Furcht vor Entlassung manchen Gegner und schließlich blieb ihnen noch der häufig angewandte Ausweg übrig, sich nicht im geringsten an den von den Kammern ausgesprochenen Willen zu kehren. Da die Regierungen die Macht hatten, lag es in der Natur der Sache, daß die parlamentarischen Verhandlungen gerade

bis zum Jahre 1830 kein tieferes Interesse irgendwelcher Art darboten.

Die deutsche Presse hatte nie hoch gestanden. Ausgesperrt wie sie jetzt von jeglicher Erörterung staatlicher Angelegenheiten war, mußte sie sich auf Mitteilung einfacher Thatsachen in der Politik beschränken und sich im übrigen mit Hofneuigkeiten, Berichten über stattgefundene Gewitterschäden und Überschwemmungen, über das Erscheinen von merkwürdigen Mißgeburten in der Tierwelt oder die Offenbarung von neuen Sternen in der Theaterwelt fast ausschließlich abgeben.

Die Gebildeten suchten eine Art Ersatz für die ihnen verweigerte Beschäftigung mit der Politik in einem aufgeregten, halbthörichten Interesse fürs Theater. Nie zuvor war die Vergötterung einer Sängerin oder einer Tänzerin so auf die Spitze getrieben worden. In Berlin wurden in den zwanziger Jahren alle anderen Interessen von der Frage über deutsche oder italienische Musik verschlungen. Man ging ganz und gar in dem Streite zwischen Spontini und Weber auf. Als Börne 1828 nach Berlin kam, war alles von der Sängerin Henriette Sontag so erfüllt, daß niemand etwas anderes über Börne wußte, als daß er einen Artikel über sie geschrieben hatte. Man kann in seinen Briefen aus Paris (im „Härings-Salat") die witzige und wahrheitsgetreue Darstellung davon finden, wie er allenthalben mit dem Ausruf angemeldet und empfangen wurde: „Es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben." Ja, noch im Jahre 1832 wurde daselbst alles, die Bewegung in Frankreich, die polnische Niederlage und das Mitleid mit den landesflüchtigen Polen, über die Füße der Tänzerin Fräulein Taglioni vergessen, die damals ihren Triumphzug durch Europa begannen. Der Hauptrepräsentant der reaktionären Geistesrichtung in Preußen, Theodor Heinrich von Rochow, schreibt im Mai 1832 an den Generalpostmeister von Nagler: „Sie wird tanzen, und somit ist große Freude und Beschäftigung vollauf...

die Mimik der Grazien der Taglioni haben die drohenden Zeichen der Zeit verdrängt.“ Das Wort Beschäftigung ist hier besonders bezeichnend. Dergleichen erfreute nicht nur; es beschäftigte.[1]

In litterarischer Hinsicht schwelgte das damals lebende Geschlecht, nachdem Goethe sein achtzigstes Jahr erreicht hatte, in einer Goethebewunderung, für welche alles, was der betagte Meister schrieb oder sagte, Weisheit, Schönheit und göttliche Poesie war. Sein ganzes Leben hindurch hatte er gegen Haß und Verkennung kämpfen müssen, jetzt wurde die Ehrfurcht vor ihm zur Karikatur. Besonders in Berlin erreichte sie die Grenze der Blödsinnigkeit.[2] In Zelters Briefen an Goethe heißt es in Veranlassung seines „Elpenor“: „Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hervorgehen sah.“ Alle diejenigen, welche Hindernisse auf dem Wege Goethes gewesen, so lange sein Name noch der streitenden Litteratur angehörte, wurden seine Verehrer von dem Augenblicke an, wo dieser Name als unbestrittene Autorität betrachtet und als eine Art von konservativem und nationalem Wahrzeichen aufgefaßt werden konnte. Im übrigen lag die Litteratur danieder; das romantische Phantasiespiel der Poesie war im Erlöschen — Raupach und Müllner beherrschten die Bühne, Clauren den Roman. Die Unterhaltungslitteratur sank immer tiefer in Plattheit und Lüsternheit hinab.

---

[1] Preußen und Frankreich zur Zeit der Revolution. Vertraute Briefe des Generals von Rochow, herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy.

[2] In der Berliner Mittwochsgesellschaft verfaßte ein Geheimrat Schulz folgendes Geburtstagsgedicht an Goethe: Ich wollt, ich wär ein Fisch — so wohlig und frisch — und ganz ohne Gräten — so wär ich für Goethen — gebraten am Tisch — ein köstlicher Fisch.

II

Die deutsche Wissenschaft, welche, nachdem die Überschwemmungen der Romantik den Erdboden mit ihrem Schlamm befruchtet hatten, mit all ihren Zweigen mächtig in die Höhe geschossen war, wechselte gleichzeitig die Farbe. Sie wurde durch die Ungunst der Verhältnisse mehr der Wirklichkeit entfernt und fester als je zuvor an das Bestehende geknüpft.

Hegel ist das große Beispiel. Im März 1819 stieß Karl Sand Kotzebue nieder, das Jahr vorher, am 22. Oktober 1818, bestieg Hegel zum erstenmal den Katheder an der Universität zu Berlin. Schon in seiner Antrittsrede gab er den Zuhörern sein Programm, und aus dem Programme ging es hervor, daß die Hegelsche Philosophie und der preußische Staat in seiner damaligen Gestalt aufs innigste zusammen gehörten; denn diese Philosophie beruhte auf der Allmacht des Begriffs, dieser Staat auf der Macht der Bildung und der Intelligenz. Daß Preußen gerade damals seinem Wesen und seiner Vorzeit untreu wurde, um am Gängelbande Österreichs der geistigen wie der politischen Reaktion zu dienen, kam nicht zum Ausdruck. Und doch waren die Karlsbader Beschlüsse gefaßt, und doch war es gerade Preußen, das damals die Initiative zu all den kleinlichen tyrannischen Verhaltungsmaßregeln ergriff, die bald ganz Deutschland unter polizeiliche Aufsicht stellten. Hegel aber war die Gefühlspolitik der Burschenschafter ebenso verhaßt, wie die Gefühlsphilosophie; ihm war die Wartburg-Zusammenkunft eine romantische Posse und der Dolchstich

Sands ein Greuel. In der Vorrede zur „Rechtsphilosophie“, seinem ersten und wichtigsten Werk in Berlin, ließ er sich nicht nur zur Verteidigung der Demagogenverfolgungen herab, sondern er erniedrigte sich auch dazu, Polizistendienste zu besorgen, indem er seinen ehemaligen Kollegen Fries den Regierungen angab: „Hoffentlich wird nicht Amt und Titel zum Talisman für Prinzipien werden, aus welchen die Zerstörung ebenso der inneren Sittlichkeit und des rechtschaffenen Gewissens als die Zerstörung der öffentlichen Ordnung und der Staatsgesetze folgt.“ Hegel stand von nun an als der philosophische Diktator Deutschlands da. Von Berlin aus beherrschte er die ganze deutsche Wissenschaft.

Es lag indessen in dieser Philosophie, ja sogar in eben diesem so konservativ angelegten Werke, der „Rechtsphilosophie“, eine Zweideutigkeit, die zukunftsschwanger war. Schon in jener berüchtigten Vorrede steht der Satz, der das klassische Wort des Zeitalters werden sollte, zuerst von dem Konservatismus der Restaurationszeit leidenschaftlich aufgenommen, dann von den jüngeren Schülern Hegels als Sturmbock benutzt. Mit gesperrter Schrift ist es da in zwei Zeilen zu lesen:

Was vernünftig ist, das ist wirklich,
Und was wirklich ist, das ist vernünftig.

Was heißt dies? Hegel entwickelt, daß, wenn das Gefühl das Gegenwärtige für eitel und nichtig erkläre, so sei das Gefühl selbst falsch, und wenn umgekehrt die Idee als bloße Vorstellung gelte, so müsse geltend gemacht werden, daß nichts als die Idee allein wirklich sei; es käme darauf an, das Ewige in dem Gegenwärtigen, Zeitlichen, Vorübergehenden zu entdecken, mit anderen Worten, in diesem Fall nicht einen Staat zu konstruieren, sondern den Staat zu begreifen, wie er sei.

Mit Recht hat Haym, der Biograph Hegels, es ausgesprochen, daß die Gottesgnadentumtheorie nicht so gefährlich sei wie diese, welche alles Bestehende als Bestehendes heilig spricht. Aber anderer-

seits kann mit ebenso gutem Rechte hervorgehoben werden, daß nicht der Umsturztrieb der revolutionären Jugend so weit ging, wie diese Lehre, die nur dem Vernünftigen Wirklichkeit zuspricht und all dem übrigen also nur eine Scheinexistenz beilegt, der man deshalb trotzen, ja die man zur Seite setzen, durchbrechen, sprengen dürfe und solle. Daher konnte Robert Prutz von diesem selben Satz sagen, mit ihm sei aller Zweifel gehoben, der alte Gott der Finsternis in den Abgrund gestürzt und ein neuer, ewig herrschender Zeus, die Idee, die sich selbst begreift, der Mensch als denkendes Wesen auf den Thron gesetzt.[1]

So verschiedentlich die Hegelsche Philosophie nun auch bald ausgelegt wurde, die Verwandtschaft zwischen dieser Lehre und der Poesie Goethes ward von allen Eingeweihten empfunden. Dem kleinen Kreise von Goethe-Verehrern in Berlin wurde Hegel der kräftigste Bundesgenosse, und sie verbanden in Einer Ehrfurcht die beiden Männer, die man den absoluten Dichter und den absoluten Philosophen nannte. Der rechtgläubige Hegelianer erblickte sogar ein bedeutungsvolles Zusammentreffen in dem Umstande, daß Hegel am 27. August, Goethe am 28. August geboren war. In den zwanziger Jahren saßen am Abend des 27. August die Treuen bei der festlichen Abendmahlzeit, tranken auf das Wohl des Meisters im Reiche der Gedanken und erinnerten sich der Worte in der Vorrede zur Rechtsphilosophie von Minervas Eule, die bei einbrechender Abenddämmerung ihren Flug beginnt. Aber sobald die Mitternachtsstunde geschlagen hatte, erhob sich ein Redner und verkündete die frohe Botschaft, daß Apollo, der Gott des Tages und des Gesanges, nun den herrlichen Tag, den 28., mit seinem Sonnenwagen am Himmel heraufführe.[2]

---

[1] Haym, Hegel und seine Zeit. S. 365 flg.; R. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart. S. 259 flg.

[2] Treitschke, Deutsche Geschichte. Dritter Band S. 686.

Das Nationalgefühl, das im Jahre 1813 den Feind aus dem Lande vertrieben hatte, enthielt zwei grundverschiedene Elemente, eine historische, zurückblickende Richtung, die sich bald als Romantik ausschied, und eine freisinnige, fortschrittsgläubige Richtung, die zum Liberalismus wurde. Als die Reaktion kam, stützte sie sich auf viele Grundsätze der Romantik und nahm sie zuletzt ganz in ihren Sold. Männer wie Görres, wie Friedrich Schlegel u. a. gingen vom Lager der Romantik hinüber in das Lager der Reaktion.

Die freiheitsliebende Gruppe hatte während des Kampfes mit Napoleon natürlich den Haß der Romantiker gegen Frankreich geteilt. Aber in dem Maße wie nach und nach aus ihren Sympathieen Wünsche und Ansprüche (auf Preßfreiheit, konstitutionelles Königstum, Wahlrecht u. s. w.) wurden, verdampfte notwendigerweise der Haß gegen Frankreich. Und je kräftiger die Reaktion wurde, desto stärker wurden die Blicke nach dem Nachbarlande hinübergezogen, das eine parlamentarische Verfassung besaß; bald gewannen die Helden des französischen Liberalismus auch für die deutschen Liberalen eine große Bedeutung, ja in der Entfernung nahmen sie sich bedeutender aus, als im Lande selbst. In Deutschland war nach dem Siege über Napoleon, wie vorher nach der Besiegung durch ihn, Ruhe stets die erste Bürgerpflicht. Hier war alles Gehorsam und Schweigen. Und es ging dann wie in der Regel, wenn ein hochbegabtes und im Handeln schwaches Volk nicht imstande ist, ein Joch abzuschütteln: der Druck gebar Selbstverachtung, die Selbstverachtung eine Art von verzweifeltem Witz, einen stehenden Galgenhumor, und es entwickelte sich unter den Besseren eine wahre Leidenschaft, im Spott Linderung über die eigene Armseligkeit zu suchen. Die Betrachtung der heimatlichen Zustände gab einen beständig wiederkehrenden Anlaß zur Selbstironie. Verspottet wurden die romantischen Schwärmereien, die Geduld und der Unterthänigkeitsgeist auf dem politischen, die Orthodoxie und der Pietismus auf

dem religiösen Gebiete. Die Karikaturformen des Staatslebens, der Religion und der Poesie reizten zum Spott, der bald rücksichtslos die Vaterlandsliebe verletzte, bald einen leichtfertigen Ton anschlug, welcher besonders bei der steten Hinweisung des Liberalismus auf Frankreich mehr französisch als deutsch war oder doch so erscheinen mußte.

III

In den hervorragenden unter den freiheitsliebenden Dichtern und Schriftstellern dieses Zeitalters werden verschiedene der jetzt berührten Schattierungen personifiziert. Adalbert von Chamisso, der mit seiner berühmten Prosaerzählung „Peter Schlemihl" und überhaupt mit gewissen Seiten seines Wesens der deutschromantischen Richtung angehört, während er in anderer Hinsicht dem französischen Geiste und der französischen Dichtung nahe steht, ist in mehreren seiner eigentümlichsten Gedichte, ja sogar in seinen kleinen epigrammatischen Versen ein Organ für die Trostlosigkeit der Besten über die immer steigende politische und soziale Reaktion. Schon im Gedichte „Die goldene Zeit" (1822) spottet er über ein Zeitalter, in welchem der ein Jakobiner ist, der öffentlich ausspricht, daß zwei und zwei vier sind; im „Nachtwächterlied" greift er die Jesuitenherrschaft an; in „Josua" und in dem „Dampfroß" höhnt er diejenigen, die der Zeit ihr Geheimnis geraubt haben und es verstehen, sie von Tag zu Tag zurückzuschrauben. In dem „Gebet der Witwe" giebt er mit tiefem Pessimismus ein Bild des herzlosen und für das Schicksal des gemeinen Volkes völlig gleichgültigen Regiments der herrschenden Partei; endlich faßt er seine Grundansicht der damaligen Zeit in jene bitter humoristischen vier Zeilen, die sich wehmütig als ein mehrstimmiger Kettengesang präsentieren, zusammen.

Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist die schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

In prinzipiellem Kampf mit der Romantik steht nach einem Jugendstreben, das sowohl durch die Wahl der Stoffe, wie durch die Nachbildung der Formen des spanischen Dramas romantisch war, Graf August von Platen-Hallermund. Er geiselt das letzte Aufflackern der Romantik in Deutschland, aber ohne den nötigen kritischen Takt, der erforderlich war, um zu unterscheiden, wer zur Gruppe der Romantiker gehöre und wer nicht; vom Litteraturdrama geht er zur politischen Lyrik über, nachdem es ihm mehr und mehr klar geworden, daß das Elend der öffentlichen Zustände die Grundursache sei, weshalb es dem deutschen Volke an Sinn für Kraft und Stil und Form auch in der Poesie fehle. Er vermag das Leben in Deutschland nicht auszuhalten; er nimmt seine Zuflucht zur sonnerfüllten Luft Siziliens und zu den süditalienischen Denkmälern der Antike, um die schwere Atmosphäre und den Druck des Staatsunwesens im heimischen Norden zu vergessen. Er kann gleichwohl seine Gedanken nicht von der Schande in der Heimat losreißen. Er schreibt sein Berliner Nationallied, das mit dem Chor eröffnet wird:

> Diesen Kuß den Moskowiten,
> Deren Nasen sind so schmuck;
> Rom mit seinen Jesuiten
> Nehme diesen Händedruck!

Und man findet bei ihm diesen bitteren Ausbruch von nationaler Selbstverachtung, niedergeschrieben in der Entrüstung darüber, daß seine Poesieen von der Zensur verhunzt werden:

> Doch gieb, o Dichter, Dich zufrieden,
> Es büßt die Welt nur wenig ein,
> Du weißt es längst, man kann hienieden,
> Nichts Schlechtres als ein Deutscher sein.

So romantisch Platens Gegner Heinrich Heine auch beginnt, so bricht durch seine Prosa doch bald der moderne Geist hindurch. Noch bevor er die eigentlich politische Saite angeschlagen, macht er sich in seinen „Reisebildern" mit einem beißenden Spott über

deutsche Zustände und den deutschen Stumpfsinn, der sich darin fügt, lustig. Für Ludwig Börne, so rein ästhetisch er lange scheinen konnte, da er Jahrzehnte hindurch nur als Theaterkritiker und Verfasser von novellistischen Kleinigkeiten auftrat, bildete von Anfang an in Wirklichkeit die abstrakte politische Freiheitsliebe das einzige Interesse.

Daß diese Schriftsteller Leser und Bewunderer fanden, giebt Zeugnis dafür, daß der denkende Teil des deutschen Volkes gegen Schluß der zwanziger Jahre seinen Autoritätsglauben sowohl auf dem politischen wie dem allgemein geistigen Gebiete ablegte. Um diese Zeit wurden die Verfolgungen der Burschenschaften mit leidenschaftlichstem Eifer betrieben. Sie wurden allerorten aufgelöst. Aber sie bildeten sich immer wieder von neuem, ja in einem einzelnen deutschen Staate, in Bayern, wurden sie beim Regierungsantritt des Königs Ludwig I. sogar von der Polizei erlaubt. In den Spaltungen, die zwischen ihnen entstanden, verraten sich die verschiedenen Strömungen, die damals das Volksgemüt durchzogen. In Erlangen bildeten sich von 1827 an drei gegeneinander feindlich gesinnte Verbindungen: Teutonia, Arminia und Germania.

Teutonia war das Organ der reinen Romantik, der religiösen Mystik, sie hatte sich als unbeteiligt an jeglicher Politik erklärt. Die Grundsätze der Arminia gingen auf strenge Sittlichkeit und wissenschaftliches Arbeiten aus; als das Ziel ihres Strebens bezeichnete sie die Umformung der öffentlichen Zustände mit der Einheit und Freiheit Deutschlands vor Augen. Germania schließlich entsprach der radikalen Strömung der Zeit. Sie hatte die Forderungen des älteren Tugendbundes in bezug auf strenge Sittlichkeit fallen lassen, hatte sich von allen Autoritäten und von jeglichem Autoritätsglauben, auch dem religiösen, losgesagt, und bekannte sich zu der Ansicht, daß das Ziel — das auch für diese Verbindung Deutschlands Einheit und Freiheit war — nur durch Revolution erreicht werden könne. Obgleich sie ihrem Wesen nach rein politisch

war, kann man sich kaum zu geringe Gedanken über ihre Bedeutung und Gefährlichkeit machen.

Diese drei Grundrichtungen fanden sich bald an allen deutschen Universitäten repräsentiert, und bezeichnend genug ergriff diejenige, deren Repräsentant die Germania war, in der Regel die Gemüter am stärksten.

IV

In dieses Stillestehen, dieses Unterdrücktsein und diese Gärung von Elementen der Selbstaufgebung und Hoffnung, des Selbstbespottens und der Freiheitssehnsucht fiel im Jahre 1830 die Nachricht von der Julirevolution in Paris; sie wirkte auf das öffentliche Bewußtsein in Deutschland wie ein elektrischer Stoß. Aller Augen richteten sich auf Paris, und es war Begeisterung, was man in den geistig lebendigen Kreisen fühlte.

Man beobachtet vielleicht am schärfsten die Wirkung auf die Jüngsten.

Zwei Monate vor der Revolution hatte Karl Gutzkow, neunzehn Jahre alt, wie er war, seiner eigenen Erzählung zufolge noch keinen Begriff von europäischer Politik. Er wußte weder, wer Polignac war, oder was es hieß, la Charte (die französische Konstitution) zu kränken. Er wußte nur, daß die deutschen Burschenschaften trotz aller Verfolgungen noch am Leben seien, und daß es darauf ankäme, Deutschlands Einheit ins Werk zu setzen. Wenn er sich Umwälzungen dachte, die den Gang der Begebenheiten beschleunigen könnten, so erwartete er dieselben eher von Erlangen oder Jena als von Paris; höchstens dachte er sich die Möglichkeit, daß eine Schar heimkehrender Philhellenen in Stralsund landeten, mit bewaffneter Hand sich der Stadt bemächtigten, die pommersche Landwehr zu den Waffen riefen, und daß die Bauern dann, vielleicht von Hungersnot getrieben, sich dem Aufstand anschließen würden.

Um diese Zeit war der französische Publizist Saint-Marc Girardin nach Berlin gekommen, um die deutsche Sprache, das deutsche Schulwesen, außerdem evangelische Theologie zu studieren, wie sie von Schleiermacher und Neander repräsentiert wurde, und den Pietismus, wie er in Halle gedieh, kennen zu lernen. Als Mitarbeiter des Journal des débats bekam er regelmäßig das Blatt aus Paris geschickt, und als Aspirant auf einen Ministerplatz verfolgte er eifrig den Fortschritt der Opposition in Frankreich. Gutzkow gab ihm täglich eine Stunde Deutsch; — sie lasen eine Komödie von Kotzebue, den der Franzose als Übungsstoff Goethe und Schiller vorzog, aber sie verfielen immer in Gespräche über Politik. Gutzkow machte Saint-Marc Girardin gegenüber kein Hehl daraus, welch geringe Gedanken er über die allgemeine politische Bedeutung der Verfassungsverhältnisse in dem französischen Staate hege, und er sprach offen der Burschenschaft in Jena größeren Einfluß auf den Gang der Geschichte zu, als der Deputiertenkammer in Paris. Girardin gab lächelnd eine höfliche Antwort. Bisweilen wurden diese Gespräche durch Eduard Gans, den berühmten preußischen Professor, den bekanntesten Schüler Hegels in der juristischen Fakultät, den Freund Varnhagens und Heines, unterbrochen, der mit großer Sprachfertigkeit im Französischen sich an der politischen Erörterung beteiligte und mit seinem schwarzen Wollhaar und seinem Backenbart für Girardin eine auffallende Erscheinung war.

Da Gutzkow den elegant gekleideten, geschmeidigen und spöttischen Professor vom Katheder herab über die Burschenbewegung scherzen und das spaßhafte Bekenntnis ablegen gehört hatte, daß auch er einstmals an den Ufern der Saale in Erwägung gezogen, wie man am besten Deutschland zu einer Kaiserkrone verhelfen könne, beschwor Gutzkow den französischen Politiker, nicht zu glauben, daß die deutsche Jugend wie Gans denke: „Das weiß ich," antwortete Saint-Marc Girardin, „Sie wollen die Welt mit Sanskrit befreien."

Am 3. August 1830 wurde in dem Festsaale der Universität

zu Berlin der Geburtstag des Königs mit Gesängen und Reden gefeiert. Die Studenten standen dicht gedrängt vor der Schranke, hinter welcher Professoren, Beamte und hohe Offiziere saßen. Der berühmte Philologe Böckh war der Redner, und über seinem Haupte sang der akademische Chor unter Leitung des Musikdirektors Zelter, des Korrespondenten Goethes. Der Rektor der Universität, der Jurist Professor Schmalz, ging mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Honoratioren einige Worte zu wechseln. Gans hingegen war aufgeregt und ungeduldig; er ließ einige Briefe von Friedrich von Raumer, die gerade von Paris eingetroffen waren, im Saale von Hand zu Hand gehen. Der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., saß lächelnd da, aber alle wußten, daß in Frankreich vor wenigen Tagen ein König vom Throne gestoßen worden war. Es war, als ob der Kanonendonner der Barrikaden in den Festsaal hineindröhne. Böckhs Rede über die schönen Künste vermochte nicht die Aufmerksamkeit zu erregen, und als Hegel vom Rednerstuhl herab die Namen derjenigen nannte, die mit Erfolg die Preisaufgaben des Jahres gelöst, hörte niemand darauf als die, welche die Medaillen gewonnen hatten. Gutzkow selbst hörte zwar mit dem einen Ohr, daß er den Preis der philosophischen Fakultät gewonnen habe, aber mit dem anderen Ohr hörte er von einem Volk, das einen König abgesetzt, von Kanonenschüssen, von Hunderten, die im Kampfe gefallen waren. Selbst die Glückwünsche, die man ihm darbrachte, überhörte er, er öffnete nicht einmal das Futteral, das die goldne Medaille mit dem Bilde des Königs enthielt; er hatte die Hoffnung auf ein Professorat vergessen, die er an den Wunsch, sie zu gewinnen, geknüpft hatte; betäubt stand er da und dachte an Saint-Marc Girardin, an dessen Prophezeiungen und an seine eigenen über die deutsche Burschenschaft. Dann lief er nach einer Konditorei Unter den Linden und las zum erstenmal in seinem Leben eine Zeitung mit Leidenschaft. Er konnte kaum das Erscheinen der Staatszeitung am selben Abend erwarten; nicht

weil er seinen Namen unter denen der Sieger im akademischen Wettkampf gedruckt sehen wollte, er wollte nur wissen, wie es in Paris aussah, ob die Barrikaden noch ständen, ob Frankreich aus Lafayettes Händen als eine Republik oder als ein Königtum hervorgehen würde. „Die Wissenschaft lag hinter mir, die Geschichte vor mir," schreibt er.[1]

Und seine Gestalt ist typisch für die jüngste Generation im damaligen Deutschland — die Zwanzigjährigen.

Fast gleichzeitig mit dieser politischen Erweckung Karl Gutzkows fand im Arbeitszimmer des einundachtzigjährigen Goethe das berühmte Mißverständnis statt, indem der Besuchende, der von dem Greis mit dem frohen Ausruf über die große Entscheidung in Paris empfangen wurde, zu Anfang glaubte, daß Goethe die Julitage meine, und erst etwas später verstand, daß er über die Entscheidung des naturwissenschaftlichen Streites zwischen Cuvier und Saint-Hilaire zu gunsten des letzteren sprach. Lange genug hat man in diesem denkwürdigen Mißverständnis nur ein Symptom der Goetheschen Beschränkung dem Politischen gegenüber gesehen; es ist nur billig auch die andere Seite jener bezeichnenden Anekdote hervorzuheben, die berechtigte Überlegenheit des weisen Alten einer überschätzten politischen Begebenheit gegenüber. In Wirklichkeit war dieser naturwissenschaftliche Streit durch seinen Ideeninhalt wichtiger und in seiner umformenden Wirkung auf das Aussehen der geistigen Weltkarte bedeutungsvoller als die französische Staatsumwälzung. Die Theorieen Saint-Hilaires über die Einheit der Typen sind ja Vorläufer von Darwins Werk „Über den Ursprung der Arten". Aber das Bild von der Überwältigung des jüngsten Geschlechtes durch die politische Katastrophe in Frankreich tritt noch schärfer auf dem Hintergrund von Goethes Unangefochtenheit hervor.[2]

---

[1] Karl Gutzkow, Das Kastanienwäldchen in Berlin. — Rückblicke auf mein Leben. S. 7.

[2] Vergl. Emil Kuh, Biographie Fr. Hebbels. S. 437.

Tief war indessen der Eindruck auf die hervorragenden Individualitäten, die weder der jüngsten noch der ältesten Generation angehörten.

Die bedeutendste denkende Frau des Zeitalters, Rahel, die vorzüglichste Bewunderin Goethes, die zu dieser Zeit schon sechzig Jahre alt war, wurde, sensitiv wie sie war, sympathisch von der Revolution berührt. Sie als Frau interessiert die soziale Seite der Umwälzung mehr als die politische. Sie wird vom Saint-Simonismus ergriffen, empfindet mit jugendlicher Gesinnung, welche Keime er mit sich führt, und sie sieht in der Julibewegung die Einleitung zum Triumph der sozialen Ideen Saint-Simons.

Mit diesem belebenden und begeisternden Eindruck von der Julirevolution vereinigte sich ein anderer, der den Stachel der politischen Leidenschaft bei dem jüngeren Geschlechte schärfte, der Eindruck vom Ausbruch des polnischen Aufstandes. Man sieht es am deutlichsten bei Platen, der in stürmischer Erregtheit die poetische Aufforderung an den Kronprinzen von Preußen richtet, er möge sich der Sache des unglücklichen Polens annehmen — es hieß nämlich, daß der Kronprinz ihr günstig gesinnt sei. Platen dichtet seine Polenlieder, die einzigen von seinen Poesieen, in denen er sich zur Leidenschaft erhebt, stolze Freiheitsgesänge mit dem derbsten Hohn gegen den Selbstherrscher, dem wie einer Allmacht an den deutschen Höfen gehuldigt würde, und gegen diejenigen, welche sich von seinen Rubeln bestechen und kaufen ließen.

In Börnes Gemüt schlug die Nachricht von der Julirevolution wie ein Blitzstrahl ein.

Im Sommer 1830 hielt er sich im Bade Soden in der Nähe von Frankfurt auf, um sich von einem langwierigen Gichtfieber und mehreren Anfällen vom Blutsturz zu erholen. Sein „Tagebuch" zeigt, wie völlig alle seine politischen Hoffnungen erloschen und alle seine Wünsche verstummt waren. Eine Seele wie die seine, deren Sehnsucht nach Freiheit Leidenschaft war, und deren Hungern und

Dürsten nach Gerechtfertigkeit an seiner Lebenskraft zehrte, konnte zuletzt nicht mehr den Druck der politischen Reaktion ertragen.

Er war nun 44 Jahre alt und hatte seit der Epoche der Freiheitskriege, d. h. als Jüngling und Mann, nur die Triumphe der Schlechtigkeit und die Verfolgung von allem, was Rechtssinn und Freisinn war, erlebt. Er hatte nie sein Auge von dem Blatte Papier, das er beschrieb, aufschlagen können, ohne die bleiche Furcht vor jeder großen Leidenschaft, vor Idealen, ja vor Jugend auf den Herrscherstühlen thronen zu sehen, Seite an Seite mit tierischem Selbsterhaltungstrieb und tierischem Schwelgen in Genüssen — das Prinzip Metternich und Gentz. Er hatte nicht das geringste von den Überzeugungen seiner Jugend noch seiner Mannesjahre aufgegeben, aber über der Welt hing ein Trauerflor. Es war ihm zu Mute, als lebe er in Deutschland auf dem Grunde des Meeres, wo eine Taucherglocke ihm eben Luft genug gebe, um kärglichen Atem zu holen. In Paris hatte er frische Luft eingeatmet. Da hatte ihn das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückt. Jetzt fröstelte er wieder in der Tiefe unter Fischen. Er litt die entsetzlichste Langeweile. Die Stille machte ihn krank, die Enge machte ihn wund.

Er bezeichnet sich als eine von den Naturen, die „kein Sologeräusch" der Existenz ertragen. Er bedurfte „Symphonieen von Beethoven oder ein Donnerwetter". Er war einer von den Menschen, die in dem Zuschauerraum des Lebens „keine Loge für sich oder über sich" haben wollen. Er wollte „unten sitzen" mit der ganzen Schar um sich herum.

Es war ihm, als ob der Wert des Lebens in Deutschland unter der Erde in der Stille der Mitternacht von Falschmünzern ausgeprägt würde. Die, welche in Deutschland arbeiteten, genossen nicht, und die, welche genossen, welche droben im Tageslichte die Lebenswerte, „das Werk dunkler Angst" in Umlauf setzten, die arbeiteten nicht. In Frankreich lebte ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers,

der mit Depeschen an fremde Städte gesendet wird, immer an andere, und der auf seinen langen Reisen das Verschiedenartigste sieht und genießt, in Deutschland lebte er wie ein Postillon, der immer dieselbe kurze Reise zwischen zwei Haltestellen macht, und dem das Glück dafür ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich könnte der Postillon den Weg im Schlafe machen, er kannte ja jeden Stein auf diesen zwei Meilen, und das nannte man in Deutschland gründlich sein; aber Börne, der in Soden in dem kleinen Gasthof saß und den Kampf der Gänse, die Eifersucht der Truthähne und das Kokettieren der Truthennen im Hofe studierte, war wenig erfreut über die Gelegenheit zu seltener Gründlichkeit, die sich ihm darbot.[1]

Da bekam er die Nachricht, daß das Ministerium Polignac die Ordonnanzen erlassen, einen Verfassungsbruch begangen habe, und alles ahnend, was dieser Schritt zur Folge haben werde, brach er in die Worte aus: „Und Gott sagte, es werde Licht!"

Die Nachricht vom Ausbruch der Revolution erfolgte. Mit Ungeduld erwartete er jeden Tag die Stunde, wo die Zeitungen kamen. Er ging täglich auf die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Postboten. Dauerte es ihm zu lange, so ging er sogar bis Höchst, von wo aus die Zeitungen gebracht wurden. Bald hielt er es nicht mehr in Soden aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und erstaunte, elektrisierte dort die Umgebung durch sein Feuer. Man erkannte den früher so wortkargen Börne mit dem leidenden Äußeren nicht wieder; es schien ein Wunder mit ihm geschehen zu sein; er war von neuem jung und gesund. Alle seine alten Träume schienen verwirklicht, und alles, was er in der langen Zeit in seinem Innern hatte unterdrücken müssen, erhob sich wie die elastische Feder, wenn ein Druck entfernt wird.

Bald ertrug er auch nicht mehr den Aufenthalt in Frankfurt; nicht lange nachher war er in Paris.

[1] Aus meinem Tagebuch. Soden 22. Mai 1830.

Am 7. September schreibt er aus Straßburg: „Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauers, der von Straßburg kommend, in Kehl an mir vorüber ging. Es erschien mir wie ein Regenbogen nach der Sündflut unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Übelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern ... Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Teil des Tuches flatterte in deutscher Luft. Fragen Sie doch den ersten besten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht sei. Es war nur der rote Farbenstreif der Fahne, der in unser Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe sein, die uns zu teil werden wird von Frankreichs Freiheit. Rot, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde."

Börne ist hier nur Organ eines Gefühles, das den größten Teil der Vielen in Deutschland ergriffen hatte, die für Enthusiasmus empfänglich waren. Der Heldenmut der französischen Polytechniker, Studenten und Arbeiter während les trois jours glorieux wurde wie in Frankreich selbst bewundert, und doppelt bewundert als Ausschlag einer Thatkraft, die, wie es schien, der deutschen Nation abhanden gekommen war. Überall war man dazu geneigt, sich in übertriebenem Hohn zu verlieren über den eignen Mangel an politischem Sinn und Blick, über den eignen Mangel an Fähigkeit im entscheidenden Augenblick loszuschlagen.

Wirkten die Begebenheiten nun so stark auf Charaktere wie Börne und auf Enthusiasten, wie sie sich besonders innerhalb des gelehrten Standes fanden, so wird das Bild vervollständigt, wenn wir den Eindruck beobachten, den es auf die Männer der Reaktion machte.

Gentz, der von vornherein über die Energie Karls X. gejubelt hatte, wurde immer besorgter, je näher der Staatsstreich heranrückte:

„Die Ordonnanz gegen die Zeitungen und Bücher betrachte ich als ein kolossales Wagstück, dessen Ausführbarkeit mir noch nicht recht einleuchtet ... Mit solchen Waffen darf man nur spielen, wenn man seiner Kraft und seiner Mittel gewiß ist. Leute wie Polignac und Peyronnet, wenn sie sich in diese Regionen versteigen, gehen zu Grunde." Sobald sich indessen der erste Schrecken etwas gelegt hatte, begannen er und seine Geistesverwandten ihre weitverzweigte Wirksamkeit, um Vorteil aus jeder Blöße zu ziehen, die sich die politisch Freisinnigen gaben. Klug benutzt, könnten die Nachwirkungen der Julirevolution in Deutschland durch rücksichtslose Unterdrückung und Verfolgung, Zensur und Verhaftung die deutsche Freiheitsbewegung auf lange Zeiten brechen, und solchergestalt könnte die Revolution (wie Metternich ein paar Jahre später über das revolutionäre Hambacher Fest sagte) aus einem Feste der Schlechten ein Fest der Guten werden. Und wirklich, nur ein Jahr danach konnte Gentz, der bisweilen die Zukunft schwarz genug gesehen hatte, schreiben: „Nun fort mit allen schwarzen Gedanken! Wir sterben nicht, Europa stirbt nicht, was wir lieben, stirbt nicht. Wie viel bilde ich mir darauf ein, nie verzweifelt zu haben."

Wie Metternich stilistischen Sinn genug hatte, um Börne zu bewundern, so war Gentz ein hartnäckiger Schwärmer für Heinrich Heine. Vor der Julirevolution war es eben noch möglich, Heine vorzugsweise als Dichter der unglücklichen Liebe und als poetischen Humoristen mit einem leichten Anstrich von Blasphemie und Leichtsinn aufzufassen.

Heinrich Heine verweilte im Sommer 1830 auf Helgoland, träumte an dem Strande, starrte hinaus übers Meer, lauschte auf das Plätschern der Wogen. Er hatte das Hoffen auf bessere Zeiten aufgegeben. Er las in den wenigen Büchern, die er mitgenommen hatte, im Homer, in der Bibel, in der Geschichte der Longobarden und in einigen alten Schriften über Hexenwesen. Er begriff kaum selbst, daß er noch vor kurzem in München Redakteur der „Poli-

tischen Annalen" gewesen war. Zwei Tage nach Beendigung der Julirevolution (die Nachricht davon war noch nicht nach Helgoland gekommen) schreibt er in einem seiner Briefe von dort, daß er jetzt beschlossen habe, alle Politik und Philosophie an den Nagel zu hängen, um sich ganz der Naturbetrachtung und der Kunst hinzugeben: all dieses Quälen und Abmühen sei doch nutzlos; wenn er sich auch noch so viel für das allgemeine Heil martere, so würde dies doch nur wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibe zwar nicht im starren Stillstand, aber sie bewege sich im erfolglosesten Kreislauf. Als er noch jung und unerfahren war, hätte er geglaubt, daß, wenn auch im Befreiungskampf der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde gehe, doch die große Sache am Ende siegen müsse, nun sähe er ein, daß sich die Menschheit wie das Meer nach den Gesetzen von Ebbe und Flut bewege.

Wenn nun auch die Ausdrücke erst nachträglich arrangiert worden, wenn auch diese Briefe nicht echt sind, sondern ein Memoiren-Bruchstück, das nur um einer Kontrastwirkung willen später als Übergangspartie in das Buch über Börne[1] eingeschoben wurde, so hat man hier doch zweifellos ein richtiges Bild von Heines Stimmung in jenen Tagen.

Am 6. August schreibt er dann: „Ich saß gerade und las in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspaket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderte." Es war ihm alles wie ein Traum, besonders klang ihm der Name Lafayette wie eine Sage aus seiner frühesten Kindheit; er konnte es kaum fassen, daß der Mann, welcher die Großväter der jetzt lebenden

[1] Heine, Sämtliche Werke. Zwölfter Band S. 80 flg.

Generation in dem amerikanischen Freiheitskriege geführt hatte, nun von neuem als Nationalheld zu Pferde sitze. Ihm war, als müsse er selbst nach Paris, um das zu sehen.

Er schreibt in heftigem Pathos, den er jedoch gleich selbst mit einer leichten Selbstironie dämpfen muß: „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen; worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen, Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme, vielleicht auch ganz toll."

Er erzählt unter anderm, daß der Fischer, der ihn einige Tage später hinüber zur Düne, wo man badet, ruderte, freudig lächelnd ihm die Neuigkeit mit den Worten berichtet habe: „Die armen Leute haben gesiegt!" Heine erstaunt über den richtigen Instinkt des Volks. Und doch war es gerade umgekehrt: die reichen Leute waren es, die gesiegt hatten, und die am Ende die Sieger blieben.

Aber schon eine Äußerung wie die zuletzt angeführte zeigt, wie die deutschen Schriftsteller die Julirevolution auffaßten. Sie flößte ihnen die religiösen Gefühle ein, mit welchen vierzig Jahre vorher die leitenden Geister des damaligen Deutschland die große Revolution umfaßt hatten. Sie war ihnen nicht ein Ausdruck der

Stärke der liberalen Bourgeoisie und ihrer Fähigkeit, die niederen Klassen für sich arbeiten und bluten zu lassen, sondern im allgemeinen das Signal zur politischen, ökonomischen und religiösen Befreiung des Menschengeschlechtes. Sie war ihnen die Großthat, die mit einem Schlage das Joch von dem Volke und den Druck von den Gemütern abschüttelte.

Einer von den vorzüglichsten unter den radikalen Schriftstellern der vierziger Jahre, Robert Prutz (damals erst vierzehn Jahre alt), hat 1847 vortrefflich diesen Eindruck wiedergegeben. Seit fünfzehn Jahren, sagt er, hatte es ausgesehen, als wäre die ewige Zeugungskraft der Weltgeschichte erlahmt. Fünfzehn Jahre hindurch hatte man gebaut und gekittet, Kongresse gehalten, Bündnisse gestiftet, das Netz der Polizeiherrschaft über Europa verbreitet, Ketten geschmiedet, Gefängnisse bevölkert, Galgen errichtet — und drei Tage hatten hingereicht, um einen Thron zu stürzen und alle Throne zittern zu machen. Es war also nicht wahr, das Ungeheure, womit die Fürsten geprahlt, und das die Hofromantiker besungen hatten.[1] Das tausendjährige Reich der heiligen Allianz hatte fünfzehn Jahre gewährt. Es schien daher, als müsse jetzt ein neuer Frühling auch in dem politischen und geistigen Leben des deutschen Volkes erstehen.

[1] R. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart. S. 270, 271.

V

Die klassische Litteratur Deutschlands um die Wende des Jahrhunderts war antikisierend in Stoff und Form gewesen; die romantische Litteratur, die ihr folgte, hatte in den Stoffen wie in den Formen das Mittelalter angebaut, beide hatten von der umgebenden Wirklichkeit Abstand genommen, sich von dem Gegenwärtigen, von den politischen und sozialen Verhältnissen der Zeitgenossen fern gehalten; weder die eine noch die andere dieser Litteraturgruppen hatte direkt eine Umformung derselben erzielt. Das Ideal schwebte entweder im tiefblauen Äther Griechenlands oder in dem katholischen Himmel des Mittelalters.

Jetzt wurde es resolut zur Erde herunter gezogen. Vor den Augen der Träumenden und Strebenden erschien das moderne Ideal, ein Ideal, das kein mystisches Element mehr hatte. Und mit einer Hast, einer Gewaltsamkeit, die allzuoft die Prosaform journalistisch und die Poesie nur lyrisch oder rein fragmentarisch machte, gingen jetzt die oppositionell angelegten Dichter und Schriftsteller darauf aus, das moderne Leben und dessen Inhalt in die Litteratur hineinzuziehen. Aber dadurch, daß dieses Zueignen und Einziehen unter Einnehmung einer Kampfstellung geschah, wurden Witz und Satire in Deutschland hervorragendere Mächte als je zuvor, während man, was Trotz und Sturm gegen das Bestehende betrifft, die Stimmungen und Inspirationen der Sturm- und Drangperiode wieder aufgenommen zu haben schien. Es war ein mächtiger Freiheitsdrang, der zuerst Heine und Börne dahin brachte, der deutschen Litteratur

eine neue Bahn zu brechen, und der später die Schriftsteller entflammte, welche ihnen folgten und mit dem unbestimmten Namen „Das junge Deutschland" bezeichnet wurden.

Eine einzelne Erscheinung gab es inzwischen, die, obgleich ausländisch, oft genannt, häufiger ungenannt, mehr vorbildlich als irgend welche Gestalt der Vergangenheit im eigenen deutschen Geistesleben wirkte: die Persönlichkeit und das Lebenswerk Lord Byrons. Für seine künstlerischen Schwächen und Mängel gingen erst spät den Deutschen die Augen auf. Nur Gutzkow kritisiert ihn verständig ungefähr vom Jahre 1835 an. Byron, den schon Goethe bewundert und geliebt hatte, zwar vorzugsweise wegen der Partieen seiner poetischen Werke, in welchen der alte Meister ihn von seinem Eigenen beeinflußt zu finden glaubte, er, mit seinem ungezügelten Trotz und seinem Thatendrang, mit seiner Verachtung der Unfreiheit, die sich in den sogenannten „Freiheitskriegen" gegen Napoleon verbarg, mit seinem Auftreten für alle unterdrückten Völker, seinem Aufruhr gegen das soziale Herkommen, seiner Sinnlichkeit und seinem Spleen, seiner leidenschaftlichen Freiheitsliebe auf allen Gebieten, wurde nun, durch seinen Tod als Befreier verklärt, eine Personifikation von allem, was man unter modernem Geist und moderner Poesie verstand.

Mit inniger Begeisterung wurde er von Wilhelm Müller, dem Dichter der „Griechenlieder" besungen:

Siebenunddreißig Trauerschüsse? Und wen haben sie gemeint?
Sind es siebenunddreißig Siege, die er abgekämpft dem Feind?
Sind es siebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Brust?
— — — — — — — — — — — — — — —
Siebenunddreißig Jahre sind es, welche Hellas heut beweint!
Sind's die Jahre, die Du lebtest? Nein, um diese wein' ich nicht:
Ewig leben diese Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht.
Auf des Liedes Adlerschwingen, die mit nimmermüdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauschen, rauschend große Seelen wach.
Nein, ich wein' um andre Jahre, Jahre, die Du nicht gelebt,
Um die Jahre, die für Hellas Du zu leben hast gestrebt:

Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir des Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone Dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!
— — — — — — — — — — — — —

Der Stolz Byrons und seine Verachtung politischer Unfreiheit begegnen uns bei Platen; sein aristokratischer Ton, sein Unwille gegen Vorurteile, seine Reiselust, seine Vorliebe für die Tierwelt und die Natur, seine Anmut und seine Ironie kehren bei dem Fürsten Pückler wieder. Wie unermeßlich sein Einfluß auf die Formung des dichterischen Ideals von Heinrich Heine gewesen, bedarf keines Nachweises, so schlagend wird es von jedermann empfunden, der mit dem Gang der neueren europäischen Litteratur vertraut ist. Aber merkwürdig und lehrreich ist es, zu beobachten, in welchem Lichte Byron vor dem ersten bahnbrechenden Geist der neuen deutschen Litteraturrichtung steht. Börne war ja eine von dem englischen Dichter vom Grund aus verschiedene Persönlichkeit. Man könnte also glauben, daß er an den frivolen und koketten Seiten von Byrons Individualität wie an den Schwächen Heines Anstoß genommen hätte. Er war weit davon entfernt. Man lese, in welchen Ausdrücken er nach dem Studium von „Byrons Leben“ durch Moore sich über ihn ausspricht. Er nennt[1] das Buch „Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Reise durchs Leben friert“. Er ist nah daran, vor Neid über diese Lebensführung krank zu werden.

„Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam sein, als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockne Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er herumgeschleudert; aber welche selige Insel hat er auch entdeckt! ... Das

[1] Briefe aus Paris. S. 44.

ist die königliche Natur ... König ist, wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh sein, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte ... Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin."

Wie man sieht, nimmt Börne nicht nur alles in Byron ernst, er sieht nicht einmal in ihm den Genußmenschen, der ihn Goethe gegenüber in so hohem Grade zurückstieß. Ja, was noch auffallender ist, Börne findet seine eigene Natur mit der Byrons verwandt. Er schreibt: „Vielleicht fragen Sie noch verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort, und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich nicht passe."

Worte wie diese geben ein starkes Zeugnis von dem Zauber, den Byrons Schatten noch auf die Gemüter der leitenden Persönlichkeiten ausübte.

VI

Unter Verhältnissen und Einflüssen, wie die hier geschilderten, entstand die oppositionelle Litteratur zwischen 1820 und 1848. Wenn man eine so große Gruppe von Geisteserzeugnissen überschaut, so hat man natürlicherweise darin in aller Allgemeinheit eine Menge Aktenstücke darüber, wie die Menschen zu jener Zeit fühlten und dachten, in welche Formen ihre Kultur gekleidet war, welche Formen ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre Menschenliebe und Freiheitsliebe, ihr Rechtsgefühl und ihr Staatssinn annahmen, und dann darüber, wie ihr Geschmack beschaffen war, das heißt, wie der schreiben mußte, der die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und lebendiges Interesse erwecken wollte. So wird unser historischer Wissensdrang in diesem Punkte befriedigt.

Demnächst entsteht unwillkürlich die Frage über den Wert dieser Litteratur. Was die philosophischen Schriften betrifft, wird dies zunächst eine Frage danach, ein wie großes Maß von neuen Wahrheiten sie umfassen. Oder betrachtet man sie, wie man nur allzuhäufig muß, als eine Art von Schöpfungen der Phantasie, so entsteht die Frage über die Tragweite und Fruchtbarkeit ihrer Hypothesen. Für die dichterischen und teilweis für die verwandten, historisch schildernden Werke ist die Frage über ihren Wert dieselbe wie die Frage über ihre Schönheit, da wir unter Schönheit nichts anderes als den künstlerischen Wert verstehen.

Von der großen Anzahl der Schriftsteller einer Periode bleiben nun bekanntlich nach Verlauf von ein paar Menschenaltern immer

nur wenige übrig, die noch gelesen werden. Von einer ungeheuren Anzahl von Werken bleiben nur einzelne bestehen, welche man sich noch aneignet. Von den Geistern jener Periode sind nur sehr wenige in unseren Tagen außerhalb Deutschlands gekannt und gelesen. In Deutschland liest man natürlicherweise weit mehr, doch sind es immerhin verhältnismäßig nicht viele Werke der damaligen Zeit, die noch heute die Allgemeinheit beschäftigen.

Die erste, gröbste Kritik wird also von der Zeit ausgeübt: nach Verlauf von so und so vielen Jahren wird von dem oder jenem Schriftsteller nichts mehr verkauft, während von den Werken anderer beständig neue Auflagen erscheinen. Aber dies, daß ein Schriftsteller lange Zeit und in weiten Kreisen gelesen wird, ist noch kein unbedingter Beweis für seinen Wert. Das beweist nicht, daß er zu den besten, nur daß er zu den unterhaltendsten und verbreitetsten gehört. Die Verbreitung kann aber durch hohe Kultur und Seelenadel gehindert werden, obgleich diese Eigenschaften in der Regel die Dauer sichern.

Von all den Männern jener Zeit werden außerhalb Deutschlands heutzutage von den Denkern nur Feuerbach — doch wenig — und Schopenhauer stark studiert; aber dieser letztere hat erst in einer weit späteren Periode die Geister beeinflußt, und alle beide Denker werden weniger des Inhalts, als der Originalität und Kühnheit des Stils wegen gelesen. Von den Dichtern jener Periode liest man außerhalb Deutschlands nur Heine stark und fortwährend. In Deutschland wird er wie die Brennnessel im Gemüsegarten der Litteratur beurteilt und betrachtet; die Historiker verbrennen sich ihre Finger an ihm und verwünschen ihn. In Litteraturgeschichten und Zeitungsartikeln wird seine Prosa als veraltet und seine Poesie als verkünstelt bezeichnet, während gleichzeitig seine Werke, jetzt wo sie Gemeingut geworden sind, in unzähligen Auflagen neu herausgegeben werden. Aber außerhalb Deutschlands lebt sein Ruhm nicht nur unangefochten, sondern er ist in stetem Wachsen und

Steigen begriffen. Er beschäftigt die Gemüter in Frankreich wie ein Zeitgenosse. Er ist der einzige hervorragende fremde Dichter, den die Franzosen wie einen von den Ihrigen und zwar wie einen von ihren Größten betrachten. Kein fremder Schriftstellername kommt in französischen Büchern heutzutage so häufig vor, wie der seine, und keiner wird mit größerer Bewunderung genannt, nicht einmal die Namen von Shelley oder Poe.

In großen Gemeinwesen wird nicht selten die Frage aufgeworfen, wie man zu verfahren habe, um sich eine ganz auserlesene Sammlung der hundert besten Bücher, die es in der Weltlitteratur gebe, anzulegen. Die Antworten lauten natürlich sehr verschiedenartig. Aber in allen romanischen und slawischen Ländern wird Heines Name einer der ersten auf den Listen sein. In England finden sich auf solchen Listen gewöhnlich neunzig englische Bücher und zehn fremde, aber Heinrich Heine ist unter diesen. Der Glaube, daß es hundert Bücher giebt, die zu lesen für alle Menschen die gleiche und zwar größte Bedeutung habe, ein Glaube, der von der protestantischen Vorstellung herstammt, es gäbe ein Grundbuch dieser Art, ein solcher Glaube ist ein kindlicher, und jene Frage ist nur insofern interessant, als sie beweist, was für ein ganz unpersönliches Bildungsideal dem Frager und denen, die so naiv sind, sich auf die Beantwortung einzulassen, vorschwebt. Lehrreich ist es indessen zu sehen, wie die Antworten in gewissen bestimmten Fällen in betreff Heines gelautet haben. Man erinnert sich vielleicht, wie erstaunt die deutsche Presse vor einigen Jahren war, als eine Menge englischer Listen veröffentlicht wurden und Heine unter allen deutschen Schriftstellern am häufigsten auf ihnen zu finden war; denn es gab Listen darunter, auf denen nicht ein einziges Buch von Goethe sich befand.

Dieser Weltruhm beruht jedoch nicht allein auf den Vorzügen Heines, sondern auch darauf, daß es große Partieen in seinen Werken giebt, zu deren Verständnis nur eine recht niedrige Kulturstufe

erforderlich, und zu deren Genuß auch seelischer Adel nicht notwendig ist, im Gegenteil, wo der seelische Adel den Genuß eher beeinträchtigen könnte. Aber sein Ruhm beruht nichtsdestoweniger reichlich ebensoviel darauf, daß sein poetisches Talent trotz alledem in seiner Richtung das größte unter den zeitgenössischen war.

Wenn sich nun der litterarische Wert des Kunstwerkes in seiner Widerstandskraft gegen die Zeit und in der Fähigkeit, sich Leser außerhalb seines Vaterlandes zu gewinnen, verrät, dieser Widerstand und diese Verbreitungskraft jedoch keinen Maßstab für den Wert abgeben, worauf beruht dann dieser? Auf der Ursprünglichkeit wie der Stärke des Seelenlebens und der Gemütsbewegung, deren Ausdruck das Kunstwerk ist, im Verein mit der Fähigkeit des Werkes, gleichsam ansteckend uns diese Gemütsbewegung mitzuteilen. Alle Kunst ist ein Ausdruck einer Gemütsbewegung und hat zum Zweck, Gemütsbewegungen hervorzurufen. Je tiefer ein kostbarer Stein ausgeschnitten ist, desto schärfer, desto deutlicher erscheint das Bild im Wachs, wenn es abgedrückt wird. Je tiefer der Eindruck in der Seele des Künstlers war, desto deutlicher, desto bedeutender wird der künstlerische Ausdruck. Die Gemütsbewegungen eines Künstlers unterscheiden sich von denen anderer Menschen nur dadurch, daß sie in seiner Seele die Erinnerungen auf eine Weise formen, welche bewirkt, daß sie, einmal ausgeformt, den Zuhörer, Zuschauer oder Leser anstecken.

Die Fragen, auf welche ein einzelnes Werk uns Antwort giebt, sind also etwa die folgenden: Wie weit reichte der Blick des Verfassers? Wie tief hat er es vermocht, in seine Epoche hinein zu sehen? Wie eigentümlich hat er Freude, oder Trauer, oder Wehmut, oder Liebe, oder Begeisterung, oder Menschenverachtung gefühlt? Wir sagen: Ein so starkes Entsetzen und solchen Abscheu hat Dummheit oder Unrecht ihm eingeflößt. So beißend, so witzig hat er sich und uns an dem durch Dummheit oder Schlechtigkeit Verächtlichen gerächt. Wir empfangen von den Besten einen Eindruck von Hoheit

oder Größe, von Wahrheitsliebe oder Liebe zum Schönen; wir leiden unter der Unzulänglichkeit an Verstand, Gefühlstiefe, Schönheitssinn oder Charakterfestigkeit bei den Geringeren.

Diese Gruppe von Schriftstellern besitzt nun keine dichterische Größe allerersten Ranges, und nur eine von sehr hohem Range: Heine. Viel positiv Großes hat sie nicht hinterlassen. Sie wirkt meist negierend, befreiend, aufräumend, auslüftend. Die Gruppe ist stark durch ihre Zweifel und ihren Haß gegen Knechtschaft, überhaupt durch ihren Individualismus.

Niemals hat ihr Ansehen in Deutschland, besonders in Norddeutschland, so niedrig wie in unsern Tagen gestanden. Die Schriftsteller, die ums Jahr 1830 alle die Formen der Gewaltherrschaft bekämpften, die damals, so weit die deutsche Zunge klang, drückend empfunden wurde, sind in unsern Tagen von einer Unpopularität getroffen, die, wie es scheint, nicht so bald weichen wird. Es ist erklärlich. Denn das jetztlebende jüngere Geschlecht in Deutschland, das die Einheit des Reiches hinter sich sieht — eine Einheit, die damals als eine phantastische Hoffnung vorschwebte — und die Deutschland seine gesammelte Macht in schnell entschlossener, nach allen Seiten hin siegreicher Handlung sich entfalten gesehen hat, interessiert sich wenig für die alten Träumereien darüber, wie die Einheit zuwege gebracht werden sollte, und ist des ewigen Spottens jener Schriftsteller über deutsche Schläfrigkeit und Thatenlosigkeit, deutsche Pedanterie und deutsches Theoretisieren überdrüssig, da der Ausgang gezeigt hat, wie praktisch und beherzt das verspottete Deutschland auftreten konnte, sobald die Gelegenheit dazu ihm gegeben ward.

Besonders sind seit dem deutsch-französischen Kriege die Schriftsteller, welche vor einem halben Jahrhundert Frankreich immer auf Kosten Deutschlands erhoben oder stets betonten, daß die Freiheit Deutschland die Güter bringen werde, welche Bismarck ihm gebracht hat, von einer Art Bann getroffen worden. Man betrachtet sie als schlechte Patrioten und schlechte Weissager. Nur eine geringe

Minderzahl vermag es einzusehen, wie kräftig eben jene Verbitterung und jener Hohn über die damaligen erbärmlichen Zustände zu dem Umschwung und Aufschwung mitgewirkt haben, die gefolgt sind. Noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche aus der Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre einen lebhaften Vorwurf herauslesen über verlassene oder vergessene Ideale, und die, wenn sie in jenen alten Schriften blättern, mit Wehmut sich fragen, was in dem neuen Zustand der Dinge aus dem Besten, wofür dieselben kämpften, geworden ist.

VII

Unter den Schriftstellern, die damals in erster Reihe standen, ist kaum jemand so zur Seite geschoben worden, wie Ludwig Börne. Die Stoffe, die er behandelte, sind veraltet, und nur die, welche sich für die Persönlichkeit des Schriftstellers interessieren, lesen seine kurzen, in Zeitungsartikel- oder Briefform gehaltenen Prosastücke aus Rücksicht auf die Darstellungsweise oder des Geistes wegen, in welchem der Gegenstand behandelt worden ist. Erst in seinen späteren Lebensjahren schlug Börne recht durch, nämlich mit den „Briefen aus Paris", aber für den abstrakten Fürstenhaß oder den republikanischen Glauben, die hier zu Worte kommen, hat man in dem jungen Kaiserstaat keine Verwendung mehr. Keine Persönlichkeit paßt weniger als die seine in die neuen Verhältnisse hinein; denn wo die Staatsidee nach und nach anfängt allmächtig zu werden, wo sie von oben herab offiziell sozialistisch die private Initiative einzuschränken versucht, so viele Bürger wie möglich in besoldete Beamte, civile oder militäre, verwandelt, und dem besoldeten Beamten Vorrechte vor dem nichtangestellten Bürger einräumt, und wo sie von unten revolutionär-sozialistisch nach Kräften strebt, das individuelle Schalten und Walten einzuschränken, dort verschwinden mit Notwendigkeit die ausgeprägt selbständigen Charaktere, und die eckige, unabhängige Individualität scheint etwas Gesetzwidriges, das niemand zum Bildungsmuster oder Vorbild benutzen kann. Aber Börne war eben eine solche scharf eckige Individualität und ein unbedingt selbständiger Charakter.

Jetzt scheint dem Bürgertum Deutschlands in der Regel die einzige, eines Mannes würdige Aufgabe die zu sein, aufzubauen, positiv zu wirken, das Errungene zu befestigen oder umzuformen. Schon das Mauerbrecherartige in Börnes Geistesrichtung schreckt ab. Sein feuriger Sinn, der die Zeitgenossen erwärmte, nimmt sich aus wie die Begeisterung eines Don Quichotte, der mit seiner Lanze gegen Festungs- oder Schloßmauern Sturm läuft. Aber auch zum neuen nationalen Eisenalter in Deutschland mit seiner Eisenarchitektur hat er das Seine beigetragen. Sein Feuer hat das Erz, woraus die neuen Pfeiler der Gesellschaft gegossen worden sind, in Fluß gebracht.

Nichts hat vielleicht in dem Urteile des jetzt lebenden Geschlechtes Börne mehr geschadet, als sein hitziges Verdammungsurteil über Goethe. Goethe ist als hervorbringender und verstehender Geist so groß, zugleich als Naturell und Persönlichkeit in seiner Stärke und in seinen Schwächen so eigentümlich, daß jedermann in der neueren Zeit einen wesentlichen Beitrag zu seiner eigenen Charakteristik giebt durch das Urteil, welches er über ihn fällt. Obgleich es dazumal mehrere Schriftsteller, nicht nur in der Pfaffenpartei, sondern auch in der Opposition gab, die Goethe verabscheuten, wird unleugbar Börnes Begrenzung durch die Weise, in welcher er sich über den Greis in Weimar aussprach, scharf bezeichnet. Er malt sich selbst durch die Art und die Beschaffenheit der Einsprüche, die er gegen den Glauben an Goethes Wert als Mensch und als Dichter niederlegte.

Aber um zu verstehen, wie dies zuging, und was es bedeutete, daß ein agitatorischer Moralist auf politischem Gebiete, wie Börne, einen förmlichen Haß und eine stets lebendige Entrüstung gegen die Gestalt hegte, die als die allererste in der schönen Litteratur Deutschlands dasteht, ist es notwendig, den Gegensatz zu erfassen, in welchen das Schicksal Börne gleich von seiner Geburt an zu dem großen Dichter stellte, an den einen fremden und daher falschen Maßstab anzulegen er sich getrieben fand.

Goethe und Börne waren Kinder Einer Stadt. Beide sind mit einem Zwischenraum von 37 Jahren in Frankfurt am Main geboren. Frankfurt war eine alte Reichsstadt, eine Festung, in welcher Thore und Türme die Grenzen der Stadt in älteren Zeiten andeuteten; außerhalb derselben befanden sich von neuem Thore, Türme, Mauern, Brücken, Wälle und Graben, welche die neue Stadt umzingelten; es war eine Festung, die andere kleine Festungen enthielt: Klostergebäude und burgartige Höfe, die befestigten Paläften glichen. Die Stadt schien unantastbar zu sein; sie war von einem Schimmer uralter ehrwürdiger Selbständigkeit umgeben. Es war eine Patrizierrepublik, wo der Fremde als rechtlos zu betrachten war. Wehe dem Fremden, der vor einem Frankfurter Gerichtshof einen Streit mit einem Frankfurter Bürger hatte, selbst wenn auf seiner Seite das sonnenklarste Recht war! Die herrschenden Familien hielten zusammen, erzeigten einander Hochachtung unter allen möglichen altmodischen Formen. An irgend eine der hergebrachten politischen oder sozialen Einrichtungen der Stadt zu rühren, galt als undenkbar.

Die Obrigkeit war ohne Unternehmungslust, die Einwohner ohne das Gefühl, daß irgend etwas hier verändert werden könne. Kein Gedanke an politische Zusammengehörigkeit mit dem übrigen deutschen Reich. Im damaligen Deutschland war jede Stadt und in der Stadt jedes Stadtviertel eine kleine Welt für sich.

Goethe war ein Patrizierkind. Sein Vater war Kaiserlicher Rat. Als der Jüngling seine Geburtsstadt gründlich kennen gelernt hatte, mußte es ihm vorkommen, als könne das Schicksal unmöglich anderes mit ihm vorhaben, als bürgerliches Glück in Frankfurt. Denn die Stadt fing ihn ein: die Familien bemächtigten sich des schönen, hochbegabten jungen Mannes, die Frauen hegten ihn, die Traditionen banden ihn. Es gab nichts, was ihn nach den größeren Städten wie Wien oder Berlin hätte ziehen können; sie lagen Frankfurt so fern, wie in unseren Tagen Rom und Petersburg. Das Schicksal schien ihm gewiß, nach und nach Rechtsgelehrter, Ehemann,

Beamter, Hausbesitzer und litterarische Notabilität in seiner Geburtsstadt zu werden.[1]

Wenn Goethe in Wirklichkeit diesem Schicksal entging, beruht das bekanntlich zunächst auf dem Umstand, den Börne ihm so verübelt, auf dem Umstand nämlich, daß er Fürstendiener wurde, daß der Herzog von Weimar ihm eine hohe Stellung an seinem kleinen Hofe gab.

Auch Börne wurde in Frankfurt am Main, aber im Judenviertel, geboren. Zu jener Zeit war es ein Unglück, als Jude in Deutschland geboren zu werden; denn die Juden hatten dort, wie in anderen Ländern, keine bürgerlichen Rechte. Aber es war ein besonderes Unglück, als Jude in Frankfurt am Main das Licht der Welt zu erblicken. In den übrigen großen Städten hatten zu jener Zeit die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zu einem gewissen Grad dieses politische Ausgeschlossensein aufgewogen. Die israelitischen Häuser waren sowohl in Wien wie in Berlin als Mittelpunkte vorurteilsfreier Bildung und geistvollen Witzes stark gesucht. Geniale Jüdinnen wie Rahel, schöne Jüdinnen wie Henriette Herz, die Baronin Grotthuis, die Baronin Arnstein, die Gemahlin des Fürsten von Reuß, und viele andere wurden in den Hauptstädten Preußens und Österreichs bald tonangebend. Aber in Frankfurt war die Schranke zwischen den Konfessionen durch das ganze Lebensgebiet gezogen.

Alle Juden waren gezwungen, in der schmalen, elenden, übervölkerten Judengasse zu wohnen, die von 1462 an volle 334 Jahre hindurch ihr einziger Aufenthaltsort blieb. Der aus Romanen bekannte Kontrast zwischen äußerer Unansehnlichkeit und innerer Herrlichkeit in den Ghettos fand sich hier nicht; das Innere der Häuser entsprach dem Äußeren; in den kleinen dunkeln Zimmern war es unmöglich, Pracht oder Geschmack an den Tag zu legen.

[1] Hermann Grimm, Goethe.

Niemals konnte man sich besser einen Begriff von dem Leben machen, das hier geführt worden ist, als vor einigen Jahren, da die eine Seite jener Straße der Erde gleich gemacht worden war, und so eine einzige abgestumpfte Reihe mißratener, buckliger, zusammengepferchter, lichtscheuer Häuser, in welche die Axt der Niederreißenden schon tiefe Löcher geschlagen hatte, dem vollen Tageslichte, vor dem ihre kleinen Guckfenster wie mit den Augen blinzelnd sich zu schließen schienen, bloßgestellt wurde.

Bei Anbruch des Dunkels wurden alle Bewohner des Ghettos hier eingeschlossen. Wenn sie während des Tages in den Straßen oder auf den Wällen spazierten, durften sie niemals den Fußsteig, nur den Fahrweg betreten. Vor jedem Vorübergehenden, der ihnen sein „Mach mores, Jud!“ zurief, mußten sie ihren Hut tief ziehen. Um zu verhindern, daß sie sich allzustark vermehrten, war es verboten, daß sich mehr als vierzehn Paare in einem Jahre verheirateten. Obgleich die Juden in Frankfurt schon damals in der Regel wohlhabend waren und Rothschild an ihrer Spitze hatten, so war doch in dem gesellschaftlichen Leben die Scheidelinie zwischen den Glaubensgenossenschaften streng gezogen, und selbst die Freimaurerlogen, die ja der „Bruderliebe“ und der Verehrung „des höchsten Wesens“ gewidmet waren, schlossen einander aus und mauerten jede nach ihrer Konfession.

Es ist klar, daß diese Verhältnisse Einfluß auf ein empfängliches Kindergemüt ausüben mußten.

Im Hause Nr. 118 der jetzt verschwundenen Judengasse wurde am 6. Mai 1786 als dritter Sohn des „Handelsjuden Jakob Baruch“ der Mann geboren, der später (1818), kurz vor seiner Taufe, seinen Namen Juda Löw Baruch mit dem Namen Ludwig Börne vertauschte. Die Familie war eine ungewöhnlich angesehene. Börnes Großvater war ein sehr reicher und äußerst wohlthätiger Mann, er baute eine Synagoge und schenkte sie völlig ausgestattet der Gemeinde. Er war der Geschäftsagent des Deutschen Ordens

in Neckarsulm, wurde infolge seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit nach Mergentheim, dem Regierungssitz des Deutschen Ordens, berufen, wo er sich niederließ. Er hatte, als der kurfürstliche Thron von Köln ledig wurde, dem Hause Habsburg solche Dienste bei der Wahl des Erzherzogs Maximilian erzeigt, daß Maria Theresia aus Dankbarkeit in einem eigenhändig unterzeichneten Dokument ihm und seinen Nachfolgern jegliche Art der Begünstigung für den Fall, daß sie sich in Österreich niederlassen wollten, versprach.

Dessen Sohn, Jakob Baruch, hatte, wie es schien, die Geschäftstüchtigkeit und Klugheit des Vaters ohne seine orthodoxe Religiosität geerbt. Er war ein geschmeidiger Geschäftsmann mit diplomatischer Begabung, bei Höfen und von hohen Beamten wegen seiner Menschenkenntnis, seiner Klarheit und seines „Phlegma" hoch geschätzt. Er war ein kalter, kluger Mann, der von dem Gang der Welt vollständig gelernt hatte, daß es für Männer in seiner Stellung vor allem notwendig sei, still und friedfertig zu leben, um den Haß nicht herauszufordern. Er war ein in religiöser Hinsicht aufgeklärter Mann, der sich durch das beschwerliche jüdische Zeremoniell persönlich gedrückt fühlte, das er, nicht zum wenigsten seines Vaters wegen, mit seinem ganzen Hause zu beobachten gezwungen war. Er versuchte erst spät, sich davon freizumachen. Er hatte, als Sohn eines reichen Mannes, sich nicht geringe theoretische Kenntnisse erworben; er soll sogar in Bonn mit dem Fürsten Metternich zusammen auf die Schule gegangen sein; aber aus Vorsicht gab er dem einzigen Lehrer des Sohnes den strengen Befehl, seinen Unterricht auf den altjüdischen, auf Bibel, Gebetbuch und Talmud, zu beschränken.

Der Knabe war still und scheu, wurde als das Kind, aus dem sich die Mutter am wenigsten machte und mit dem das alte herrschsüchtige Dienstmädchen des Hauses in stetem Krieg lag, im Heime hart behandelt und vom Vater, vermeintlich zu seinem eignen Besten, auf jeglichem Gebiet, wo er seinen Willen zur Geltung bringen wollte,

gebrochen. Und so kam er bei der ersten Berührung mit der Welt, in seinem Gefühlsleben erschlafft, in seinem Verstandesleben doppelt aufgeweckt, dazu, alles von der Seite des Verstandes aufzufassen. Was ihm begegnete war dumm oder nicht dumm, weiter nichts.[1]

Das häusliche und kirchliche religiöse Zeremoniell erregte als totes Ritual den Abscheu des Knaben; der religiöse Unterricht daheim machte so geringen Eindruck auf ihn wie der Besuch der Synagoge. Gewisse Gebete, wie z. B. das Gebet um Wiedereinführung des Opferdienstes, mißfielen ihm trotz seiner Knaben-Orthodoxie. Zum Entsetzen seiner Umgebung sagte er: „Das ist ein dummes Gebet."

Er nahm das, was er lernte, und woran der Lehrer selbst nicht glaubte, als einfaches Gedächtniswerk, das er später ebenso schnell wieder verlernte, in sich auf. Das ist die Erklärung dafür, weshalb er als Erwachsener nicht ein einziges Wort Hebräisch verstand und nicht den geringsten Begriff von jüdischer Sitte hatte, ja nicht einmal irgend welches warme Gefühl für das alte Testament hegte, von dem doch sogar Heine fast immer mit Begeisterung spricht.

Er, der selbst an einen alttestamentarischen Propheten erinnert, hat in all seinen Schriften nicht eine Hinweisung auf die Propheten. Er spielt wohl hier und da auf biblische Erzählungen an, aber ganz kalt, wie an bekannte Illustrationen, und (wie Steinthal fein bemerkt hat) sogar eine solche Stelle, wie die republikanische Warnung Samuels vor dem Königtum, von der man meinen sollte, sie müsse ihm ganz vorzüglich zugesagt haben, citiert er etwa wie eine äsopische Fabel.[2]

Schillers Abhandlung „Die Sendung Moses" war der erste Luftzug rationeller Religionsauffassung, der den Knaben erreichte. Sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn und erschütterte seinen

[1] Gutzkow, Börnes Leben. — M. Holzmann, Ludwig Börne. Sein Leben und Wirken.

[2] Steinthal, Ludwig Börne. Westermanns Monatshefte, Juni 1881.

Glauben. So naiv auch diese Abhandlung in ihrem Vertrauen zu den biblischen Überlieferungen als zuverlässiger Geschichte ist, so revolutionär mußte sie doch auf den jugendlichen Leser wirken, der hier zum erstenmal die wichtigsten Begebenheiten seines Volkes und dessen Gesetzgeber ohne irgend welches Wunder dargestellt sah, während noch dazu das „Schicksal“ die Rolle der Vorsehung spielte.

Anekdoten aus Börnes Knabenjahren veranschaulichen das Erwachen der Kritik im Gemüt des Knaben und zeigen uns das Spiel der Kräfte, die seinen Charakter formten. Es fiel ein starker Regen, und der Fahrweg war ganz aufgeweicht, als der junge Börne sich eines Tages auf einem Spaziergange außerhalb der Thore Frankfurts mit seinem Lehrer befand. „Wir wollen hinübergehen in den Fußweg,“ sagte der Knabe. „Weißt Du nicht,“ antwortete der Lehrer, „daß uns der Fußweg verboten ist?“ Des Knaben Antwort: „Es sieht's ja niemand!“ gab dem Lehrer Veranlassung zu einer moralischen Ermahnung und zu einigen Worten über die Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!“ sagte Börne.

Der Lehrer nahm sich wohl in acht, die Verbitterung des Knaben zu nähren. Aber es gab so manche Veranlassungen dazu. Bei keiner öffentlichen Lustbarkeit im Freien war es den Juden erlaubt zugegen zu sein, nicht einmal, wenn ein Luftballon aufstieg. Bei allen Festlichkeiten, z. B. wenn die Stadt aus Anlaß eines fürstlichen Einzugs geschmückt war, wurden die Juden in ihrer Gasse eingeschlossen. Als bei der Krönung Leopold des Zweiten einige der angesehensten sich hinausgewagt hatten, wurden sie verhaftet und auf die Hauptwache gebracht. Zutritt zu den meisten Gasthäusern und zu allen freien Plätzen war ihnen untersagt. Die allgemeine Regel mit Rücksicht auf das Betreten von Grund und Boden der Stadt lautete: „Wo ein grüner Raum, kein Jude!“ Am Sonntag wurde das Thor zur Judengasse sogar schon um vier Uhr nachmittags geschlossen, und nur dem wurde es erlaubt zu passieren, der einen Brief auf die Post zu tragen oder Arznei aus der Apotheke zu

holen hatte. Es stand immer ein Wachtposten an der Pforte. Der kleine Börne pflegte zu sagen: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist als ich.“ Und doch gab der Knabe, der zeitig einen bleibenden Hang zur Wohlthätigkeit verriet, eines Tages, als er von zwei Bettlern angeredet wurde, einem christlichen und einem jüdischen, dem ersteren alles, was er bei sich hatte. „Warum giebst Du Deinem Volke nicht den Vorzug?“ fragte der Lehrer. „Weil in den Sprüchen Salomonis steht, daß wir glühende Kohlen auf das Haupt unserer Feinde sammeln sollen.“ Der gewissenhafte Lehrer antwortete damit, diesen Beweggrund zurückzuweisen: er beruhe auf der irrtümlichen Voraussetzung, daß die Christen die Feinde der Juden seien.

Es ist leicht zu verstehen, daß solche Kindheitseindrücke Börne seine Abstammung in weit höherem Grade zu Gemüte führen mußten, als es unter normalen Verhältnissen geschehen wäre. Würde er sie auch vergessen gekonnt haben, so hätten die Demütigungen in seiner Jugend und in seinen reiferen Jahren, das unaufhörliche Auffrischen derselben durch seine zahlreichen Angreifer und Verteidiger ihm sie stets von neuem in Erinnerung gebracht. Über diesen letzten Punkt schreibt er an einer Stelle in den „Briefen aus Paris“ (7. Febuar 1832): „Es ist wie ein Wunder! Tausendmal habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die andern verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind.“

Indessen kann man nicht sagen, daß sich bei Börne große

Empfindlichkeit mit Rücksicht auf seine jüdische Abstammung entwickelte. Mit wie starker Entrüstung er auch manchmal gegen die Unterdrückung der unglücklichen Bewohner der Ghettos geschrieben hat, so konnte er doch keinesfalls, wie manche es von ihm erwarteten, sich für die Freigebung der Juden mehr als für andere Fragen verwandter Art erwärmen. Er fand ein Freiheitsstreben, das sich darauf beschränkte, einseitig und egoistisch.

Hierzu kam, daß er einen Unwillen und eine Mißstimmung gegen die Juden nährte, die auf dem Abscheu beruhten, den der zumeist aus Bankiergeschäften bestehende Handel in Frankfurt ihm, Poet und Idealist wie er war, frühzeitig eingeflößt hatte. Er war entsetzt, wenn er einen Frankfurter Kaufmann mit Leidenschaft, mit Begeisterung über Rothschild oder die österreichische Anleihe „wie einen Kunstfreund von einem Gemälde von Rafael“ reden hörte. 1822 schrieb er: „Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen.“ Börne fehlte keineswegs der Blick für das Nützliche und Schöne großer Handelsunternehmungen. Die Börse und der Hafen Hamburgs erwecken nicht viele Jahre später seine lebhafte Bewunderung. Aber die Frankfurter Kaufleute, und unter ihnen Rothschild, schienen ihm durch ihr Spekulieren in Staatspapieren in Verbindung zu stehen mit dem, was ihm das Verhaßteste von allem war: mit der Zersplitterung Deutschlands und dem Metternichschen System. Es wimmelt in seinen Schriften von Ausfällen gegen „die deutschen, adeligen Juden, die sich mit allen Ministern und fürstlichen Mätressen duzen“ und die sich deshalb wenig um die Freiheit der Polen bekümmern. Vor allem ist Rothschild ihm das Symbol des Bösen: „Wenn der Jude Rothschild König wäre und sich ein Ministerium aus Wechselmaklern bildete, könnte nicht niederträchtiger regiert werden ... Rothschild wird bestehen bis zum jüngsten Tage — d. h. dem der Könige.

Welches Ultimo! wie wird das da krachen!" Er geht in seiner Erbitterung gegen ihn so weit, daß er es eine Schmach nennt, als Rothschild in Paris nur zu zweitägiger Gefängnisstrafe verurteilt wird, weil er trotz wiederholter Ermahnung sich geweigert habe, sein Kabriolett numerieren zu lassen. Selbstverständlich hat Börne persönlich nichts gegen ihn, aber er verabscheut ihn „als den großen Makler aller der Staatsanleihen, die den Fürsten die Macht geben, der Freiheit zu trotzen." Als er nach der Julirevolution immer eine neue große Umwälzung nahe bevorstehend glaubt, findet er es — übrigens mit Unrecht — dumm von den Juden, daß sie es ringsum in Europa mit den Machthabern halten. Hingegen erklärt er mit Recht die Juden für „dümmer als Vieh", wenn sie sich einbilden, daß sie bei einer entstehenden Revolution von den Regierungen in Schutz genommen werden würden. Mit gesundem politischen Blick sieht er ein — was Erfahrungen in Rußland bestärkt haben — daß man sie gerade der Volkswut preisgeben würde in der Meinung, sich selbst dadurch von der Revolution freizukaufen.[1]

Börnes Geburt außerhalb der christlichen Gesellschaft rief, wie man sieht, keine überströmende Sympathie mit seinen Stammesgenossen hervor, aber unter diesen frühesten Zwangsverhältnissen seiner freudlosen Kindheit mit der Kälte der Eltern und mit dem stetigen Anblick der Gewinnsucht, der feigen Vorsicht, all der Laster, welche die Unterdrückung erzeugt, in dieser Umgebung wurde ein Charakter geschmiedet, so stark, daß er niemals zu beugen, zu erweichen oder zu brechen war, von dessen diamantharter Festigkeit Schmeichelei und Machtsprüche abprallten; ein Charakter, hermelinartig in seiner Reinheit, und in diesem Charakter eine Strenge, die sich bald in das Gewand humoristischer Satire, bald in das höhnender Entrüstung hüllte, und die von einem Gerechtigkeitsgefühl

---

[1] L. Börne, Gesammelte Schriften. Reclam, Leipzig. Dritter Band S. 112, 129, 167, 173, 209, 244, 259, 313.

ausging, das flammend in seinem Pathos werden konnte. So wurde er als Schriftsteller für Deutschland ungefähr dasselbe, was Paul Louis Courier für Frankreich gewesen ist, d. h. ein politischer Tribun, satirisch und freiheitsliebend wie der Franzose, weniger klarsehend auf dem nächstliegenden Gebiete, aber als Gemütsmensch reicher an Phantasie und Pathos, viel reicher von Naturell als er.

Denn die Festigkeit des Charakters schloß bei ihm nicht die Weichheit des Gemütes aus. Der schwache, immer etwas kränkelnde Knabe, der in einer Straße ohne Sonne, ohne frische Luft und ohne Zutritt zur Natur aufwuchs, war im Grunde seines Innern eine zärtliche Seele. Der Samen der Milde wurde vielleicht ursprünglich in seinem Gemüt durch das Lesen des deutschen Schriftstellers entwickelt, der den größten Einfluß auf die Bildung seiner Ansichten und seines Stils ausgeübt hat. Jean Paul war sein erster Meister. Von Jean Paul, der in Börnes düsterer Jugendzeit sein bester Trost war, stammt er als Schriftsteller in gerader Linie ab.

Er faßte Jean Paul auf als den Dichter derer, die in Niedrigkeit geboren werden. Er liebte Jean Paul als Fürsprecher derer, denen Unrecht geschieht. Er sah in ihm einen Priester des Rechts und einen Apostel der Milde. Die berühmte Gedächtnisrede, die er auf ihn geschrieben, giebt einen Einblick in seine Jugendschwärmerei und legt zugleich ein Zeugnis dafür ab, was es war, das er sich von Jean Pauls Stil anzueignen versucht hat. Durch die kunstfertigen Antithesen hindurch macht sich die Bewegung des Gemütes geltend, wenn er sagt:

„Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichendes Volk ihm nachkommt. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe.“

Und es liegt geistvolle Charakteristik in diesen Zeilen:

„In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer ... Durch enge verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz."

Von Anfang an war es vielleicht die politische Haltung Jean Pauls, die ihn bezauberte. Jean Paul trat zeitig in der deutschen Litteratur als Erbe von Herders weltbürgerlichen Gefühlen und Lehren auf. Herder hatte immer die Liebe zur Menschheit auf Kosten des Nationalgefühles und des Nationalhasses gepriesen. Jean Paul verkündigte nach ihm die allgemeine Brüderschaft der Menschheit. Und hierzu kommt, daß unbestimmter politischer Freisinn, ungefähr der Erklärung der Menschenrechte, die ihn elektrisiert hatte, entsprechend, seine ganze Produktion beseelt, während er die Fürsten, die Höfe und die ganze vornehme Welt mit durchgeführter Ironie behandelt. Jean Paul hält das zukünftige goldene Zeitalter, wo nur einzelne, nicht mehr die Völker sündigen, und wo das Kriegsgespenst verschwunden ist, bald für nahe bevorstehend, bald schiebt er es wieder in eine sehr ferne Zeit hinaus; aber der Eindruck von dem, was man die Schnelligkeit des historischen „Fortschrittes" nannte und nennt, brachte sowohl ihn wie seinen Schüler dahin, sich die Weltbrüderschaft als etwas nicht Fernliegendes vorzustellen.

Doch nicht nur der große Blick in die Zukunft, sondern das Satirische und Idyllische in Jean Pauls Talent sprach Börne im höchsten Grade an. Er nimmt von Jean Paul gewisse komische Ortsnamen (wie Kuhschnappel, Flachsenfingen) an; als junger Mann ahmt er seine humoristische Manier nach in den novellistisch-journalistischen Kleinigkeiten, die er verfaßt, in seinen scherzhaften Aufsätzen über den „Eßkünstler am Hoteltisch", über „Allerhöchstdie-

selben", über „Hof- und Kommerzienräte", über „die Thurn und Taxissche Post" u. s. w., nur sich dabei mehr an die Wirklichkeit und an die bezügliche Lokalität haltend, als dies Jean Paul gethan hatte. Wie Jean Paul greift er in schalkhaften Formen Staat, Kirche, Verwaltung, Sitten und Gebräuche an, ohne jedoch über den Reichtum an Beobachtungen zu gebieten, die seinem Vorgänger zu Gebote standen und ohne ihm in Vielseitigkeit der Kenntnisse nahe zu kommen.

Zum Ersatz dafür hat Börne als Stilist große Vorzüge vor Jean Paul. Ihn, dem ein tieferer Kunstsinn, ein feinerer Formensinn fehlte, hat das Unkünstlerische an Jean Paul als ungekünstelt angezogen. Er hat nicht gefühlt, daß dieser Überfluß an Bildern von allenthalben her zusammengeschleppt war und nur selten der Sache selbst entsprang. Die orientalische Üppigkeit in Gleichnissen, dieser Reichtum an Blüten der Sprache hat ihn als poetisch angesprochen, und sein Ohr hat in dem Mangel an Harmonie der langen Perioden, in dem schweren Ballast der zahlreichen eingeschobenen Sätze nur Zeugnisse von der Natürlichkeit des Vortrages gesehen. Auch für ihn war Goethes Plastik nur Kälte, auch ihm war Goethes unpersönlicher Greisenstil ein Grauen. Das lebendige, unruhige Ich in Jean Pauls Schriften begegnete sich, wenn er sie las, mit seinem eigenen warmfühlenden und leidenschaftlichen Ich.

Unwillkürlich formte er dann den Jean Paulschen Stil ganz nach seiner Individualität um — jener Individualität, die sich schon in seinen ersten Briefen verrät, und deren Eigentümlichkeit nur den Umständen angepaßt und entsprechend entfaltet, niemals geändert wurde. Es gab keine Wildnisse oder Urwälder in seinem Innern wie in dem Gemüte Jean Pauls. Er dachte nicht an zehn Dinge auf einmal wie Jean Paul, vor dem sie wie aneinandergeflochten dastanden. Nein, sowohl die Phantasie wie der Verstand waren bei ihm klar und knapp in ihrem Ausdruck. Frühzeitig hatte sich in ihm durch das Lesen in Johannes von Müller ein Hang zur bündigen Tacitus-

Kürze entwickelt. Der Gang seiner Vorstellungen war von Anfang an, halb französisch, halb jüdisch, auf die Antithese und den Kontrast gerichtet. Er liebte die Symmetrie der Gedanken und der Worte, sein inneres Tempo war schnell, sein Atem als Schriftsteller war kurz. Daher kurze Sätze, starke und beißende Sätze im Hundetrab, keine Perioden. Er mochte viele Bilder, doch nicht so viele, daß sie sich verdrängten; treffend, bezeichnend sollten sie sein. Er holte sie nicht aus Heften und Notizbüchern hervor wie Jean Paul, sondern sie kamen von selbst in bescheidener und reichlicher Fülle. Er gebrauchte viele Gleichnisse, aber klaren Geistes, wie er war, stellte er sie in seinen Sätzen fast algebraisch auf, so daß sie eher den Eindruck von Gleichungen als von losen Blumen machten.

Sein völlig individuelles Wesen formte sich solcherweise nach und nach in einen ganz eigentümlich humoristischen Stil aus. Jean Pauls Humor erstreckt sich durch weitläufige und breite Untersuchungen, Erzählungen, Romane; nicht so derjenige Börnes. Er hat es nie vermocht, ein einigermaßen umfangreiches Werk von politischer, poetischer, kritischer oder historischer Art hervorzubringen; er konnte keine Bücher schreiben, nur einzelne Seiten. Er war in seinem innersten Wesen journalistisch angelegt. Er hat es selbst gesagt: „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen hatte ich Lust und Mut." Hierauf beruht die eigentümliche Art seines Humors.

Er hatte den scherzenden Witz, aber auch eine Art von sarkastischem Witz, der schmitzend trifft, und zugleich durch einen indirekten Appell an das Gefühl ergreift und rührt. Er hatte die Bitterkeit in der Klage und in der Anklage, die sich in der versöhnenden Form des Trostes äußert, und die Melancholie, die durch ein Lächeln und einen tollen Einfall sich über die Zeit und die Umgebung erhebt. Aber etwas ähnliches würde man mit Recht von andern großen Humoristen sagen können. Das für Börne (im Gegensatz zu Sterne, Jean Paul u. a.) Eigentümliche beruht

zuerst auf dem Ergriffensein, der Empfindlichkeit, mit welcher er gegen alle Begebenheiten der Außenwelt, die innerhalb seines Gesichtskreises erscheinen, reagiert, indem selbst ein kleines Ereignis alle Stränge seines Innern vibrieren läßt, freilich nur Ereignisse des wirklichen, besonders des öffentlichen Lebens. Demnächst beruht seine Eigentümlichkeit darauf, daß alle eintretenden Begebenheiten einen und denselben Punkt seines Seelenlebens berühren: seine Freiheitsliebe, die ein Ausdruck des schärfsten Rechtssinnes war. Ganz meisterhaft hat einer seiner Kritiker, Steinthal[1], entwickelt, wie dies mit seinem Mangel an Fähigkeit, ein großes Ganzes hervorzubringen, zusammenhängt. Er dachte niemals systematisch, er verband niemals die vielen Einzelheiten, die ihn nach und nach beschäftigten und ergriffen, miteinander gegenseitig, aber er stellte eine jede von ihnen in ein Verhältnis zum Mittelpunkte seines Wesens.

Sein Humor verband die jämmerliche Wirklichkeit mit der idealen Forderung in seinem Innern; er gab kein Bild von den verschiedenen Elementen der Wirklichkeit, er fing sie nur alle in demselben Brennpunkte auf.

Leichtbegreiflich ist es, daß Börne seiner ganzen Anlage nach Schiller hoch über Goethe stellen mußte, ebenso mußte er Jean Paul weit mehr als Schiller würdigen. Und höchst bezeichnend: was er gegen Schiller einzuwenden hat, ist nicht Unvollkommenheit der rein poetischen Ausformung, sondern Mangel an sittlicher Idealität. Man ist daran gewöhnt, Schiller als unangreifbar in diesem Punkt zu betrachten, aber für Börnes rücksichtslose Strenge in der sittlichen Forderung ist er es nicht. Lehrreich ist besonders bei Börne die Beurteilung des Charakters von Wilhelm Tell. Für ihn ist Tell nur ein großer Philister, guter Bürger, Vater und Ehemann, aber ein Mann, dessen Charakter Unterthänigkeit ist. Auf

[1] „Im Zentrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren.“

dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlt Tells Schwur, er hatte nicht den Mut sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist dieses für Börne die Philosophie der Schwäche: wer nur soviel Kraft hat, um gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein, aber wem nach der Selbstbeherrschung noch ein Überschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen. Und der Kritiker verfolgt Tells Handlungsweise Punkt für Punkt: Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß, aber das sei nicht der edle Trotz der Freiheit, nur Philisterstolz, ein Gemisch von Ehrgefühl und Furcht; er geht mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, um sagen zu können, er habe den Hut nicht gesehen. Und als Geßler ihn zur Rede stellt, sei er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt: aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen.

Börne bewundert nicht den Apfelschuß: ein Vater könne Alles wagen um das Leben seines Kindes, nur nicht dieses Leben selbst. Warum erschoß Tell nicht auf der Stelle den Tyrannen, statt wie ein Weib zu bitten und sein „lieber Herr, lieber Herr“ zu sagen. Er hätte Ohrfeigen dafür verdient. Und, sagt Börne weiter, ist es nicht Verrat und ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgiebt? Börne schöpft am meisten Ärgernis aus der folgenden Replik:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau ich mir's und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meine Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin —

„Wie ist nun,“ fragte der Kritiker, „der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten? ... Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell

versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubt!"

Es kann nicht verwundern, daß derjenige, in dessen geistigem Organismus der Rechtssinn sich zu einer solchen Schärfe und Feinheit entwickelt hatte, daß er förmlich für den eigentlich ästhetischen Sinn vikariierte, das Organ für Goethe entbehren mußte, dessen Drang nach Gerechtigkeit verhältnismäßig weniger entwickelt war. — —

Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren bei einem Professor in Gießen wurde der junge Börne 1802 nach Berlin geschickt, weil es seinem Vater nicht gelungen war, seinen Hang zum Studieren zu bezwingen, obgleich die Studien wegen seiner Konfession ihn nur dahin bringen konnten, Arzt zu werden, ein Beruf, wozu er obendrein gar keine Anlage verriet. Er wurde in dem Hause des bekannten Arztes und Kantianers Markus Herz untergebracht, dessen öffentliche Vorlesungen über Philosophie einen so großen Zuhörerkreis aus der besten Gesellschaft versammelten, daß er — viele Jahre vor Errichtung der Berliner Universität — zum Professor der Philosophie auf Lebenszeit mit Gehalt ernannt worden war. Er war ein hervorragender Arzt, ein klarer Denker und tüchtiger Redner, ein Freund Lessings, dessen Poesie er nicht weniger schätzte, als seine Kritik, weshalb ihm die Mystik der romantischen Schule, besonders diejenige Hardenbergs, als Sinnlosigkeit, sogar als Greuel erschien. Da Herz schon 1803 starb, konnte er keinen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung des jungen Börne ausüben. Einen um so stärkeren Eindruck auf den Jüngling machte seine berühmte, siebzehn Jahre jüngere Gattin Henriette geb. Lemos, die, nur zwölf Jahre alt, ungefragt mit ihm verlobt worden war. Auffallend schön, außerordentlich sprachkundig, von einer großen Anzahl der hervorragendsten Männer der Wissenschaft und der Litteratur jener Zeit gesucht, machte sie eins der am meisten genannten, angesehenen, beliebten Häuser in Berlin aus. Sie war damals achtunddreißig Jahre

alt, Börne sechzehn; aber dies verhinderte natürlicherweise nicht, daß der junge Mann sich kopfüber in eine hoffnungslose Liebe stürzte zu dem schönsten und vorzüglichsten weiblichen Wesen, das er in seinem Leben gesehen hatte.

Die bezaubernde Henriette war als Persönlichkeit schon in ihrem Äußern der schärfste Gegensatz zu ihrem klugen und häßlichen Mann: sie war eine vollendete Schönheit, der Kopf klein wie an den griechischen Statuen, die Gestalt hoch und majestätisch wie die der Königin Luise. Die tragische Muse oder die schöne Tscherkessin waren die Beinamen, worunter sie ging. Angebetet wurde sie von Wilhelm von Humboldt, Mirabeau, Schleiermacher und, nach dem Tode des Mannes, von einer Schar vornehmer Herren, die vergebens um die Hand der schönen Witwe warben. Sie schlug alle Bewerbungen aus, sie wies trotz ihrer Armut unter anderem die Hand eines der reichsten deutschen Grafen zurück und machte sich zur Gouvernante der späteren Kaiserin von Rußland. Sie war eben so streng tugendhaft, wie blendend schön, sie gewährte wohl verschiedenen Männern viel Vertraulichkeit, aber immer innerhalb der Grenzen einfacher Freundschaft.

In ihrem Kreis unterschied man zwischen der erlaubten Koketterie, die darauf ausging, den Mann ganz zu gewinnen, und der unerlaubten, die nur darauf ausgehe, seine Sinne zu erobern. Sie selbst gehörte zu der gefährlichen Klasse der tugendsamen Koketten. Ohne Temperament, leicht in moralisierende Empfindelei verfallend, stiftete sie in jüngeren Jahren einen „Tugendbund“, worin Wilhelm von Humboldt die Hauptrolle spielte, und dessen Mitglieder sowohl alte wie junge, berühmte wie unberühmte Männer waren. Man duzte sich, schrieb lange Briefe aneinander, bisweilen in fremden Sprachen oder mit griechischen und hebräischen Buchstaben, wechselte Ringe und Silhouetten aus, nahm sich die gegenseitige „moralische Entwickelung“ vor, erzielte „das Glück durch Neigung“ aber ohne Pflichten, denn die Neigung kenne keine Pflichten; man entfernte

alle Schranken des konventionellen Anstandes — doch in aller Zucht und Ehre. Rahel spottete darüber; sie wollte nicht in den Bund hinein.

Die Briefe, die gewechselt wurden, gleichen ganz denjenigen, die in Dänemark etwas später Kamma Rahbek und Molbech einander schrieben. Man findet hier einen Jargon, der genau dem entspricht, was in der nordischen Litteratur „Bakkehussprache“ genannt wird. Man vertiefte sich in seine eigenen Gefühle und verlor sich unaufhörlich in eine Selbstbespiegelung, die natürlicherweise der Empfindung aller Frische raubte. In endlosen Briefen erklärte der Freund der Freundin und die Freundin dem Freunde unter geschriebenen Thränen, wie sie einander gegenseitig ergänzten und entwickelten. Man zerpflückte sich selbst zu Charpie; man beobachtete sich in diesem ausgefaserten Zustand; man sammelte sich nicht zur Mitteilung, man spann sich im Gegenteil weitläufig aus. Man kelterte sein Inneres, bis es als Thränen, Herzblut u. s. w. flüssig wurde, und goß es dann in den Busen eines Gleichgesinnten aus, ohne durch diese Behandlung das Ich merkwürdiger oder origineller zu machen.

Die schöne und noble Henriette Herz war weniger eine ursprüngliche Persönlichkeit als eine „Anempfinderin“. Sie eignete sich von all den bedeutenden Menschen, mit denen sie in Berührung kam, selten mehr zu, als die äußere Kenntnis ihrer Verhältnisse, ihres Thuns und Lassens. Sie ist hauptsächlich durch ihre zärtliche Freundschaft mit Schleiermacher berühmt geworden. Man sprach in Berlin viel darüber, aber gleichwohl war dieselbe über jede boshafte Auslegung erhaben. Der Gegensatz zwischen „der tragischen Muse“ und dem kleinen Schleiermacher, dessen feiner Kopf auf einem schwächlichen und ein wenig verunstalteten Rumpfe saß, war allzu auffallend. In der Berliner Bevölkerung schmunzelte man gutmütig, sah man des Abends den kleinen Pastor Henriettens Haus mit einer im Knopfloch hängenden Laterne verlassen, oder wenn man während des Tages ihn selbst am Arme seiner majestätischen Melpomene

hängen sah. Es erschien sogar eine Karikatur, die Henriette darstellte, wie sie ihn auf der Hand hielt — das Juwel, wie man ihn nannte — so wie die Damen einen Sonnenschirm tragen.[1]

Wenn auch der junge Börne der frische, rotwangige Jüngling gewesen wäre, der er nicht war, so hätte er doch kaum einen Eindruck auf das Herz seiner stolzen, verwöhnten Pflegemutter gemacht. Sie begriff anfangs nicht einmal, was dem jungen Menschen fehlte, dessen Leidenschaft — die in seinen Aufzeichnungen niedergelegt ist — eine echte Schüleranbetung war, wie sie in den Pubertätsjahren aus halbbewußtem Trieb und überspannten Vorstellungen von der Vollkommenheit eines weiblichen Wesens entsteht. Als ein paar Versuche, die der Siebzehnjährige machte, durch das Dienstmädchen des Hauses sich Arsenik aus der Apotheke zu verschaffen, Henriette Herz verrieten, was in ihm vorging, versuchte sie nach Kräften durch ein Gemisch von Güte und Strenge ihn zur Vernunft zu bringen.[2]

Daß sie inzwischen auch nicht ganz unempfindlich für seine Anbetung oder ganz frei von einer Koketterie, die hier die Maske der Mütterlichkeit annahm, ihm gegenüber gewesen, beweist der an und für sich unbedeutende Umstand, daß er, der am 3. Dezember 1802 sie für 28—30 Jahre alt angesehen hatte, von ihr beim Mittagsessen erfuhr, daß sie vierunddreißig Jahre alt war; am Abend legte sie noch zwei Jahre hinzu. Aber mehr als diese sechsunddreißig Jahre bekannte sie nicht, und noch am 5. März 1803 giebt Börne ihr dies Alter. Zwei Jahre hatte die wunderschöne „Frau Mutter", wie sie ihm gestattete, sie zu nennen, sich also jünger gelogen. Natürlicherweise fuhr er fort zu lieben, zu bewundern, zu verzweifeln, Höllenqualen über ihre Gleichgültigkeit zu erdulden und himmlische Seligkeit über ein Lächeln oder ein freundliches Wort von ihrer Seite zu empfinden, außerdem sich mißtrauisch, bitter,

[1] Karl Hillebrand, „La société de Berlin" in der „Revue des deux mondes".

[2] Fürst, Henriette Herz. S. 185 flg.

ungereimt, unberechenbar im Umgang zu zeigen, bis es endlich notwendig wurde, ihn anderswohin zu senden.

Er kam nach Halle, um dort seine Studien fortzusetzen. Bei der Abreise überreichte er ihr ein empfindsames Tagebuch — sie hatte, wie es scheint, ihm den Rat gegeben, seine Qual in einem solchen auszuschütten — mit einem Paket leidenschaftlicher, an sie gerichteter Briefe. Von Halle aus fuhr er fort an sie mit unveränderter Schwärmerei und heftiger Sehnsucht zu schreiben, doch in der Entfernung richtet sich sein Wesen bald wieder so weit auf, daß er nicht mehr in der bloßen Analyse seines seelischen Zustandes aufgeht, sondern sich zu einer ruhigen und unterhaltenden Kritik der Umgebungen und zu einem gewissen würdigen, mit Selbstkritik vermischten Selbstgefühl ermannt.

Schon in diesen Briefen begegnet man zur gleichen Zeit Begeisterung für Ideen, Entrüstung über Sklavensinn und scharfer Satire in den Urteilen, die gefällt werden. Man lernt hier Börnes ursprüngliches Wesen kennen, ein Temperament, dem Ausschweifungen so wenig eine Versuchung sind wie Trunk, eine Natur, die unter der Schwäche des Körpers, unter dem innern Streit leidet, der da entsteht, wo sich Mut ohne Kraft, Liebe ohne Gegenliebe, unbestimmtes Sehnen nach Ausübung von Großthaten ohne deutliches Ziel finden. Ab und an eine Drohung darüber, was einmal, wenn er zum Manne gereift sei, dem Philisterhaufen geschehen solle, der ihn jetzt belächelt, und erbitterte Ahnungen kommender Demütigungen und stürmische Vorsätze von Rache an den Frechen, die ihn wegen seiner Herkunft verhöhnen und peinigen, weil sie seine Zurückhaltung für Feigheit ansehen.[1] Deutlich genug hat dieser Jugendaufenthalt in Berlin für den jungen Börne die Be-

[1] Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. S. 164, 167. „O, wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen, und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß."

deutung gehabt, sein Gefühlsleben zu reifen, während die Berührung mit den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit in dem Herzschen Hause dazu beitrug, seine Geistesgaben zu erwecken.

Er studierte in Halle, als die Schlacht von Jena geschlagen und die Universität kurz darauf von Napoleon aufgehoben wurde. Börne zog nach Heidelberg, um dort seine Studien fortzusetzen, übrigens von einer patriotischen Begeisterung gegen die Franzosen erfüllt, die sich in einer Broschüre Luft machte, welche die Zensur nicht passieren ließ. Aber zu derselben Zeit, als der Siegeszug Napoleons die Studenten aus Halle vertrieb, trat infolge dieser Siege eine vollständige Umwälzung der politischen Verhältnisse in der Geburtsstadt Börnes ein. Schon im Jahre 1806 nahm Dalberg als Fürst-Primas des kürzlich gegründeten Rheinbundes Frankfurt am Main in Besitz. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die, wesentliche Verbesserungen und Erleichterungen in der Stellung der Juden herbeizuführen, bis eine Verordnung Napoleons im Jahre 1810 die Ablösung aller Bürden befahl, die auf den Leibeigenen und den Juden lasteten. Im Dezember des Jahres 1811 bekam die jüdische Gemeinde in Frankfurt die vollen Bürgerrechte gegen eine Summe von 440 000 Gulden eingeräumt, die im folgenden Jahre ganz einbezahlt war. Für Börne war die nächste Wirkung die, daß er das medizinische Studium aufgab, das er nur widerstrebend ergriffen hatte, weil jegliches andere ihm verboten war, und zur Staatswissenschaft und Jurisprudenz überging, die zum Staatsdienst Zutritt eröffneten. 1808 war er Doktor der Philosophie geworden.

Der Vater, der äußerst unzufrieden mit dem Mangel an Ausdauer bei dem Sohne als Student wie mit seinem häufigen Läpperschuldenmachen gewesen, war nicht minder mißvergnügt über das Aufgeben des medizinischen Studiums und forderte, daß er sich jetzt selbst ernähre; er verschaffte ihm deshalb eine Anstellung, die in einem drolligen Widerstreit mit Börnes späterer Wirksamkeit als Schriftsteller stand, ein kleines Amt bei der Frankfurter Polizei.

Er wurde zum Aktuar ernannt, saß in den alten finsteren Räumen des Römers, visierte Pässe, prüfte Wanderbücher, nahm Protokolle auf und repräsentierte bei feierlichen Gelegenheiten in Uniform und mit dem Degen die örtliche Autorität.[1]

Inzwischen hatte er begonnen, als Schriftsteller aufzutreten, als Mitarbeiter eines Frankfurter Tageblattes, mit Artikeln, voll urdeutscher Rhetorik, von einer vaterländischen Begeisterung dem starken Korsikaner gegenüber diktiert, die schon in ihrem sprachlichen Ausdruck in den wildesten Chauvinismus hinübergleitet. Es sind Aufrufe an die deutschen Jünglinge', und Ausbrüche des blindesten, loyalsten Zutrauens zu den deutschen Fürsten.[2] Er ist lauter Hoffnung in allem, was den Ausgang des Freiheitskampfes betrifft.

Er ahnte wahrlich nicht, daß die Freiheiten, deren er teilhaftig geworden, ihm durch den Sieg geraubt werden sollten. Kaum hatten im Jahre 1813 die Kaiser von Rußland und Österreich und der König von Preußen ihren Einzug in Frankfurt gehalten, als auch das siebenjährige Regiment des Fürsten Dalberg zu Ende war. Das Großherzogtum Frankfurt wurde aus der Zahl der Staaten gestrichen, und man ließ die alte Verfassung wieder in Kraft treten. Die Bürgerrechte, welche sich die Israeliten für schweres Geld erkauft hatten, kassierte man einfach, selbstverständlich ohne das Geld zurückzuzahlen. Die Kuriere, schreibt Karl Gutzkow, die zwischen Wien und jenen Städten, wo die berühmten Reaktionskongresse gehalten wurden, hin und her flogen, rissen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu streuen wagte.

Der Sturz der französischen Herrschaft brachte Börne um seine

---

[1] Karl Gutzkow, Börnes Leben.

[2] Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde ... Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rat der Fürsten einzudringen; sie sind besser als wir.

Anstellung und seine Unglücksbrüder um ihre Menschenrechte; er war unpersönlich genug in seiner Denkweise, späterhin wie zuvor die Fremdherrschaft als eine Schmach anzusehen.

Es kann indessen nicht verwundern, wenn Goethes Gleichgültigkeit auch diesen Ausschreitungen der großen Reaktion gegenüber Börne in dem Haß wider eine Persönlichkeit bestärkte, die ihm von keiner ihm zugänglichen Seite groß erschien. In der Rezension von Bettinas „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" — vielleicht die am meisten desorientierende Kritik, die Börne je verfaßt hat — schreibt er: „Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirn? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niederen Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er eiferte gegen die »Humanitätssalbader«, die den Juden das Wort sprächen."

Was Börne am wenigsten von allem Goethe vergeben konnte, das war dessen Stellung zu den Großen. Er übersah, daß das Menschenalter, welches er selbst jünger war als Goethe, eine vollständige Umwandlung in der Stellung der Schriftsteller den Fürsten und dem Publikum gegenüber bezeichnete. In Deutschland lebten im achtzehnten Jahrhundert die Schriftsteller nicht von Honoraren, sondern von Zueignungen. Die Dichter waren gezwungen, sich die Gunst eines vornehmen Beschützers zu suchen, adelige Junker zu unterrichten oder junge Prinzen auf ihren Bildungsreisen zu begleiten. Wieland empfing Geldgeschenke zum Dank für Dedikationen, Schiller nahm mit Freuden die Unterstützung entgegen, die der Herzog von Augustenburg ihm von Dänemark verschaffte. Monarchen und

Fürsten, hohe Herren, Aristokraten hegten ja gegen Schluß des achtzehnten Jahrhunderts ein wirkliches, ja heftiges Interesse für Philosophie und Poesie, für all die neue Wahrheit und Schönheit; sie zogen die Schriftsteller an sich heran wie Leute ihresgleichen. Erst die französische Revolution ließ dieses schöne Verhältnis aufhören, und Goethes Lebensstellung war vor der Revolution geordnet.

Börne starrte sich blind an den abgerissenen Ausdrücken Goethescher Fürstenverehrung. Er schreibt irgendwo den Passus aus Goethes Tagebuch ab: „Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihre, des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Die Frau Großfürstin, Kaiserliche Hoheit, vergönnten mir einige poetische Zeilen in das zierliche, prächtige Album verehrend einzuzeichnen" und fügt hinzu: „Das schrieb er in seinem einundsiebzigsten Jahre. Welche Jugendkraft!" Je älter Börne wurde, je mehr er sich selbst dahin entwickelte, nichts anderes als eine Verkörperung der politischen Überzeugung zu sein, ein Wesen, in dem sich die politische Überzeugung des ganzen Seelenlebens, des Talentes wie des Witzes bemächtigt, und in welchem sie sich zu einer Religion mit allen Äußerungsformen der Religion: Treue, Andacht, Fanatismus umgebildet hatte — desto wertloser, ja verächtlicher kam ihm Goethes Zuschauerrolle bei den politischen Kämpfen vor. An einer andern Stelle schreibt er: „Goethes Tagebuch habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele giebt es auf der Welt nicht mehr und nichts ist bewunderungswürdiger als die Naivetät, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt ... Und solche Konsuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusche sich in die Erde hineinwühlt und Luft, Licht, Freiheit, alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich mutlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst ver-

steckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hilfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht, und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker."

Vom Sommer 1818 an tritt Börne, der bisher nur hin und wieder Broschüren veröffentlicht hatte, als selbständiger Journalist auf, indem er die beinahe von ihm allein geschriebene Zeitschrift „Die Wage" herausgiebt. Er war der erste Journalist im großen Stil, den die deutsche Litteratur hervorgebracht hat, und er war der erste, unter dessen Händen die periodische Presse in Deutschland eine Macht wurde. Es ist eine Freude, die jetzt so seltenen Hefte jener alten epochemachenden Zeitschrift „für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" zu besitzen. Das Mittel, wodurch sie durchdrang, waren der lebhafte Stil und der treffende Witz des Herausgebers. Sie behandelte Politik, Litteratur und Theater, sie hatte Mitarbeiter wie Görres (vor seiner Bekehrung), und Willemer, den rationalistischen und freisinnigen Freund Goethes (Suleikas Ehemann); aber was für Gegenstände die Zeitung auch behandelte, alles bekam durch die Behandlungsweise eine politische Farbe. Im Laufe der vier Jahre, während welcher Börne die „Wage" herausgab, übernahm er außerdem die Redaktion von zwei Tageblättern, zuerst der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", welche er infolge der ununterbrochenen Zensurplackereien schon nach Verlauf von drei Monaten wieder aufgeben mußte, dann des Tageblattes „Die Zeitschwingen", das durch einen Machtspruch unterdrückt, während gleichzeitig der Redakteur zu einer kurzen Gefängnishaft verurteilt wurde. Börne reiste jetzt zum erstenmal nach Paris, von woher er eine Zeitlang Korrespondenzen für Cottas verschiedene Zeitschriften lieferte, kehrte aber schon 1822 nach Deutschland zurück, wo eine langwierige und gefährliche Krankheit seine pekuniären

Hilfsmittel erschöpfte und ihn zwang, sich um Beistand an seinen Vater zu wenden.

Der war äußerst unzufrieden mit ihm. An seinen andern Kindern hatte er Freude; aber dieser Sohn, der Doktor, der nichts verdienen konnte, hatte, wie er behauptete, ihm schon große Summen gekostet und war doch nichts geworden als der Verfasser von Artikeln und Schriften, die bei seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fanden. Weshalb wollte er sich Feinde machen, die Großen angreifen? Paßte das für seine gesellschaftliche Stellung? Was war er überhaupt in der Welt, daß er sich erlaubte, so das Wort zu führen? Jetzt könnte er Arzt sein, könnte sich eine lohnende Praxis geschaffen haben, oder Advokat geworden sein und Rothschilds Prozesse führen. Statt dessen schrieb er Bücher, verreiste das bischen Geld, das sie ihm einbrachten, und versperrte sich durch seine gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Und der Vater kannte hinlänglich die politischen Verhältnisse, um zu wissen, daß sein Sohn durchaus nicht Arzt, noch Advokat zu sein brauchte, um eine einträgliche Stellung zu haben. Er wußte recht wohl, wofür Herr von Gentz und Herr Friedrich von Schlegel ihre Wechsel bezogen. Und dann hatte der Sohn noch obendrein die Zusage Maria Theresias, worauf er sich berufen konnte.[1]

Kaum hatte Börne eine regelmäßige Wirksamkeit als Schriftsteller begonnen, als die großen Reaktionäre auf sein Talent aufmerksam wurden. In einem Brief von Rahel, datiert vom 18. Mai 1819, heißt es, Gentz habe ihr „Die Wage" empfohlen, als das Geistreichste, Witzigste, was man in jenen Tagen schreibe, das Beste in seiner Art, was seit Lessing erschienen sei. Börnes

[1] Karl Gutzkow, Börnes Leben. Gesammelte Werke. Zwölfter Band S. 328, 329.

Vater wußte gut, daß Herr von Gentz den Stil seines Sohnes, Fürst Metternich dessen politische Kenntnisse lobten.[1]

Ohne seinen Sohn zu fragen, arbeitete er daran, ihm einen vorteilhaften Baugrund an der Sonnenseite der Gesellschaft zu verschaffen. Als Börne davon hörte, hatte Metternich schon mit beiden Händen zugegriffen: Börne sollte in Wien leben, mit dem Titel, Rang und Gehalt eines Kaiserlichen Rats, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit gehalten zu sein. Für alles, was er dort schreiben wollte, sei ihm völlige Zensurfreiheit zugesichert; er solle sein eigener Zensor sein. Wolle er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so stehe es ihm durchaus frei. So würde er ja am allerbesten für die Sache der Humanität und des Fortschrittes arbeiten können.

Der Vater schrieb: „Lieber Louis! ich bitte Dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit, wie ich den Deinigen gelesen habe ... Deine so hoch gepriesene Unabhängigkeit — glaube mir — ist prekär; wird sie, oder kann sie immer bleiben. Warum solltest Du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken ... worin besteht Deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Franken?[2] Also um Dein Glück willen, entschließe Dich, auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen ... Ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen." ...

Börne lehnte alles ab, lehnte es so kurz ab, daß er nicht einmal mit den Machthabern reden wollte.[3] Goethe konnte sich

---

[1] Sogar die späteren, ganz revolutionären Pariser Briefe hat Metternich gekannt. Die Fürstin Mélanie Metternich schreibt in ihrem Tagebuch vom 26. Januar 1834: „Ich brachte die ersten Abendstunden bei Clemens zu, dem ich Börnes Pariser Briefe vorlas. Sie sind natürlich so boshaft als möglich, der Stil ist aber von einer dämonischen Ausgelassenheit und ungemein geistreich." Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, fünfter Band S. 545, citiert von Holzmann.

[2] Monatliches Honorar von Cotta.

[3] Er schreibt an den Vater: Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande ...

zum Geheimrat an einem Hofe ernennen lassen, er nicht. Und die Versuchung war sicher größer für den geborenen Plebejer, der auf Kommando jeden Vorübergehenden hatte grüßen müssen, als für den Patriziersohn. Wenn man Börnes harte, höhnende Urteile über Goethe liest, darf man nicht über ihrer Ungerechtfertigkeit vergessen, daß ein Mann hinter den Worten stand, der nicht thun wollte, was Goethe gethan.

Kunstsinn in der strengsten Bedeutung des Wortes besaß Börne nicht. Er hat es offen zugestanden und es außerdem durch seinen Unwillen gegen die verraten, denen es gleichgültig ist, was der Künstler darstellt, und nur wichtig, wie er es darstellt. Künstler und Kunstkenner dieser Art sind ihm von Herzen zuwider. Es ist ihm greulich, daß man ein Stillleben über ein Gemälde setzen kann, das eine Madonna vorstellt. Mit seinem Hange zum Bedeutenden und Erhabenen liebt er in der Kunst nur das Göttliche und bekennt gerade heraus, daß dort, wo er nicht die göttliche Natur finde, ihm das Ganze Unnatur und Stümperarbeit sei.[1]

Es ist daher nicht richtig, mit Steinthal zu sagen, daß kein Bildungsgebiet, keine Form künstlerischen Schaffens Börne fremd gewesen sei, denn jenes Bildungsgebiet selbst, das durch die Kunst als Kunst bezeichnet wird, war ihm verschlossen. Dies verhindert selbstverständlich nicht, daß er viel Verständiges und Lehrreiches über Kunstwerke gesagt haben kann, aber es trifft das Künstlerische in ihnen nie.

Man hat z. B. Börne wegen seines energischen Widerstandes gegen die deutsche Schicksalstragödie sehr gelobt, die zu jener Zeit die Bühnen zu überschwemmen und die Gemüter zu ver-

[1] „Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelkeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurteilt." — Leider!

dummen anfing. Aber man sieht leicht, daß es gar nicht das ästhetisch Verwerfliche in ihr ist, wogegen er eifert; er nimmt die Sache moralisch oder religiös. Der Glaube daran, daß ein Datum wie der 24. Februar besonders schicksalsschwanger für eine Familie sein könne, ist einfach dumm und leer. Dieser Glaube hat absolut nichts weder mit dem antiken Glauben an das unabwendbare, vorausbestimmte Schicksal, noch mit dem christlichen Glauben an eine allwissende Vorsehung, noch mit dem modernen deterministischen Glauben an Ursachen zu thun, der den Glauben früherer Zeiten an einen sogenannten freien Willen unmöglich gemacht hat. Aber für Börne ist dieser Glaube nur vernunftwidrig, weil derselbe nach seiner Meinung zwei theologische Systeme vermischt. Seine Schlußfolgerung ist, daß der Tod entweder ein liebevoller Vater ist, der seinen Sohn hole, und dann sei das Schicksal nicht tragisch, oder ein Kronos ist, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann sei das Schicksal unchristlich.[1] Als ob das eine Einwendung sei! Es könnte ja deshalb sogar höchst poetisch sein.

Börne hat gegenüber den zahlreichen Dramen, die zu kritisieren zu seinem Los gehörte, den gesunden Sinn des vorzüglichen Kopfes für das, was Wert hat und was wertlos ist. Er zeigt sich voll von Verständnis für den Geist in Oehlenschlägers „Correggio", voll Nachsicht mit den Schwächen des Stückes, wenn auch ganz ohne Blick für dessen szenischen Effekt; er versteht vollauf Schauspieldichter wie Kleist und Immermann und den beginnenden Grillparzer zu schätzen. Soll er aber sein Lob oder seinen Tadel begründen, so verrät sich immer von neuem das unkünstlerische Naturell, und manchmal legt er die ganze Fülle von Vorurteilen eines pathetischen Idealisten an den Tag. Er mißbilligt z. B. — und mit Recht — Ifflands „Spieler". Aber die Begründung ist ganz barock: „Die

[1] Was sie unter Schicksal verstehen, habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidentum.

Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebensogut die Schwindsucht dramatisieren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblick, als der junge Mensch nach dem Walzer ein Glas kaltes Wasser trinkt, bis er den Geist aufgiebt.“ Es macht jedoch einen bedeutenden Unterschied, sollte man glauben, daß die Schwindsucht ein körperliches Übel und die Spielerleidenschaft ein Laster ist. Sein Gedankengang ist der gewöhnliche des Idealismus: man brauche nicht ins Theater zu gehen, um das zu sehen, was man zu Hause sehen könne. Er nennt als Beispiele: Geldmangel, Schulden, ein treues Weib, das Entbehrungen geduldig erträgt, und statt den platten unkünstlerischen Geist hervorzuheben, womit dieses und ähnliches dargestellt sei, bricht er in die Worte aus: „Sind dieses so seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen, als im Leben.“ Und er erklärt, daß man daher bei den Griechen und Römern zu Fabeln und Göttergeschichten seine Zuflucht nahm; die Modernen müssen die wirklichen Menschen der alten Völker darstellen, oder wenn sie sich absolut mit der Gegenwart einlassen wollen, nur die Leidenschaften der Zeitgenossen wiedergeben. Er hegt, wie man sieht, den naiven Glauben, daß die „klassischen“ Menschen des Altertums durchschnittlich die modernen weit überragten, und er versteht nicht, daß die einfache Wirklichkeit durch die Behandlung zur Kunst geadelt werden könne.

Ein noch weit kräftigeres Zeugnis von dem Mangel an Sinn für primitive Poesie als diese akademischen Tiraden ist Börnes Kälte dem alten Testamente gegenüber. Es kommt in einem Briefe an Henriette Herz aus seinem neunzehnten Jahre ein Passus von wirklich erschreckender Sterilität vor, trocken und altklug wie ein Scherz über die Bücher Moses von Voltaire — und das nach Goethe: „Die alten Juden von Abraham bis zum weisen Salomo sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestieren wollen. Lesen Sie das Buch Josua und der Könige,

und Sie werden finden, wie Blumauerisch alles darin aussieht.“ [1] Diese uralten Redaktionen denkwürdiger Legenden und Historien mit einer plumpen Travestie der Äneide zu vergleichen ist nur möglich, wenn man, ohne Empfänglichkeit für Formen des Altertums, in jedem Werke eine moderne, empfindsame, religiöse oder politische Moral sucht. Es stimmt gut hiermit überein, daß Börne mit einer blinden Schwärmerei für das unbestimmte, halb neutestamentarische, halb moderne salbungsvolle Pathos in Lamennais' „Worte eines Gläubigen“ endigt.

[1] Briefe des jungen Börne S. 143.

VIII

Ohne diesen Mangel an poetisch-künstlerischer Empfänglichkeit würde Börnes Teilnahme an der, von mehreren unter den Wortführern der damaligen Zeit in Szene gesetzten Reaktion gegen Goethe nicht ganz erklärlich sein. Denn war auch sein Unwille gegen Goethe ursprünglich genug, so war er doch keineswegs Urheber der Reaktion gegen Goethe; er fand sie vielmehr in vollem Gange vor. Fast gleichzeitig damit, daß man in pietistischen Kreisen sich über die falschen „Wanderjahre" des Pfarrers Pustkuchen mit ihren Angriffen auf die Gottlosigkeit des Heiden Goethe erfreute, begann man in der vorwärtsstrebenden politischen Jugend Untersuchungen über die politische Überzeugung Goethes zu billigen, welche an dieselbe den Maßstab der letzten Tage legten, und Schilderungen von Goethe als einem „Aristokraten", der ohne Herz fürs Volk und in Wirklichkeit ohne Genie war, treffend zu finden.

Der erste, der in größerem Stil und mit durchgeführter Hartnäckigkeit eine lange Reihe von Jahren hindurch die Verkleinerung Goethes systematisch betrieb, war Wolfgang Menzel (geb. 1798), der noch nicht dreißig Jahre alt durch eine gewisse grobe, litterarische Begabung, ungeheure Selbstsicherheit im Auftreten und strammen Doktrinarismus als Liberaler, Nationalgesinnter und Moralist sich zu einem großen und gefürchteten Einfluß aufgeschwungen hatte. Wie Börne ging er ursprünglich von Jean Paul aus. Aber seine zu jener Zeit angesehenen „Streckverse" (1823), die unzweideutige Nachahmungen dieses Vorbildes sind, übertreiben die Jean Paulsche Art

des Geistreichseins bis zur Karikatur. Dinge, die nicht in der entferntesten natürlichen Verbindung miteinander stehen, werden zu einem Aphorismus zusammengezwungen, ungefähr wie in einem Kalauer einander gar nichts angehende Vorstellungen zu einem Wortspiel zusammengekoppelt werden. Er schreibt: „Allerheiligen geht vor Allerseelen, die Propheten haben den Himmel eher als das Volk.“ — „Die Religion des Altertums war die Kristallmutter vieler glänzender Götter, die christliche ist die Perlmutter eines einzigen aber unschätzbaren Gottes.“ „Das Erdenleben ist eine Bastonade.“ „Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter welcher man die Perle der Religion findet.“

In seinem Litteraturblatt „Deutsche Litteratur“ begann er vom Jahre 1819 an eine mit wahnsinniger Einbildung und felsenfestem Glauben an die Berechtigung des Angriffs geführte Polemik gegen Goethe. Zunächst versuchte er bei der Lesewelt die Bewunderung für Goethes Originalität zu untergraben; er bestrebte sich in Goethes Werken die Nachahmung eines Vorbildes oder doch geliehene Gedanken aufzuspüren und überall fremden Einfluß nachzuweisen.

In seinem ersten zusammenhängenden, litterarhistorischen Werke „Die deutsche Litteratur“, das 1828 in zwei Teilen herauskam, wirft Menzel in einem überlegenen Tone Goethe u. a. vor, daß er allen Vorurteilen und Eitelkeiten des Zeitalters geschmeichelt habe. Er beschränkt Goethes Fähigkeiten auf die einfache Darstellungsgabe, „auf das Talent“, welches seinem Wesen nach ohne inneren Halt, „eine Hetäre, die sich jedermann preisgiebt“, sei. Goethe habe immer mit dem Strom und wie Kork auf dem Strom geschwommen, er habe jeder Schwäche und Thorheit gedient, wenn sie in der Zeit nur ihr Glück gemacht. Unter der glatten gefälligen Larve seiner Werke verberge sich eine raffinierte Genußsucht und Sinnlichkeit. Seine Dichtungen seien die Blüte des in der modernen Welt herrschenden Materialismus. Goethe besitze kein Genie, aber im höchsten Grade „das Talent, den Leser zu

seinem Mitschuldigen zu machen" u. s. w.[1] Heine, der unkritisch genug war, in einer Rezension dem Werk und seinem Verfasser ein Lob zu erteilen, das er bald bereuen sollte, schrak doch zurück vor der Menzelschen Lehre, „Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent". Er spricht die Ansicht aus, daß diese Lehre nur bei wenigen Eingang finden werde, und selbst diese wenigen würden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent habe, ein Genie zu sein.[2]

Sowohl in zahlreichen Artikeln in Zeitschriften, wie in seinem, bis zum doppelten Umfang in neuer Auflage vermehrten Werke über die deutsche Litteratur setzte Menzel die Kanonade fort. Er wies bei Goethe dreierlei Eitelkeiten und sechserlei Wollüsteleien nach. Er ging seine größeren und kleineren Werke eins nach dem andern durch, um sie mit seinem moralisch-patriotischen Maßstabe zu messen und sie erbärmlich zu finden. Clavigo verdammt er, weil bei Goethe Clavigo Marie verläßt. Es nützt nichts, daß der Dichter ihn durch die Hand ihres Bruders sterben läßt, im Gegenteil, dies empört Menzel noch mehr, weil er weiß, daß Clavigo in Wirklichkeit lustig weiter lebte, was seinen Tod auf der Bühne zu einem bloßen Theatertod macht.[3] Der Kritiker muß, wie man sieht, sein das Drama als solches nichts angehendes Wissen zu Hilfe nehmen, um dasselbe genügend unmoralisch zu finden. „Tasso" ist ihm Goethes Höflingsbekenntnis, worin er die Eitelkeit des Emporkömmlings verrät, welcher in den Frauen zugleich das Vornehme, das Königliche begehrt. Was Menzel Moralisches vorbringen kann über „die Mitschuldigen", „die Geschwister", in welchem Schauspiel

[1] Menzel, Die deutsche Litteratur. Zweiter Band S. 205—222.

[2] Heine, Sämtliche Werke. Dreizehnter Band S. 285.

[3] „Der Dichter . . . fühlt zwar, daß das Schicksal ins Mittel treten müsse, und läßt den Verräter durch eine rächende Bruderhand fallen; wieviel mehr muß uns aber dieser Theaterstreich indignieren, wenn wir wissen, daß der berühmte Liebhaber in der Wirklichkeit lustig fortgelebt, um das Unglück zu beschreiben, welches er angerichtet."

„die Wollust nach der schönen Schwester schielt", über „Stella", wo „der Raffiniertheit nach dem Reiz der Bigamie gelüstet", und über den „Mann von fünfzig Jahren", der der besondere Gegenstand seines Hasses ist, kann sich der Leser mit Leichtigkeit vorstellen. Aber sogar „Wilhelm Meister" ist ihm nur eine Umschreibnng von Goethes unwürdiger Geringschätzung der inneren Würde der Tugend und von Goethes Streben nach den äußeren Verhältnissen des Adelstandes.[1] Endlich sind Menzel „die Wahlverwandtschaften" der Typus eines „Ehebruchsromanes"; dieser Roman behandelt „die Wollüstelei, die das Fremde begehrt". Ja, „die Braut von Korinth" ist nur der Ausdruck jener Wollust, die sogar noch in den Schauern des Grabes, in der Buhlerei mit schönen Gespenstern einen haut goût des Genusses sucht.

Wo es unmöglich ist, die Beschuldigung der Unsittlichkeit anzubringen, kehrt Menzel zu der Beschuldigung des Mangels an Originalität zurück. „Hermann und Dorothea" ist nicht nur eine untergeordnete Arbeit, eine der Spießbürgerlichkeit dargebrachte Huldigung, sondern eine direkte Nachahmung der Vossischen „Luise." In Wahrheit original, meint Menzel, sei Goethe nur im „Faust" und im „Wilhelm Meister" gewesen, weil er in diesen Werken sich selbst kopiert habe. Übrigens habe er in seiner Jugend von Molière und Beaumarchais, von Shakespeare und von Lessing geborgt, während seine späteren Jambentragödieen die Frucht seiner Rivalität mit Schiller seien. Außerdem war er, wie Gott und alle Welt weiß, kein Patriot.

Vergleicht man Börnes Angriffe auf Goethe mit denjenigen von Menzel, so entdeckt man, trotz der auch bei ihm vorhandenen Unbändigkeit des Ausdruckes, den großen Unterschied, daß Börne sich nicht darauf einläßt, Goethes Dichtwerke zu beurteilen oder gar

[1] „Geadelt zu werden, im Reichtum zugleich den haut goût der Vornehmlichkeit in behaglicher Sicherheit zu genießen, war ihm für dieses Leben das Höchste."

zu verdammen, ebensowenig wie er sich zu den Beschuldigungen geschlechtlicher Unsittlichkeit herabläßt, sondern daß er sich immer auf den Sturmlauf gegen Goethe als politische Persönlichkeit beschränkt. Saint René Taillandier hat richtig bemerkt, daß Börne allem, was er gegen Goethe auf dem Herzen hatte, Ausdruck gegeben hat, als er über seine Besprechung von Bettinas „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ als Motto jene Worte aus Goethes „Prometheus“ setzte:

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

Von Goethes Werken verstand er zwar nur die zu schätzen, worin er das Feuer der Jugend fand, aber seine Angriffe beruhen nicht auf Geringschätzung der übrigen Werke, sondern auf dem Umstand, daß Goethe, der durch seine Gaben und sein Ansehen so hoch gestellt war, niemals seine Persönlichkeit und seine Stellung für eine Verbesserung der wirklichen Lebensverhältnisse in Deutschland einsetzte. Es ist leicht genug aus Börnes Schriften thörichte Effektstellen herauszupflücken, wo er in die Menzelsche Tonart einstimmt, z. B. wenn er in seinem Tagebuch von 1830 von Goethes beispiellosem Glück redet, daß er mit seltenem Talent sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachahmen und unentdeckt bleiben konnte, oder wenn er Goethe den gereimten Knecht nennt, wie Hegel den ungereimten. Aber um diese wilden und bedauerlichen Ausbrüche zu verstehen, muß man sich die Anschauungen Börnes vergegenwärtigen, aus denen seine Anklagen gegen Goethe wie gegen Schiller entsprangen.

Er ging von der (wahrscheinlich völlig falschen) Grundvorstellung aus, daß Goethe durch rechtzeitigen und beherzten Protest die Karlsbader Beschlüsse verhindern, die Preßfreiheit und die andern

geistigen Güter, welche die Reaktion jetzt geraubt, dem deutschen Volk hätte sichern können. Aber ganz besonders ging er von der Überzeugung aus, daß es, gleichgültig, wie das Resultat geworden, die Pflicht Goethes gewesen sei zu protestieren. Was sah er statt dessen? Er sah „den Geheimrat von Goethe, den Karlsbader-Dichter," wie er, mit einem beißenden Wortspiel auf Goethes jährliche Karlsbader Kuren, ihn nennt, sich selbst als Diener unter den andern Dienern seines Fürsten („wir sämtlichen Diener") bezeichnen, sah ihn in seinen „Tag- und Jahresheften" eingestehen, daß er durch das kleine schlechte Stück „der Bürgergeneral" den Weimaranern seinen Abscheu vor der französischen Revolution beibringen wollte, indem er die ganze Freiheitskomödie darauf hinaus gehen läßt, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Er hörte ihn bekennen, daß er, weit davon entfernt sich der Sache Fichtes anzunehmen, da dieser als Jenenser Professor beschuldigt wurde, Atheismus zu lehren, im Gegenteil einen gewissen Ärger über die Unannehmlichkeiten, welche diese Sache dem Hof bereite, gehegt habe, da „Fichtes Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet", Vorstellungen von außen veranlaßten. Er sah schließlich Goethe ausdrücklich die Störung der friedlichen Verhältnisse beklagen, welche die Ankündigung der Preßfreiheit in Weimar verursachte, als Okens „Isis" erschien — „und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."[1] In gleicher Weise fühlte er sich enttäuscht und gekränkt, wenn er las, wie Schiller, den er doch sonst so hoch schätzte, während der heißesten Tage der französischen Revolution in seiner Einladung zum Abonnement auf „Die Horen" die Wendung gebrauchte, daß die Zeitschrift vorzüglich und unbedingt alles ausschließen werde, was sich auf Staat, Religion und politische Ver-

---

[1] Börne, Gesammelte Schriften. Dritter Band S. 216, 217, 222.

fassung beziehe. Er wußte und fügte hinzu, daß Goethe auch genau so sprach und dachte.

Das ist's, was man vor Augen haben muß, wenn man seine glühenden Worte — glühend von einer Freiheitsbegeisterung, die ungerecht macht — über Schiller und Goethe liest, Klagen darüber, daß Deutschlands zwei größte Geister in ihrem Briefwechsel „so — nichts sind — nein weniger als nichts, so wenig", daß sie überhaupt das sind, was für ihn, den überzeugten Demokraten, das Schlimmste ist, zwei große Aristokraten, und zwar Schiller ein noch schlimmerer Aristokrat als Goethe, denn Goethe liebt die vornehme Kaste, Schiller aber zecht nur mit dem Adel der Menschheit. Nach seiner Auffassung hätte Goethe ein Herkules sein können, um das Vaterland von großem Unrat zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt.[1] Er vergleicht ihn in Gedanken mit den großen politischen Geistern anderer Länder, mit Dante, der für das Recht sang und kämpfte, mit Alfieri, der die Freiheit predigte, mit Montesquieu, der die persischen Briefe schrieb, mit Voltaire, der allem trotzte und all seine Beschäftigungen aufgab, sobald es galt, einem Verfolgten zu Hilfe zu kommen oder die Ehre eines unschuldig zum Tode Verurteilten zu retten, mit dem Republikaner Milton, mit Byron, dessen Leben ein Kampf war gegen kluge und dumme Tyrannei, und er ruft Goethe vor den Gerichtshof der Nachwelt. „Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast Du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab Dir eine Feuerzunge, hast Du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber Du warst nur immer Dein eigener Wächter."[2]

Niemand wird leugnen wollen, daß Börne hier auf schwache Punkte in der Größe Goethes und auf die Grenzen seines Wesens

[1] Börne. Erster Band S. 563, 568, 572

[2] Börne. Erster Band S. 573.

hingewiesen hat, wenn auch behauptet werden muß, daß gewisse Vorzüge Goethes nur durch diese Mängel erkauft werden konnten, und daß er allein schon deshalb, um nicht durch die Vielseitigkeit seines Genies zersplittert zu werden, sich eine strenge Begrenzung auferlegen mußte. Es lag nicht in Goethes Natur, das zu thun, was Börne von ihm forderte. Man muß aber das relative Recht Börnes verstehen, um ihm die heftigen und dummen Ausdrücke zu verzeihen, in welche er seinen Unwillen gegen Goethe in den Jahren kleidete, wo erst die Unterwerfung der französischen Regierung unter die Börsenmatadore, sodann die Unterdrückung des polnischen Aufstandes die Hoffnungen der Freisinnigen auf die Beeinflussung der Verhältnisse in Europa durch die Julirevolution niederschlugen, und wo Börnes Gemüt bitterer und leidenschaftlicher als je zuvor geworden war. Er bezeichnet nun Goethe als eine ungeheuere, hindernde Kraft, als einen grauen Star im deutschen Auge: „Seit ich fühle," schreibt er, „habe ich Goethe gehaßt; seit ich denke, weiß ich warum. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben; ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden." (20. November 1830.)

Den Siedepunkt erreichten jedoch seine Zornergüsse, als er im Oktober 1831, nach mehreren in Verzweiflung über den Gang der Begebenheiten verbrachten Tagen, unter dem bei diesem ewig Hoffnungsvollen doppelt schmerzlichen Eindruck, daß Frankreich verloren und die Reaktion siegreich war, Goethes Tages- und Jahreshefte las und über die „Gefühllosigkeit" des Verfassers entsetzt wurde. Bekanntlich erzählt Goethe hier, wie er 1790 während seines Aufenthaltes beim Heere in Schlesien einige Epigramme schrieb, daß er demnächst am „soldatischen" Hof in Breslau vergleichende Anatomie studierte und wie ein Einsiedler in diesem Studium verloren lebte, und schließlich, daß die Begebenheit, die ihn zu dem Studium veranlaßte, der Fund eines halbgeborstenen Schafsschädels war, den er eines Abends auf den Dünen des Lido gemacht hatte.

Börne schreibt hierüber: „Was Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter, damals in den schönsten Jahren des Lebens ... er war im Kriegsrate, er war im Lager der Titanen, da wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eignen Schätzung, daß er nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen. Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Offiziere an ihm vorüberzogen, da ... bot sich seinem Beobachtungskreise kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie. Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tausend und Eine Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzerbrücke, die Zehenmänner; es sind Szenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichischer Polizei liegt davor gelagert und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe, um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend, die Haare standen ihm zu Berge und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden“ — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafsschädel und hielt sich da versteckt, bis

wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lamas Speichel kosten!"

Sicherlich sollte Börne den Mann ehren, und gerade aus dem Grunde, weshalb er seine Verachtung für ihn ausspricht. Denn auf keinem Gebiete strahlt wohl sein Ruhm klarer als hier. Während Börne hier verrät, daß er, wie alle anderen Reisenden, in Venedig sich in nichtssagende Mondschein- und Sonnenuntergangs-Schwärmerei verloren, über die Seufzerbrücke und die Verwüstungen der Tyrannei und den Segen der Freiheit und alles, was tönt und funkelt, gefabelt haben würde — starrte Goethe dagegen auf einen Schafsschädel. Was war an dem? Er war geborsten, und mit dem unbewaffneten Seherauge, das in die Tiefen der Natur hinab drang, hinab in die innerste Werkstätte des Lebens, von wo die Formen der Dinge ausgehen, erblickte Goethe die große Wahrheit, die er schon im voraus geahnt hatte, daß sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien, machte also für die Osteologie eine Entdeckung, die mit derjenigen verwandt war, die er schon in seiner Schrift über die Metamorphose der Pflanze niedergelegt hatte; er legte mit anderen Worten den Grundstein zur philosophischen Anatomie, wie er die philosophische Botanik begründet hatte. Börne begriff nicht, daß dieser Geist, dessen Lebenswerk einer der Grundpfeiler zum Bau der modernen Welt wurde, hier durch seinen Sinn für die Einheit in der Verschiedenheit der Formen, durch seine heilige Einfalt an die ältesten Urheber der Wissenschaft des Altertums, an einen Thales, einen Heraklit, erinnert.

Börnes Angriffe auf Goethes Menschenwert können, wie man gesehen hat, nicht als gleichartig mit denjenigen Menzels betrachtet werden. Sie sind nie boshaft, geschweige niedrig. Sie charakterisieren zwar Börne selbst viel schärfer als sie Goethe bezeichnen, aber sie berühren doch bisweilen wunde Punkte in dem Wesen des

großen Mannes, während sie, selbst wo sie am lautesten gegen den Umfang von Börnes Intelligenz reden, Zeugnis ablegen von der Reinheit seines Charakters. Sie haben nicht vermocht, die Bewunderung für Goethes Genie zu mindern. Es wäre ebenso ungereimt, Goethe mit Börnes falschem politischen Maßstab von 1830, wie Börne selbst mit dem falschen deutschen Maßstab von 1870 zu messen. Das aber geschieht, wenn man ihn heutzutage zu dem schlechten Patrioten stempelt, wofür er Goethe hielt. Es war natürlich, es war notwendig, daß Börne Goethe gering schätzen mußte. Man versteht sein Nichtverstehen, ohne seinen Unwillen zu teilen. Und man kann in vollem Maß das brausende Pathos, die Sprünge und Blitze des Witzes in seinen Schriften schätzen, ohne jemals über die siedenden und schimmernden Kaskaden seiner Prosa die Ausdehnung und die Tiefe jenes stillen Ozeans zu vergessen, der Goethe heißt.

IX

Börne kulminiert als Schriftsteller mit seinen Briefen aus Paris, besonders mit dem ersten Bande dieses Werkes. Bücher zu schreiben war er nicht imstande, nicht einmal Abhandlungen oder Untersuchungen; für seine Stimmungs- und Gedanken-Explosionen paßte keine Form besser, als die Briefform. Und es sind wirkliche Briefe, keine Zeitungsartikel, nicht einmal Korrespondenzen, an ein Blatt gerichtet, nein Briefe, an eine Freundin geschrieben, und von Anfang an ohne einen Gedanken an Veröffentlichung, bis die Freundin die Initiative ergriff und sich Börnes Einwilligung dazu erbat, versuchsweise aus den empfangenen Mitteilungen das ausziehen zu dürfen, was für ein größeres Publikum Interesse haben könnte.

Der Name dieser Dame war Frau Jeanette Wohl; sie nimmt in seinem Leben einen großen Platz ein, wenn vielleicht auch nicht einen so großen Platz, wie er in ihrem Leben. Aber vom Jahre 1816, in welchem er sie kennen lernte, bis zu seinem Tod 1837, also in vollen zwanzig Jahren, hat er ihr sein Vertrauen geschenkt, und kaum einen Schritt gethan, ohne ihn mit ihr beraten zu haben, während seine schriftstellerische Thätigkeit, der Zustand seiner Gesundheit und sein tägliches Leben gleichzeitig der Mittelpunkt ihrer Existenz war.

Als sie sich zum erstenmal sahen, war er dreißig, sie dreiunddreißig Jahre alt. Sie war mit einem reichen Mann verheiratet gewesen, mit dem sie unglücklich gelebt hatte, und von dem sie, nachdem sie ihn während einer langwierigen Krankheit gepflegt, sich

scheiden ließ, ohne irgend einen Teil seines Vermögens annehmen und ohne seinen Namen behalten zu wollen. Lebte Börne mit ihr am gleichen Ort, so las er ihr alles vor, was er schrieb; lebten sie getrennt, so war sie die strenge Mahnerin, die ihn zur Arbeit anspornte, eifrig dafür besorgt, daß er Ruhm gewinne und sich Unabhängigkeit sichere. Bald wieder, wenn sie fürchtete, daß er zu fleißig sei, und daß seine schwankende Gesundheit darunter leiden könne, war sie die ängstliche Freundin, die ihn anflehte, sich die Verpflichtungen gegen die Verleger doch nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen und sich die nötige Erholung zu gönnen.

Besorgt um seine Ehre, wie sie war, verbrachte sie lange Zeiten in Angst und Aufregung, wenn es ihr schien, daß er sich seinen Pflichten dem Publikum gegenüber entziehe. Als Börne z. B. von den Abonnenten der „Wage" die Pränumerandozahlung für den zweiten Band dieser Zeitschrift empfangen hatte, aber, nachdem er fünf Hefte fertig gestellt, eine längere Pause machte, weil er von der Arbeit ermüdet war und außerdem wegen starker Geldverlegenheit nach ergiebigeren Ressourcen suchen mußte, da hielt sie ihn in ihren Briefen, die er immer in einer Spannung, die sich bis zum Fieber steigern konnte, erwartete, mit der Erfindungsgabe und Ausdauer eines bekümmerten Weibes in den verschiedensten Wendungen und Formen die „Wage" vor Augen. Sie bittet und droht, sie ermahnt und neckt, sie sendet ihm vier große Seiten, die nur das eine Wort „Die Wage" enthalten.

Auf der anderen Seite ist sie wiederum ebenso oft nur von dem Wunsche erfüllt, ihn zu zerstreuen und zu unterhalten, ihn vor Überanstrengung zu bewahren und seine gute Laune gegen Anfechtungen zu schützen. Erkrankt er ernstlich in der Ferne, so trauert sie darüber, ihn nicht pflegen zu können; ja sie ist einmal fest entschlossen es zu thun und ihren guten Namen dabei aufs Spiel zu setzen; sie weiß ja recht wohl, daß die Umgebung dann nicht daran glauben wird, daß nur Freundschaft sie verbinde.

Es war in Wirklichkeit ein Mischgefühl von Freundschaft und Liebe, für welches in der Sprache ein Ausdruck fehlt. In dem Nachlaß von Jeanette Wohl fand man ein gewöhnliches Gesindebüchlein der freien Stadt Frankfurt, auf dessen Titelblatt Börne im November 1818 seinen Namen und sein Signalement geschrieben hat. Das erste Blatt enthält:

Trat in Dienst wann?	Bei wem?	Auf wie lange?	In welcher Eigenschaft?	Trat aus wann?
15. Jan. 1818	Frau Wohl	auf ewig	als Freund	an seinem Sterbetage.

Man kann nicht lakonischer eine lebenslange Ergebenheit außerhalb aller legitimen Bande ausdrücken. Und die letzten Worte gingen buchstäblich in Erfüllung; denn Jeanette war das Wesen, auf dem der letzte Blick des Sterbenden ruhte, und an sie richtete er seine letzten Worte: „Sie haben mir viel Freude gemacht."

Das nach Börnes eigener Aussage wohlgetroffene Bild Jeanette Wohls zeigt eine Frau mit länglichem Gesicht, regelmäßigen, angenehmen Zügen, hoher Stirn, seelenvollem, schön geschnittenem Mund und etwas funkelnd Innerlichem in dem Blicke; das starke Kinn deutet auf Energie. Ihre Stimme soll ungewöhnlich wohlklingend gewesen sein. Sie war keine ausgeprägt originelle, viel weniger eine produktive Natur, aber sie ist eine der Frauen gewesen, die ganz in Ergebenheit für einen Mann aufgehen können. Sie hat gegenüber Börne als Schriftsteller die dem Weibe so natürliche Eigenschaft besessen, dem Manne Selbstvertrauen einzuflößen, sie hat eine herabsetzende Äußerung von ihm über die eigenen Fähigkeiten und Verdienste so übel aufgenommen, als sei sie von einem anderen gesagt. Sie ist sein Trost in Menschengestalt gewesen. Er besaß in ihr das Wesen, auf welches er sich unbedingt verlassen und dem er alles anvertrauen konnte, ohne Gefahr zu laufen, jemals mißverstanden, geschweige verraten oder ausgeliefert zu werden, und

an das er seine ganze schriftstellerische Wirksamkeit richten konnte. Sie war ihm eine Abbreviatur des idealen Publikums, für welches er schrieb. In einem seiner vertrauten Briefe erklärt Börne einmal, er habe seine Gefühle für Jeanette an einer Stelle der Neuen Heloise charakterisiert gefunden. Sie lautet: Es ist jene rührende Vereinigung so lebhafter Empfänglichkeit und unversiegbarer Sanftmut, es ist jenes zarte Mitgefühl für alle Leiden anderer, es ist jener gerade Verstand und jener auserlesene Geschmack, welche ihre Reinheit aus derjenigen der Seele schöpfen, mit einem Wort, es sind die Reize der Empfindungen, die ich in Ihnen verehre. — Und daß er keine geringere Anziehungskraft ausübte als diejenige, deren Gegenstand er war, das erfährt man, wenn man liest, wie Jeanette im Jahre 1833 (siebzehn Jahre, nachdem sie einander kennen gelernt hatten) als eine fixe Idee, eine chronische Krankheit die Gemütsbewegung bezeichnet, in welcher sie sich um die Zeit der Ankunft der Post befinde. An dem Tage hat sie ihre Arbeit unterbrechen und sich aufs Kanapee legen müssen, und da der Brief kommt, weint sie vor Freude.

Sie ordnet die Geldangelegenheiten für ihn, berechnet seine Honorare, kassiert seine Polizeipension ein, und als einmal heftig der Wunsch einer Reise nach Italien in ihm erwacht, wozu ihm aber die Mittel fehlen, kauft sie ein Lotterielos in der Hoffnung, das Reisegeld für ihn zu gewinnen; als diese Hoffnung vereitelt wird, will sie ihr Klavier verkaufen, kann aber die erforderliche Summe nicht dafür erhalten.[1] Und all dieses ohne eigentliche Erotik. Ja noch mehr hielten ihre Freunde sie fähig für ihn zu thun. Als in ihr die Idee erwachte, Börne solle seine Briefe an sie in den Druck geben, richtete sie an eine ihrer Kousinen die naive Frage, ob man Briefe, deren Adressat nicht tot sei, heraus-

[1] Börne schrieb, als er davon erfuhr: „Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie waren dazu fähig ... Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann ihres Herzens gefunden — Sie können den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen.“

geben könne; die Angeredete gab ihr die Antwort, sie traue Jeanetten schon zu, daß sie sich begraben lasse, um dem Dr. Börne nützlich zu sein.

Oft haben sie gemeinsame Reisen unternommen, bisweilen, scheint es, zusammen gewohnt, aber niemals wechselte ihr Verhältnis seinen Charakter. Es ist anzunehmen, daß Börne in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft versucht hat, die Freundin zu einer Heirat zu bewegen; aber der Versuch ist gescheitert an ihrer, später auch von ihm geteilten Scheu davor, daß das Verhältnis durch eine alltägliche Ehe an Reiz verlieren würde. Ohne eine noch so schwache, wenn auch noch so wenig bewußte physische Antipathie oder Kälte von der weiblichen Seite oder von beiden, erscheint es doch kaum erklärlich, daß sich das Verhältnis so lange auf demselben Punkte halten konnte, da beide frei und Herren ihrer Person waren. Ein äußeres Hindernis bestand zwar darin, daß Börne der Konfession nach ein Christ, Jeanette dagegen eine Jüdin war, deren orthodoxe Mutter leidenschaftlich gegen den Übertritt der Tochter zum Christentum Widerspruch erhoben haben würde, eine Mischehe aber in jenen Tagen mit großen Schwierigkeiten verknüpft war; doch diese Schwierigkeit war nicht die entscheidende. Jeanette sagt selbst in ihren Briefen, dazu, Börne zu heiraten, gehöre „mehr Mut und auch mehr Selbstvertrauen“ als sie habe, und wir sehen ihn, den wir als einen so unsinnig verliebten Jüngling kennen lernten, und der sein Leben hindurch unter einem eifersüchtigen Temperament litt, sich in diesem Verhältnis schnell zu der Höhe der reinen Ergebenheit erheben, so daß er nicht selten in Jeanettens Interesse sie auffordert, einen Mann zu heiraten, der ihrer würdig sei, und mit ihm ein glückliches Heim zu gründen.[1]

---

[1] Börne schreibt 1821 an sie als Antwort auf ihre oben angeführten Worte: „Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen, und so oft ich ihn auch ausgesprochen, habe ich immer mehr dabei an Ihr Glück, als an das meinige gedacht. Meine Liebe

Seine kühnen Worte in einem dieser Briefe, daß er und sie in ihrer gegenseitigen so eigenartigen Liebe nichts durch ihre Ehe mit einem andern verlieren würden, gingen durch einen Ausnahmefall in Erfüllung. Als Jeanette in ziemlich vorgeschrittenem Alter von einer wirklich irdischen Verliebtheit gepackt wurde und einen viel jüngeren Mann heiratete, war es die gemeinsame Begeisterung für Börne, die das Paar zusammenführte, und in Jeanettens Antwort auf den Freiersbrief kommt ein längerer Abschnitt über Börne vor, der in seiner einfachen Beredtsamkeit so charakteristisch ist, daß er nicht in dieser Analyse seines Menschenwesens und seines Lebens als Schriftsteller entbehrt werden kann. Sie schreibt:

„Der Doktor hat niemand auf der Welt, als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles, was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen? — der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksale abgefunden hat ... ja sich sogar dabei glücklich fühlt? ... Ich kann mir's nicht anders denken: der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders, wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte ... Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn

---

zu Ihnen macht mich glücklich; was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte mir, was ich noch denke, Sie würden dabei gewinnen und dieses hätte auch unmittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem andern Manne zu schließen. Sie und ich wir verlieren nichts dabei."

nichts kann mich tiefer erschüttern, als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der Untreue an der Treue. So lange ich lebe, bis zum letzten Atemzuge werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst ... so ist alles aus und Nacht. Ich kann nicht weiter schreiben. Es ist gut. Jetzt ist es überstanden."[1]

Es zeigte sich, daß Strauß, der zukünftige Gemahl von Jeanette, in allen Punkten auf ihre Empfindung einging und sie teilte. Er wurde Börne ein treuer Freund. Im Sommer 1833 lebte Börne fünf Monate bei dem Paare in der Schweiz. Als die beiden sich ihm zulieb in Paris niederließen, lebte Börne mit ihnen zusammen vom Ende des Jahres 1833 bis zu seinem Tode, im Winter in Paris, im Sommer in Auteuil. Niemand hat sich ein herabsetzendes Wort über dies Verhältnis erlaubt mit Ausnahme von Heine an jener unseligen Stelle seines Buches „Ludwig Börne", die zu dem Duell mit Strauß Anlaß gab, wobei Heine verwundet wurde. Er hat später aus eigenem Antrieb die Stelle ausgemerzt. Doch in dem Verdruß und Ärger darüber, wie stark die Schrift über Börne seinen eigenen Ruhm geschädigt, machte er gern in Gesprächen seinem Unwillen gegen Jeanette Luft. Sie war ihm das häßliche Weib, das, als er der Lieblingsdichter Deutschlands geworden und seinen Triumphzug hielt, ihm Unheil verkündend quer über den Weg schritt und die Schuld daran trug, daß er zurückfuhr und seinen schönen Lorbeerkranz im Kot verlor.[2]

Gewiß hat Jeanette Heine niemals seine unverzeihliche Ver-

[1] Alle diese Aufklärungen über Jeanette bei Gottlieb Schnapper-Arndt, Jeanette Strauß-Wohl und ihre Beziehungen zu Börne. Westermanns Monatshefte. April 1887.

[2] Alfred Meißner, Erinnerungen. S. 79 flg.

unglimpfung vergessen, aber niemand war weiter als sie davon entfernt, eine Megäre zu sein. Es war beinahe wahr, was Börne, der sich über ihre Rechtschreibung lustig zu machen pflegte, einst an sie schrieb: in dem Briefe, den er an jenem Tage erhalten, seien mehr Fehler, als sie selber habe — nämlich einer.

Man kann in ihren Ansichten Börnes politischen Entwickelungsgang verfolgen. Nach der Julirevolution gehört auch sie der radikalen Demokratie an. Wie ihr Biograph Schnapper-Arndt es vortrefflich ausgedrückt hat: Sie denkt meist mit Börne, zuweilen wider Börne, selten aber ohne ihn.

Völlig selbständig scheint sie in ihrer geradezu glühenden Sympathie für das polnische Volk während des Aufstandes in dem russischen Polen zu sein; ihre Leidenschaft treibt sie hier zu heftigen Vorwürfen gegen Börne, weil er in solchen Zeiten über die italienische Oper in Paris schreiben könne. Die polnischen Sensenträger, die polnische Freiheit — daneben klingt ihr überhaupt nichts. Sie meint, alle müßten helfen, sie selbst giebt ihre Wertsachen für die Polen hin und nichts gleicht ihrem Schamgefühl, als die Deutschen anscheinend zuerst gleichgültig der polnischen Sache gegenüber stehen, nichts ihrer Freude, als ein Sturm von Sympathie und Begeisterung durch das deutsche Volk geht, und sie Börne die Zeugnisse davon mitteilen kann.

X

Der polnische Aufstand, welcher vom Winter 1830 bis zum Sommer 1831 dauerte, war von fast allen Nationen Europas mit der lebhaftesten Teilnahme verfolgt worden. Alle wußten, daß die Frage, welche in Polen entschieden wurde, die war, ob Absolutismus oder Volksfreiheit zukünftig in Europa herrschen sollte. Mit größter Spannung achtete man daher auf die Stellung der streitenden Teile; jeder Sieg der Polen wurde mit Jubel begrüßt, jede Niederlage war von einer Art Volkstrauer begleitet. Gegen das Ende, als man sah, daß die Polen nicht im stande waren, durch eigene Kraft allein zu siegen, wurden zahlreiche Adressen an die verschiedenen deutschen Regierungen gerichtet mit dem Verlangen, den Polen beizustehen. Die Deutschen hatten damals die Eigenschaft, welche Bismarck ihnen später als Fehler vorgeworfen hat: sich fast mehr für das Wohl fremder Völker, als für das eigene zu interessieren, und zwar sogar da, wo das fremde Wohl nur auf Kosten des deutschen Machtgebietes erkauft werden konnte. Sie haben unter ihm diesen Fehler abgelegt.

Als alles für die Polen verloren war, bestrebte sich die Bevölkerung Deutschlands wenigstens ihr Mitgefühl an den Tag zu legen und den polnischen Flüchtlingen auf ihrem Wege durch Mitteldeutschland nach Frankreich so viel Gastfreundschaft wie möglich zu erzeigen. Überall wurden sie mit Wärme empfangen, fast jede deutsche Stadt hatte ihren Ausschuß, der Geld für die Polen sammelte und für ihre Weiterbeförderung sorgte. Jeanette Wohls

Briefe an Börne enthalten manchen feinen und bezeichnenden Zug zur Geschichte dieser Ereignisse. Sie berichtet, wie polnische Offiziere, die von Hanau her zu Wasser nach Frankfurt am Main gekommen, von begeisterten Polenfreunden begleitet wurden und ihren Einzug von den Schiffen in die Stadt unter Musik und Böllerschüssen hielten. Auf starken Metzgerarmen sind sie durch die Menge getragen worden. Man ersieht aus ihren Briefen, daß, so oft Züge von Polen durch die Stadt kamen, alles auf ihrem Weg ehrerbietig das Haupt entblößte. Für die in den Gasthöfen Einquartierten wird von der Stadt bezahlt. Als in einem derselben ein verwundeter polnischer Offizier stirbt, geben ihm Tausende das Geleit, auch das Frankfurter Bürgermilitär folgt mit zum Grabe. Ein Goldarbeiter faßt für einen polnischen Offizier einen Eisensplitter, der ihn verwundet hatte, zu einem kleinen Schwerte um, besetzt es mit Brillanten und schenkt ihm den Schmuck.

Mit Polen fiel das Bollwerk gegen den Einfluß des russischen Absolutismus in Deutschland. Die Niederlage Polens war eine Niederlage für die Vorkämpfer der Volksfreiheit in allen Staaten. Der Eindruck war erschütternd.

Ein Mann, der in Bremerhafen ansässig war, als die Höllenmaschine des Massenmörders Thomas sprang, erzählt, daß unmittelbar, nachdem er den Knall der fürchterlichen Explosion gehört hatte, durch das offenstehende Fenster eine abgerissene blutige Hand zu ihm hereinflog und auf den Schreibtisch niederfiel, an welchem er saß. Gerade so wirkte Warschaus Einnahme auf die deutschen Schriftsteller. Die abgehauene Hand des verstümmelten Polens fiel ohne Warnung zu ihnen auf den Schreibtisch herab. War es doch Heine, während er 1831 die Einleitung zu Kahldorfs Buch über den Adel schrieb, als „spritze das Blut von Warschau bis auf sein Papier, und als höre er die Trompeten der Berliner Ukasuisten und Knutologen zu einem neuen Feldzuge blasen“.

Die drei Teilungsmächte waren schnell entschlossen, den Sieg

zu benutzen, um den bestürzten europäischen Liberalismus zu überwältigen, und zwar zu gleicher Zeit in vier Ländern: in Deutschland, wo der Bundestag eine stärkere Reaktion einleiten und Preußen und Österreich sie vollziehen sollten, in Italien, das wieder von Österreich besetzt, in Portugal, wo Dom Miguel gegen seinen Bruder gestärkt, und in den Niederlanden, wo der König von Holland gegen das aufrührerische Belgien gestützt werden sollte.

Gleich nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes wurde von Petersburg aus eine Note an die deutschen Regierungen gerichtet, worin Rußland sie aufforderte, die revolutionäre Geistesrichtung in ihren Staaten im Zaume zu halten und ihnen seine Hilfe dazu anbot. Die Zensur wurde verschärft, liberale Blätter und Zeitschriften wurden unterdrückt, während die Kammern in den süddeutschen Staaten protestierten und die freisinnige Presse trotz aller Warnungen und Drohungen eine täglich leidenschaftlichere und rücksichtslosere Sprache führte. Man hatte nämlich bisher geglaubt, daß die Fürsten nur durch ihre Umgebung daran gehindert würden, dem Volke all das Gute zu teil werden zu lassen, das sie gern möchten. Nun fiel dieser Glaube zur Erde. Man war im allgemeinen der Ansicht zugeneigt, daß eine Vereinigung der deutschen Länder zu einem einzigen stark freisinnigen Staate nahe bevorstände. Denn politisch wenig scharfblickend, wie man war, und zu allerlei Optimismus auferzogen, konnte man sich nicht vorstellen, daß eine Bewegung wie die durch die Julirevolution hervorgerufene, dahinsterben könne ohne irgend ein politisches Resultat zu hinterlassen. Die Vorkämpfer des Liberalismus hatten die „Fortschrittsidee“ als Religion gepredigt; man glaubte fest daran, daß der Fortschritt unbedingt siegen und selbst jedweder Reaktionsversuch demselben zuletzt zu gute kommen müsse.

In dieser Stimmung wurden die ersten Bände von Börnes Pariser Briefen aufgenommen, die ihm große Popularität einbrachten. Sie wurden sofort (November 1831) verboten. Das Verbot und

die Schimpfworte, womit Börne von seinen Gegnern überschüttet wurde, vermehrten das Aufsehen, welches das Buch durch seine freie Sprache erweckte.

Der Stil ist hier ab und zu humoristisch, was er früher bei Börne immer war, doch findet sich selten der feine resignierte Humor, der z. B. die typische Schilderung seiner nächtlichen Gefangennahme und seiner Gefangenschaft zu Frankfurt im Jahre 1820 auszeichnet. „Ein Stiefelknecht wurde mir verweigert, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit fern zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter am Fenster, damit kein Dieb von außen hereinsteigen könne, um mich zu bestehlen" u. s. w.

Nur in der allerersten Zeit seines Aufenthaltes in Paris, wo ihn der Enthusiasmus über die vermeintlich gewonnenen Resultate in heiterer Stimmung erhält, geschieht es noch, daß er zu leichtem und freiem Scherz aufgelegt ist, wie z. B. zu Scherzen über die vielen Fürsten Heinrich von Reuß, Greiz, Schleiz, die jetzt durch die Revolution für all die Qual bestraft werden, die sie ihm während seiner Schulzeit dadurch bereiteten, daß er ihre Namen auswendig lernen mußte; bald verschwindet der Scherz aus seinem Brieftone und von dem alten Stil bleiben nur die energischen, treffenden Gleichnisse übrig.

Das Grundgefühl, wenn er an sein Vaterland denkt, ist Scham. Engländer und Holländer, Spanier und Italiener, Polen und Griechen haben in den Julitagen für die Freiheit der Franzosen, die mit der Freiheit der Völker gleichbedeutend ist, mitgekämpft, aber keine Deutschen. Deutschland wird mit seiner Rechtspflege, seiner Zensur, seinen Zünften bald das Antiquitätenkabinett Europas werden. Doch

am widerlichsten ist ihm der Loyalitäts- und Unterthänigkeitsgeist in Deutschland: „Die Spanier, Italiener, Russen und andere sind Sklaven, die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht, doch Dienstbarkeit erniedrigt.“ (25. Januar 1831.) Bei einem internationalen Mittagsmahle in Paris, wo Freisinnige aus allen Völkerschaften redeten, hat er aus nationaler Scheu nicht gewagt sich zu erheben und von Deutschland zu reden. „Ich dachte,“ sagt er, „ein Pole, ein Spanier repräsentieren ein Vaterland, ein Volk steht hinter ihnen. Aber was repräsentiere ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai, und trage wie alle Deutschen die Livree des Grafen von Münch-Bellinghausen.“ (14. Dezember 1831.)

In naher Verbindung mit diesem Schamgefühl steht eine Gereiztheit, eine Neigung zur Entrüstung über alle und alles, die in ihrer Zügellosigkeit einen gewissen Eindruck von Schwäche und Kränkeln macht. Alles ist „zum Rasendwerden“. Alles, von dem größten bis zum kleinsten, von der Langmut der Völker und ihrer Saumseligkeit, sich in Empörung zu erheben, bis zu einem unhöflichen Schreiben Spontinis an die Kapelle zu Berlin, vom Vorschlag zu einer allzu reichlichen Zivilliste für Ludwig Philipp bis zu einem unvollständigem Konversationslexikon.[1] Nach und nach sucht er Verdrießlichkeiten wie einen Nährstoff für seine Entrüstung auf. Daher Wendungen wie „Ich bin vergnügt, denn ich habe mich geärgert“, oder „Sie können mir keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir deutsche Dummheiten mitteilen“.

Aber Scham und Ingrimm versinken in den ersten Jahren nach der Julirevolution in einem Meer von Hoffnungen, brausend wie unter einem Orkan. Er ist so fest überzeugt von dem bald

[1] Stehender Ausdruck: O, ich habe eine Wut! — Über das Lexikon: Eine starke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen, und meine Wut war grenzenlos.

kommenden Weltbrand und dem darauffolgenden Sieg der Freiheit, wie die ersten Christen vom bevorstehenden Weltuntergang und Weltgericht mit Erlösung der Auserwählten und Verurteilung derer, die harten Herzens waren. Er ist in einem Zustande der Aufgeregtheit, der es ihm unmöglich macht, die Chronik seiner Zeit zu schreiben, aber als Prophet aufzutreten, dazu fühlt er sich berufen.[1]

Ach, nur die pessimistischen Propheten bekommen immer, früher oder später, Recht. Und Börne war ein optimistischer Prophet, ein Enthusiast, immer gleich stark der Naivetät ergeben, das zu glauben, was er wünschte. Das französische Beispiel hatte ihm den Glauben beigebracht, daß die Todesstunde der Reaktion nun geschlagen habe. Er macht sich im Ernst Vorwürfe darüber, daß er sich schäme diesem und jenem Franzosen die Hand zu küssen, „die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen". (17. September 1830.) Nur soviel weiß er, daß das Ende nahe sei. — Karl der Zehnte hatte irgendwo einen Grundstein gelegt. Börne meint bei diesem Anlaß, daß die Könige jetzt aufhören sollten noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude zu legen. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln — denn die Zeit sei nahe bevorstehend, wo die fürstlichen Köche, wenn sie morgens vor ihren Töpfen stehen, einander fragen werden: „Wem decken wir das wohl mittags?" (19. September 1830.)

Auf die Frage, was er erwarte und denke, antwortet er einen Monat später, er zweifle durchaus nicht daran, daß bis zum nächsten Frühling ganz Europa in Flammen stehen werde. Er bedauert die Diplomaten, hat Mitleid mit ihnen. Als der polnische Aufstand ausbricht, glaubt er zwar nicht, es werde den Polen

[1] Was, wo, worauf, womit soll ich schreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tisch, das Pult, Hand und Herz zittern und die Geschichte, vom Sturme bewegt, zittert selbst ... Prophet wollte ich sein, zwölf Bände durch.

ebensoleicht wie den Belgiern gelingen ihre Sache durchzuführen, da die Russen leider so sehr mächtig seien, aber es wird schon gehen. Wie ein Refrain kehrt die Wendung wieder, daß sich jetzt nach und nach alle Staaten Europas frei machen werden, nur Deutschland werde in seinem elenden Zustand bleiben. Und doch sieht er auch zuweilen Deutschlands Erhebung vor sich. Als die Cholera in Moskau wütet, versteht er ihren Sinn, sieht Gottes Finger darin: „Das ist," heißt es, „wieder Gottes nackte Hand. Die Fürsten werden gehindert sein, große Heere zusammenzuziehen, und thun sie es doch ... es ahnt mir — nein, ich weiß es ... die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste Volk der Erde antreiben und ermutigen." (3. November 1830.) Nach und nach steigt auch sein Glaube an den Sieg der Polen, kraft des Räsonnements, das man immer gewinnt, wenn man keine andere Wahl hat als zwischen Sieg oder Tod, und gegen Ende des Jahres 1830 ist er des Untergangs der Fürsten so sicher, daß er der Freundin den „bescheidenen" Wunsch sendet, es möge ihr und ihm im neuen Jahre besser gehen als Kaisern und Königen. Er wird seinem Bedienten sagen: „Wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie ihm auf die Hände — und lassen ihn nicht allein im Zimmer," und er schließt mit der Versicherung, im nächsten Jahre werde das Dutzend Eier teurer sein als ein Dutzend Fürsten. (28. Dezember 1830.)

Am 8. Januar 1831 erklärt er, daß die Russen, wenn auch noch so mächtig, verloren seien, wenn die Polen sich nur in keine Gefechte auf dem offenen Lande einlassen. Außerdem rechnet er noch darauf, daß die Franzosen den Polen mit bewaffneter Hand beistehen werden: Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweitenmal wiederkehre, ungebraucht vorüber gehen ließe. Am 11. Februar ist er seiner Sache ganz gewiß: Es gebe bestimmt Krieg. Er habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, viele, die nicht daran glauben

wollten, haben sich jetzt bekehrt. Er hat Freudenausbrüche: der Polen ist wieder eine Hilfe von oben gekommen. Man habe „ziemlich sichere“ Nachrichten, daß in einigen russischen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Am 6. März, als es bedenklich genug für die Polen aussah, hat er eine neue falsche Nachricht, über die er sich freuen kann: Ein Pariser Handelshaus hat die Nachricht erhalten, die Russen seien gänzlich zerstreut, und „was alles entscheidet“, hinter ihrem Rücken sei Litauen aufgestanden. Er jubelt schon. In der Zukunft werde man jeden Tyrann mit den Polen schrecken, wie man unartigen Kindern mit dem Schornsteinfeger droht. Nikolaus habe damit geprahlt, er wolle die Polen wie ein Knäuel Zwirn zusammenwickeln, nun sei der Knäuel zur Bombe geworden, die ihn zerschmettert habe. Börne phantasiert sogar von einer Illumination von Paris aus dieser Veranlassung. Am 18. März, als er nicht mehr an die Wahrheit jener günstigen Nachrichten glauben kann, sitzt er schon auf einer neuen Chimäre zu Pferde: Alles gehe gut, denn jetzt sei in Frankreich selbst eine neue Umwälzung unmittelbar bevorstehend: „Die Lage der Dinge ist jetzt so, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das so fortdauern.“ …

Sicherlich ist es ein großer Beweis von Börnes Ehrlichkeit, daß er der Freundin gestattet hat, seine Briefe so abzudrucken, wie sie ihm aus der Feder geflossen, ohne den geringsten Versuch, durch eine Redaktion die Stellen fortzulassen oder zu mildern, denen die Thatsachen gleich darauf das kräftigste Dementi gaben. Aber die Kenntnis seiner Illusionen stärkt unmöglich das Vertrauen in sein politische Urteilskraft. Bisweilen wird der Widerspruch zwischen dem, was er voraussagt, und dem, was geschieht, so ins Auffallend, daß die Wirkung komisch ist. So findet Börne am 25. Dezember die Unentschlossenheit Lafayettes zum Verzweifeln. Lafayette sei allmächtig. Wenn er wolle, könne er alles durchsetzen. Er brauche nur zu drohen, daß er das Kommando der National

garde aufgeben und sich zurückziehen werde, und der König, die Minister und die Kammer müßten nachgeben.

Tags darauf, am 26. Dezember, teilt er dann ganz trocken mit, daß man Lafayette seines Kommandos enthoben habe; kein Hund habe danach gebellt. — Sonderbar! sagt sich der Leser, daß ein so leidenschaftlicher politischer Beobachter niemals den Drang empfunden hat, politische Studien zu machen, um erst nach gewonnener Einsicht ein Urteil zu fällen, sondern sich immer mit dem rein feuilletonistischen Stimmungsausbruch, der heute Recht hat und morgen in den Ofen geworfen wird, begnügt und sich dadurch befriedigt fühlt.

Was Börne beständig irre führt, ist, wie schon erwähnt, sein zugleich naiver und fanatischer Optimismus, der immer von neuem einen Grund entdeckt, warum das Schlechte, was geschieht, dennoch das Beste sei. Im März 1831 schreibt er: „Ich zittere für die Polen und bin auf das Schlimmste gefaßt. Aber den Russen würde dieser Sieg verderblicher sein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermütig werden und glauben, mit Frankreich wäre ebenso leicht fertig zu werden, als mit den Polen.“ Welch ein Grund des Trostes! — Fortwährend hofft Börne auf eine Revolution in Paris, welche die Throne erschüttern soll. Aber sie bleibt aus. Sofort findet er dann einen Grund, weshalb eben die Ruhe Frankreichs das Allergefährlichste für die Fürsten ist. Er schreibt (am 30. November 1831): „Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europas. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen ... dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher ... Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschaus. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.“ Mit anderen Worten: Revolution in Paris ist gut, keine Revolution ist noch besser. Der Sieg Polens wäre das Verderben der Könige gewesen. Der Untergang Polens ist eine noch größere Gefahr für sie.

Aber dies hängt mit dem sonderbarsten theistischen Köhlerglauben zusammen, der nur in einzelnen Fällen von dem Zweifel des denkenden Kopfes unterbrochen wird. Im allgemeinsten ist die Formel, in der Börne Trost sucht, die, daß er auf Gott vertraut. Nikolaus zieht mit überwältigender Macht den Polen entgegen. Börne „verläßt sich auf Gott". — Es ist zwar nur der polnische Adel, der sich erhoben hat, aber Börne „verläßt sich auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit seiner sogenannten Stellvertreter". Er ist, sagt er, gescheiter als alle die andern in Frankreich, wie er es in Deutschland war; weshalb? Weil er „an Gott glaubt und an die Natur". Die andern verlassen sich auf Menschen und auf die Polizei.

Doch bisweilen gerät sein Glaube ins Schwanken. Wir sahen, wie er sich von Anfang an über die Cholera freute, Gottes Finger in ihrem Kommen erblickte; sie würde selbst die Deutschen zur Revolution treiben. Nur zwei Monate später (19. Januar 1831) schildert er die wirklichen Folgen der Cholera, die Lähmung des Geistes, die in den Völkern nach jeder Pest zurückbleibt und die das bischen Freiheit vernichtet, das noch übrig war. Damals hieß es: „Die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte"; jetzt völlig entgegengesetzt: „Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel zu hindern vermochte, das hindert die Pest." Und er, der damals in ihrem Kommen „die nackte Hand Gottes" sah, bricht jetzt in die Worte aus: „Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht!" Drei Vierteljahre später (am 25. November) hilft er sich aus dem Widerspruch durch einen ebenso humoristischen wie gedankenlosen Spaß heraus: „Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Kommissäre waren auf Erden fremd, gingen irre oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die

Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft."[1]

Ein einziges Mal nur, als der Untergang Polens nahe bevorzustehen scheint (am 5. März 1831), fühlt man, daß Börne an seinem System ernstlich unsicher geworden ist. Wie gewöhnlich tummelt er sich mit seinen Lieblingsausdrücken Gott, Teufel u. s. w. herum, als er einsieht, daß die Russen zu stark sind. Börne kommt zu diesem Resultat: „Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten." Dann unterbricht er sich selbst mit der Frage: „Ach! giebt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre wie der Mensch ... dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen einen Tag nach dem Untergange der Polen; soll einem das Herz nicht darüber brechen? ... Giebt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, gemartert, geschlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir."[2]

Wenige Tage darauf kehrt er indessen zu seinem einmal angewöhnten Gottesglauben und seinem trotz aller Enttäuschungen unanfechtbaren Optimismus zurück.

Hier und da finden sich in diesen Briefen reine Kannegießereien — wie die Phantasieen über die Folgen der hannöverschen

[1] Börne. Dritter Band S. 75, 86, 172; 43, 99, 267.

[2] Börne. Dritter Band S. 159, 160.

Unruhen — zuweilen Zeugnisse einer geradezu einfältigen Leichtgläubigkeit, wie z. B. wenn Börne sich einbildet, Metternich habe die Unruhen in Süddeutschland angestiftet, um sich Bayerns bemächtigen zu können, während die Truppen anderwärts beschäftigt seien, oder sogar, daß die heimliche Absicht von Ludwig Philipp die sei, die Dynastie Karls X. auf den Thron zurückzuführen.[1]

Doch sehr oft kommen auch Stellen vor, die lebhaften politischen Sinn verraten, großen natürlichen Scharfblick für die gegebene Situation und ungewöhnliche Fähigkeit zum Vorausahnen, wie sich die Schicksale und Aufgaben der Zukunft gestalten werden.

Schon am 9. November 1830, also nur vier Monate nach der Revolution, sieht Börne ein, daß das einzige, was geschehen, nur das ist, daß die Industriellen zu Macht gelangt sind, diejenigen, welche nichts haben „als Furcht und Geld". Da die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat, weil die Machthaber darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen wollen, so ist er sich ganz klar darüber, daß eine neue Revolution nötig werden wird, und „die bleibt gewiß nicht aus". Eine Woche später entwickelt er sogar mit einem Wirklichkeitssinn und einer Logik, die gleich vollkommen sind, wie der Prozeß vor sich gehen wird: Da die Industriellen, die fünfzehn Jahre lang gegen jegliche Aristokratie gewütet, kaum gesiegt haben, bevor sie selbst eine neue, eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand bilden wollen, der nicht wie der alte Adel auf einem Prinzip ruht, sondern auf Vorrechten, die an den Besitz gebunden sind — so wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, bei der nächsten Umwälzung eben das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet ist: den Besitz, und man wird Greuel erleben, von denen keine frühere Revolution Zeuge gewesen ist. Börne ahnt, wie man sieht, den Sozialismus als Macht, und

---

[1] Börne. Dritter Band S. 39, 98, 270.

er prophezeit die Kommune. Ein Jahr später (1. Dezember 1831) ist er sogar seiner Sache so gewiß, daß er ausruft: „Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen steht mir so klar vor den Augen, als lebten wir schon mitten darin", und in dieser Zeit ist er auch trotz seines moralischen Grundhanges zu einem Begriff darüber gekommen, was die Hauptsache sei, nämlich Macht hinter dem Recht zu sammeln. Ist dies unmöglich, so wird die Aufgabe sein: die Herzen zu rühren, die Gemüter durchzuagitieren, die Tyrannei mit Spott, Haß und Verachtung zu verfolgen. Was dagegen sicherlich nichts nütze, sei die reine Ehrlichkeit, die reine Rechthaberei. Nein, „ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an!" (1. Februar 1831.)

Alles in allem ist es doch ein politischer Schwärmer, ein Freiheitsgläubiger, den man in diesen Briefen vor sich hat, kein Staatsmannsnaturell. Wir begegnen nicht nur der Liebe zum gemeinen Volk, sondern einer Rousseauschen Bewunderung für diejenigen, die weder durch Reichtum noch durch Bildung „verdorben" sind, und dieser Bewunderung und Liebe entspricht ein immer stärker werdender Haß gegen alle legitimen Könige und Fürsten in Europa, der allmählich in dem Grade, wie Börne mit seinen Illusionen auch jede Mäßigung fallen läßt, zur Vernichtungslust sich steigert. „Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben." Zwischen den beiden Polen: das Volk — die Fürsten, geht unaufhaltsam die Pendelschwingung von Börnes politischen Gedanken vor sich; es war der politische Gedankenschwung des Zeitalters. Und das Stehenbleiben bei dieser Antithese war ihm um so viel natürlicher, weil er in seinem innersten Wesen Demokrat war, und zwar in dem Grade, daß er, wie er ausdrücklich selbst erklärt, zur „Menschenkennerei" immer die größte Unlust hatte. Sich darin vertiefen zu sollen, was die einzelnen Menschen von einander unterscheidet, war

ihm eine so anstrengende Plage, als sollte er einen allzu kleinen Druck lesen. Er hielt sich lieber an Menschenmassen und an Bücher. (3. November 1830.) Kein Wunder daher, daß ihm die psychologische Feinheit fehlt, die wir ungern bei einem großen Schriftsteller entbehren; aber zum Ersatz dafür hat er die Fühlung mit ganzen Nationen, mit großen Schichten des Volks und mit einem ausgedehnten Leserkreis, eine Fühlung, welche die Möglichkeit bedingt, ein Publikum zu elektrisieren, und die selbst einem äußerst kühnen Schriftsteller auf einem sehr ausgesetzten Posten Popularität zu Lebzeiten verschaffen kann.

Nicht, daß er die Einzelnen ungerecht oder vorurteilsvoll beurteilt. Im Gegenteil. Er zeigt das ruhige Wohlwollen eines überlegenen Geistes; bisweilen freilich auch den Unwillen einer bürgerlichen Seele gegen das allzu Aristokratische und die entsprechende Nachsicht mit dem allzu Gewöhnlichen. Als Musset auftaucht, wittert er gleich die Verwandtschaft mit Heine, die ihn bei einem Franzosen verwundert. In Berlioz schätzt er auf der Stelle das Genie, sogar bis zur Überschätzung, und man weiß, wie isoliert und verkannt Berlioz dastand. Fürst Pückler beurteilt er mit Verständnis, ohne Wärme aber mit scharfem Blick für seine Vorzüge, nur begreift er nicht, wie jemand hat glauben können, seine so leichtgeschriebenen, aber in der Behandlungsweise unpoetischen Briefe hätten Heine zum Autor. An Heine selbst ist ihm lange nur sein Napoleonskultus entschieden zuwider; im übrigen zeigt er sich ihm gegenüber voll Anerkennung und Bewunderung.

Lehrreich ist es ferner zu beobachten, wie außerordentlich harmlos sich Börne gegen Paul de Kock verhält, mit welcher warmen Anerkennung er über ihn spricht, welches Vergnügen die vollen acht Bände Paul de Kock, die er in einem Zuge durchzulesen die Ausdauer gehabt, ihm bereitet haben. Es ist die naive und zuverlässige Schilderung der Sitten der Pariser Kleinbürger, die Börne hier wertvoll vorgekommen ist. Er lobt sogar, wenngleich halb im Scherz, Kocks Lebensphilosophie; ja, er besteigt bei dieser wenig passenden

Gelegenheit sein altes Lieblingssteckenpferd, indem er schreibt: „Zwar giebt er uns nicht, wie Goethe im Wilhelm Meister, Lehrbriefe mit Trüffeln; aber doch eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet." (3. März 1831.) Paul de Kock auf Goethes Kosten gepriesen!

Spricht dieses letzte Urteil nicht eben besonders für Börnes Kunstverständnis, so legen seine Äußerungen über Talleyrand ein um so kräftigeres Zeugnis von seiner politischen Intelligenz ab. Schon im Jahre 1830 setzt er sogleich das größte Zutrauen in Talleyrands Wirksamkeit für Frankreich in London, und er läßt sich durch den Haß der Pariser nicht irre machen. Er durchschaut klar das Lächerliche in dem Wehgeschrei der liberalen Blätter, daß Talleyrand, der Mitarbeiter am Wiener Frieden, jetzt die heilige Allianz stützen wolle. Er begreift vollständig, daß Talleyrand die heilige Allianz ebensowenig wie irgend etwas anderes heilig ist. Viel später kommt er auf die Ungereimtheit der Anklage gegen den klugen Diplomaten zurück, daß er allen Regierungen gedient und sie alle verraten habe. Fein und richtig wendet er dagegen ein, daß Talleyrand keine Regierung verraten, sie stets nur verlassen habe, und erst dann verlassen, wenn sie tot war. Er liest in Talleyrands hartem Antlitz einzig und allein die Notwendigkeit wie in Bronze eingegraben.

Doch die Hauptursache der milden Urteile ist nicht Börnes Verstand, sondern sein Herz, das Milde in seiner Natur, der tiefe Hang zur liebevollen Auffassung, der durch seine vielen leidenschaftlichen und rücksichtslosen Äußerungen nicht widerlegt wird, denn auch diese entsprangen der Menschenliebe. Er war einfach eine liebevolle Seele und insofern Christ von Naturell und Instinkt. Darum trat er auch zum Christentum über, was man ihm thöricht als Scheinthat zur Last gelegt hat. Seine Auffassung des Christentums war möglicherweise nicht tief, aber ehrlich und ganz individuell.

Er wurde Christ, weil er Demokrat und Humanist war.

Ihm war das Christentum nicht nur im allgemeinen eine Fortsetzung und Ergänzung des Judentums, sondern vielmehr die Humanitätsreligion, bestimmter ausgedrückt „die Religion der armen Teufel". Jeder, der die Menschheit liebte, war in seinen Augen ein Christ. Und so wurde ihm auch das Christentum, besonders in seiner katholischen Gestalt, zur Religion der Freiheit, denn als Katholizismus hatte es die Weltherrschaft der Römer gebrochen. Er sieht mit seinen Sympathieen für die Polen einen Beweis für die befreiende Kraft des Katholizismus in ihrer Liebe zur Freiheit.[1]

An die Dogmen glaubt er persönlich zwar nicht; er sucht auch nicht das Wesen des Christentums in dem Glauben daran, aber dennoch ist es ihm im höchsten Grade zuwider, daß an den Glaubenslehren gerüttelt wird. Er höhnt den Saint-Simonismus, weil er sich gegen den christlichen Glauben auflehnt, und er betrachtet „Das Leben Jesu" von Strauß nicht nur als ein unnützes, sondern als ein schädliches Buch. So wird es erklärlich, daß er in seinen letzten Lebensjahren durch einen demokratischen Katholiken wie Lamennais ganz hingerissen werden konnte, und daß dessen „Worte eines Gläubigen", welche die Freiheit und die Religion verschmelzen wollten, von ihm übersetzt und überschätzt wurden. Der religiöse Radikalismus, wie er hier ihn fand, war die Zauberformel, die den freien und gebundenen Kräften in seiner eigenen Seele entsprach.

Schon in den ersten Bänden der Pariser Briefe ließ Börne sich, wie die oppositionellen Elemente in Deutschland überhaupt, von der Vorliebe für den Konstitutionalismus zur Hoffnung auf die Revolution tragen.

Kaum ein halbes Jahr nach dem Erscheinen dieser Briefe (im April 1832) erließ ein Führer der Opposition, Dr. Siebenpfeiffer, einen Aufruf an alle deutschen Stämme, sich zu einem großen

[1] „Das einzige Volk im Norden, das seit dreihundert Jahren nie aufgehört, sich für die Freiheit zu erheben, ist das polnische, und es blieb katholisch."

Nationalfest zu vereinen, das auf dem Schlosse Hambach bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai, dem Jahrestage der bayerischen Verfassung, gefeiert werden sollte. Es sollte ein Fest der Brüderlichkeit für alle sein, die nach der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes strebten. Dieses Fest kam der Regierung des Rheinkreises so bedenklich vor, daß sie es untersagte; gleichzeitig wurde vom 26.—28. Mai der Zutritt zu Neustadt und Umgegend allen Fremden untersagt, und jegliche Versammlung von mehr als fünf Personen in den Straßen und an öffentlichen Plätzen verboten. Doch das Verbot erweckte eine solche Erbitterung, daß man sich gezwungen fühlte, es aufzuheben.

Von allen Seiten strömten die Leute zum Fest herbei. Fast alle deutschen Staaten waren vertreten; doch waren die Bewohner aus der Rheinpfalz selbstverständlich in der Majorität. Sogar Franzosen kamen in großer Anzahl, und natürlicherweise fehlte es auch nicht an Polen. Im ganzen waren hier gegen dreitausend Menschen versammelt.

Börne war von Paris gekommen. Er war derjenige der Gäste, der am meisten Aufsehen erregte. Schon seine Reise nach Neustadt glich einem Triumphzuge. Wo er hinkam, wurde er mit Vivat begrüßt. Fackelzüge und Serenaden waren an der Tagesordnung.

Er schreibt aus Freiburg: „Welchen Eindruck meine Briefe in Deutschland hervorgebracht haben, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfe mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von einzelnen, sondern von ganzen Massen. — Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Fast das ganze Land hat mich besucht,

so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straßen ging, erschallte es aus den Wirtshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris! Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w., erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung zu verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich viele an ihre Brust gedrückt, und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind abends vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit ... Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irreführen." — Humoristisch genug wurde ihm nichtsdestoweniger beim Hambacher Feste seine Uhr gestohlen.

Am Morgen des 27. Mai setzte sich von Neustadt aus ein ungeheurer Zug nach der Schloßruine Hambach in Bewegung. Alle Teilnehmer waren mit schwarz-rot-goldenen Farben geschmückt, und dementsprechende Fahnen wurden vorangetragen. Auch eine große Anzahl Frauen mit schwarz-rot-goldenen Gürteln zogen mit. Siebenpfeiffer und der bayerische freisinnige Journalist Wirth waren die Hauptredner. Sie proklamierten die Souveränität des Volkes als Grundlage aller Staaten und stellten die Republikanisierung Deutschlands in Aussicht. Alle Reden, welche gehalten wurden, zeichneten sich durch größte Leidenschaftlichkeit aus; sie schilderten die Erniedrigung Deutschlands als das Werk der vereinten Fürsten und Aristokraten. Wirth brachte ein Hoch aus, wofür er später mit langwieriger Gefängnishaft büßen mußte, ein Hoch auf „die vereinigten deutschen Freistaaten" und „das verbundene republikanische Europa" und rief, indem er das Schwert schwang, welches ihm als Ehrengabe überreicht worden war: „Verflucht, dreimal

verflucht seien Deutschlands Fürsten!" Bei einem Teil der Versammlung fanden diese Worte Anklang. Man rief: „Nieder mit den Fürsten! Waffen! Waffen!"

Ein unmittelbar praktisches Ziel hatte man jedoch bei dem Hambacher Feste keineswegs vor Augen. Wenn der Augenblick wirklich günstig war — was man wohl bezweifeln darf — so ließ man jedenfalls den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen.

Heine schreibt mit lustigem und bitterem Spott darüber: „Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Komitee saß, wo man über die anzufangende Revolution debattierte; er gestand mir nämlich im Vertrauen, als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen, da seien diejenigen, welche zur raschen That rieten, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: man sei nicht kompetent." Heine nennt dies die beste Geschichte, die er auf dieser Erde erfahren habe, sie vermöge ihn alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthals vergessen zu machen, ja sogar nach dem Tode in der nebligen Langeweile des Schattenreichs werde ihn die Erinnerung an diese Kompetenzgeschichte aufheitern können. Und er tröstet die Könige und Fürsten: sie brauchen wahrlich nicht brave Leute einzukerkern, sie können ruhig schlafen, sie haben nichts zu riskieren, die deutsche Revolution ist noch weit von ihnen entfernt, die Frage der Kompetenz ist noch nicht entschieden.[1]

Börne hatte immer freundschaftliche Gefühle für Heine gehegt, seitdem er seine litterarische und persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Er hatte sogar seit Jahren mit Liebe von ihm gesprochen.

[1] Heine, Sämtliche Werke. Zwölfter Band S. 152, 153.

Er schätzte ihn nach Verdienst als Dichter, und er würdigte ihn besonders als eine große Kraft im Dienste der universellen Befreiung. Klatsch, den man ihm über Heine mitzuteilen versuchte, wies er mit der Kälte einer großen Natur derartigem gegenüber zurück. Frei von kleinlicher Eitelkeit, wie er war, berührte es ihn nicht, daß sein Name und derjenige Heines sehr häufig zusammen genannt wurden, und daß der Vergleich mit Rücksicht auf Begabung und Talent nicht immer zu seinen Gunsten ausfiel. Aber Heines „Französische Zustände“ verletzten ihn und brachten ihn während des Lesens in eine Mißstimmung, welcher er in dem letzten Bande seiner Pariser Briefe Luft machte ohne Heftigkeit oder Galle, aber in Form einer recht beißenden Satire, die Heine wie von oben herab trifft und ihm in den Augen nicht weniger Leser das Brandmal politischer Charakterlosigkeit aufdrückte.

Es war in Wirklichkeit der tiefgehende Kontrast zwischen den Naturen der zwei Kampfgenossen, die hier zum Ausbruch kam, von dessen Art und Wesen Börne jedoch keinen rechten Begriff hatte. Ihm stellte sich der Widerspruch dar, wie derjenige zwischen dem Ernst der männlichen Natur und knabenhaftem Leichtsinn, und wo es hoch kam, als Widerspruch zwischen der Verehrung der Wahrheit auf der einen Seite, und der Form- und Kunstanbetung auf der andern. Mit sicherm Blick wies er einige Kindereien und kleine Albernheiten nach, deren sich Heine hier und da dem Geflimmer des Lebens gegenüber schuldig gemacht, wie auch einige ungerechte Verspottungen solcher idealer Bestrebungen, die sich in plumpen und naiv volkstümlichen Formen geäußert hatten. Börne verabscheute die Rothschilds, welche Heine außerordentlich imponierten. Börne, der sich heimatlos in den Salons, aber heimisch zwischen demokratischen deutschen Handwerkern fühlte, befand sich in den Versammlungen der Emigranten wohl, was für wilde Pläne man auch darin entwerfen und für welche unpraktische Unternehmungen man auch Geld einsammeln mochte, während sich Heine durch die vielen

Aufforderungen zur Teilnahme an diesem oder jenem demokratischen Werk unangenehm berührt fühlte und sich durchaus nicht zum Eingehen demokratischer Bruderbünde eignete, auch am liebsten sich trotz seiner revolutionären Neigungen für sich allein hielt und unter keinen Umständen frère et cochon mit der ersten besten Schar ausgewanderter Landsleute sein wollte.

In einem Brief vom 25. Februar 1833 macht Börne sich unter anderm darüber lustig, daß Heine in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik „eine erhabene Ausdauer" findet; daß er in dem von ihm später selbst so furchtbar verhöhnten König Ludwig von Bayern „einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert haben" sieht; daß er es schließlich „kühn und großartig" nennt, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, und daß er gleichzeitig die unbezahlte Mühe der deutschen Patrioten verspottet. Börne hat hier wie in mehrerem Recht, ohne jedoch ein feineres oder tieferes Verständnis von Heines Naturell an den Tag zu legen.

Wieder stand er hier wie Goethe gegenüber, von Angesicht zu Angesicht mit einem Genie, das unbefangen zu beurteilen er nicht im stande war, obgleich er keineswegs seinem unruhigen Zeitgenossen in gleichem Umfange oder in gleicher Weise Unrecht that wie seinem großen Vorgänger.

XI

Auch für Heinrich Heine ist, wie schon bemerkt, im neuen Deutschen Reich der Augenblick wenig günstig. Was man ihm vorzuwerfen hat, ist soviel, daß es sich nicht kurz aufzählen läßt. Erstens sein Liebesverhältnis zu Frankreich und seine damit zusammenhängende Frivolität. Dann sein ungermanischer Ursprung und Witz, seine Empfindsamkeit, sein Stutzertum, seine Ausgelassenheit; dann die herausfordernde Art, mit der er sein Heidentum herauskehrte. Das neue Deutschland ist in religiöser Hinsicht indifferent, aber es ist es stillschweigend; in moralischer Hinsicht ist es diszipliniert. Während im heutigen Deutschland die höchsten Tugenden, Wahrheitsliebe, Selbständigkeit, die Feinheit und der Stolz der Seele, weniger gelten als Pflichterfüllung, Korrektheit, bürgerliche Zucht, militärischer Schwung, „Schneidigkeit" wie man sagt, war es zu Heines Zeit umgekehrt. Disziplin stand nicht im Preise. Und wie Religiosität damals mehr galt als Religion, so galt Menschlichkeit mehr als Nationalgefühl. Patriotismus war zu jener Zeit in den Augen der Besten eine Tugend, die nicht für unbedingt angesehen wurde; sie meinten, daß Gerechtigkeit nicht aufhöre, eine Tugend zu sein, auch wenn sie gegen ein fremdes Volk geübt werde.

In Heine gesellte sich zu der abstrakt radikalen Geistesrichtung der Haß gegen Preußen, dessen Zukunft er nicht ahnte und dessen Stärke er nicht verstand, jene Stärke Preußens, die Carlyle in seiner Schilderung vom Vater Friedrichs des Großen am besten veranschaulicht hat: die Fähigkeit, mit nüchterner Strenge das Chaos zu

überwinden, das Geschwätz niederzuschlagen, und zu administrieren. Heines Haß war im Grunde die Todfeindschaft des damaligen Rheinländers gegen Preußen. Man lese die Strophe an den preußischen Adler:

Du häßlicher Vogel! wirst Du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich Dir die Federn aus
Und haue Dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luftiger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Bogenschützen.

Auf dem Wiener Kongreß hatte Preußen nach langer Weigerung die Rheinlande übernommen. Es erhielt dadurch statt der Abrundung, die es für sich im Osten erhofft hatte, eine ganz zerrissene Gestalt. Zugleich kam ein von dem Altpreußentum ganz verschiedener Volksstamm unter das preußische Szepter. Das war die Gegend, durch welche einstmals die Scheidelinie zwischen Kelten und Germanen lief. Hier hatte die römische Militärprovinz sich hineingeschoben. Über diesem Lande hatte später die Priesterherrschaft gebrütet, so daß im vorigen Jahrhundert der Geist Friedrichs des Großen hier gar keinen Einfluß gewann. Der alte morsche Klerikalismus stieß gerade hier mit der französischen Revolution zusammen, und man begrüßte die Männer, welche die Ideen derselben verbreiteten, mit Jubel.

Die Altpreußen nährten gegen die Rheinländer das Mißtrauen der Abneigung, und diese vergalten ihnen dies Gefühl mit Zinsen. Die Preußen waren und blieben am Rhein etwas Fremdes, Unheimliches. Vom Sohne, der im Heere diente, hieß es: „Er ist bei den Preußen." Der Berliner als Beamter in Köln oder Düsseldorf betrug sich übermütig, setzte alles herab, und der Rheinländer betrachtete eine Anstellung in den alten preußischen Provinzen fast wie eine Verweisung nach Sibirien. Überall hörte man darüber klagen,

daß den Preußen die Fähigkeit mangle, sich die Herzen der Stämme, die neu hinzugekommen waren, zu gewinnen.[1]

Heine ist am Schluß des Jahrhunderts (1797 oder 1799) in Düsseldorf, der damaligen Hauptstadt des Herzogtums Jülich-Berg, geboren. Die Stadt war sechs Jahre lang von französischen Revolutionstruppen besetzt, bis sie im Jahre 1801 an den Kurfürsten Max Joseph abgetreten wurde. Als dieser 1806 die königliche Würde annahm, wurde an seiner Stelle Joachim Murat Großherzog. Schon 1808 mußte dieser jedoch das Land an den ältesten unmündigen Sohn des Königs von Holland, d. h. an Napoleon als Vormund des Knaben, abtreten. Es wurde nun ganz nach französischem Muster regiert, Leibeigenschaft, Lehnswesen und Frondienst wurden aufgehoben, das Rechtswesen umgestaltet und unbedingte Religionsfreiheit eingeführt. Letzteres war die Ursache, weshalb Napoleon von der jüdischen Bevölkerung der Rheinlande als Erretter aus tausendjähriger Unterdrückung begrüßt wurde.

Ohne Zweifel hat die Berührung mit den kühnen und siegreichen Franzosen der damaligen Zeit viel dazu beigetragen, dem Geist Heines den ersten Schwung zu geben. Der Respekt vor überlieferten Autoritäten erhielt zeitig einen Stoß. Sein angeborener Witz entwickelte sich nach der Seite hin, welche die Franzosen Esprit nennen. Der Keim zu seiner Napoleons-Bewunderung wurde hier gelegt. Heutzutage erscheint diese Bewunderung von Heines Seite fast wie eine isolierte Thatsache in der deutschen Litteratur des Jahrhunderts. Sie war gar weit davon entfernt, das zu sein.

Man kann bis auf Wieland zurückgehen und bei ihm eine ebenso lebhafte Bewunderung für Napoleon finden, noch bevor der Gang der Geschichte sie gutgeheißen hatte. Schon 1798 erklärt er, daß Frankreich eines Diktators bedürfe, und daß sich keiner besser dazu eigne, als der General Bonaparte, der damals in Ägypten

[1] K. Mendelssohn-Bartholdy, Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. S. XXV flg.

war. Im Jahre 1800 weissagt er, daß Bonaparte sich zum König machen will und muß, und er verteidigt ihn gegen die Angriffe der englischen Zeitungen. Napoleon, der von diesen Weissagungen unterrichtet worden, unterhielt sich aus diesem Grunde lange mit Wieland in Erfurt 1808.

Keiner von den großen Deutschen an der Wende des Jahrhunderts hatte Nationalhaß gekannt. Ohne einen Funken davon hat Goethe im Jahre 1793 den Feldzug in Frankreich als Zuschauer mitgemacht. Schiller hatte sich seines französischen Bürgerbriefes gefreut und gedacht, er könne vielleicht einmal seinen Kindern zugute kommen. Knebel, Goethes Freund, hatte gewünscht, die Siege Bonapartes besingen zu dürfen. Goethe sah denn auch mit großem Gleichmut, wie Napoleon das Reich Friedrichs II. in Trümmer zerschlug; der preußische Staat mußte sich in seinen Augen wie eine vorübergehende Erscheinung in der Geschichte Deutschlands ausnehmen. Er war Zeuge des Emporkommens und des Siegeslaufs Napoleons gewesen, hatte gesehen, wie er die ihm selbst, dem Aristokraten und Evolutionisten, so verhaßte Anarchie bezwang. Dann lernte er ihn in dem Kreise seiner Marschälle kennen, umgeben von Frische, Liebenswürdigkeit, Genialität, Unwiderstehlichkeit. Der Eindruck, den Napoleon persönlich auf ihn machte, war so stark, daß er die im voraus gehegte Bewunderung nur vermehrte. Daher wiederholte er, sogar nach dem russischen Feldzuge, sogar während der Erhebung Deutschlands, sein „Das nützt ihnen nichts, der Mann ist ihnen zu groß“. Erst als alles aus war, leistete er durch das Festspiel zur Feier des Friedens eine Art notgedrungener Abbitte.

Weniger bekannt als Goethes so oft behandeltes Verhältnis zu Napoleon ist dasjenige Hegels, der als der Lehrer Heines und als der Denker, der ihm immer als der vorzüglichste erschien, einen ebenso unzweifelhaften Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Hegel, der in dem kleinen, despotisch regierten Württemberg geboren war, und es nie

gekannt hatte, was es heißt, ein Vaterland zu besitzen, wie mächtig er sich auch danach sehnte, war zu Beginn des Jahrhunderts so erfüllt von Bitterkeit über die deutschen Zustände, so voll von Ärger und Sarkasmen über die politische Schlaffheit seiner Landsleute, daß er, genau so wie Goethe, Napoleon mit der überströmenden Bewunderung eines Kosmopoliten entgegenkam. Er, der immer in einer gedachten, phantastischen Versöhnung des Idealen mit dem Wirklichen geschwelgt, hatte seine ganze Jugendzeit hindurch den Eindruck wirklicher Macht entbehrt, bis Napoleons Gestalt ihm entgegentrat und ihn begeisterte. Wie man von Goethe gesagt hat, daß er den Kanonendonner der Schlacht bei Jena benutzt habe, um in aller Stille Christiane Vulpius zu heiraten, ebenso heißt es von Hegel, daß er in Jena selbst seine „Phänomenologie des Geistes" während des Donners der Geschütze vollendete. Wahr ist, daß er gerade in jenen Tagen die letzten Bogen dieses Werkes an Niemeyer sandte, und der Kontrast ist schlagend zwischen seiner unendlichen Gleichgültigkeit für Preußens Untergang und seiner leidenschaftlichen Angst davor, daß eine der kostbaren Manuskriptsendungen in der unruhigen Zeit mit der Post verloren gehen könne. Einer von den Briefen, die die Sendungen begleiteten, trägt das Datum der Schlacht.

Das Werk, an das er unter diesen Verhältnissen die letzte Hand legte, stellte den Entwickelungsgang des Menschengeistes mit einer eigentümlichen Vermischung der psychologischen und der historischen Anschauungsweise dar. Hier sollte der Geist als selbstbewußter Geist seine Vollendung erreicht haben, indem er alle Wirklichkeit als Geisteswirklichkeit verstanden hatte. Die Menschheit stand nach dieser Philosophie jetzt am Ziele; die einzelnen sterblichen Menschen, die nun das höchste Prinzip der Erkenntnis erreicht hatten, waren in Einsicht den Göttern gleich geworden, und ihr wirksames Leben war nun auch nur die schöne Entfaltung eines Daseins wie desjenigen, welches die Griechen den Göttern zulegten: vollkommen zufrieden und vollkommen versöhnt. Als Hegel seine Schlußworte

schrieb, die darauf hinausgingen, daß die Weltgeschichte nur ein heiteres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes sei, da hielt Napoleon zu Pferde vor den Thoren Jenas.

Und Hegel sah ihn, und er sah ihn mit Freuden: „Ich habe," schreibt er aus Jena, „den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen, aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist nicht zu bewundern." Und Hegel bewundert nicht nur ihn, sondern das ganze französische Volk. Ein Vierteljahr später schreibt er, daß er in der Geschichte des Tages den überzeugenden Beweis davon sieht, daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt. Ja, er fügt hinzu: „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."[1]

Heine hat gewiß nicht gemeint, daß seine Schwärmerei für Napoleon einer Verteidigung bedürfe; sonst hätte er sich darauf berufen können, daß er hier zum Vorgänger den Mann gehabt, von dem er immer nur mit Ehrfurcht als „dem großen Hegel, dem größten Philosophen, den Deutschland seit Leibniz hervorgebracht" gesprochen, den Mann, von dem er als zweifellose Thatsache den höchst zweifelhaften Satz wagt, „daß er hoch über Kant emporragt", und den er nur so schonend und milde wie in der folgenden Wendung tadelt: „Hegel ließ sich in Berlin krönen, leider auch ein wenig salben."

Doch nicht nur Heines große Vorbilder und Lehrer, auch Zeitgenossen von ihm wie Varnhagen von Ense, der doch sein Blut im

[1] Haym, Hegel und seine Zeit. S. 258.

Kampfe gegen Napoleon vergossen, hegten dieselbe Bewunderung vor ihm und hielten sich ebenso frei von germanischem Nationalhaß. Über den Dänen Baggesen, der, in seinem Wesen halbdeutsch, sich deutscher als die Deutschen gebärdete, sagt Varnhagen, daß er Napoleon und die Franzosen auf ganz widerwärtige Weise zum Ekel heftig und grundlos hasse; denn alles, was bei den Deutschen gut sei, und „weshalb wir diese höher schätzen", sei ihm auch ein Greuel; das hoffe er mit Kant, Jacobi, Voß und Klopstock zu zwingen. Kant ist hier augenscheinlich wegen des so wenig deutschen kategorischen Imperativs genannt, die übrigen wegen der Borniertheit ihres Nationalgefühls.

Man sieht also, daß dieselbe Verehrung Napoleons sich bei den Männern verfolgen läßt, die den größten Einfluß auf Heine, wie auf die Entwickelung des jungen Deutschlands gehabt haben.

Dieser Napoleon-Kultus trug bei Heine dichterische Frucht mehrere Jahre früher, als er in Frankreich epidemisch ward, und erreichte bei ihm eine Höhe, die weder bei Beyle, noch bei Hugo übertroffen wird. Ja, man kann sagen, der poetische Ausdruck desselben in Heines berühmtem Jugendgedicht „Die zwei Grenadiere" (das er nach seiner eigenen Angabe als kaum Sechszehnjähriger, wahrscheinlicher jedoch in seinem neunzehnten Jahre geschrieben hat) übertrifft sogar alles von ähnlicher Art in Frankreich. Nicht einmal Bérangers Meisterwerk „Souvenirs du peuple" läßt sich an Einfachheit und Größe damit vergleichen, obgleich es besser als irgend ein anderes Gedicht der Napoleonslegende im französischen Volke einen handgreiflichen und rührenden Ausdruck gegeben. In Heines Grenadieren entspricht der Rhythmus jeder Zeile aufs genaueste der Stimmung und dem Inhalte; die wehmütigen Jamben: „Der andere sprach: das Lied ist aus"; die feurigen Anapästen: „Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab". Man liest, ohne besonders gestört zu werden, über die unmögliche Bitte hin, die Leiche nach Frankreich mitzunehmen. Und die Hauptstrophe: „Was schert mich

Weib, was schert mich Kind?", der Protest des Grenadiers dagegen, sich an Frau und Kind gebunden zu fühlen, hält durch seine Wildheit der Empfindsamkeit des Romanzenstils meisterlich das Gegengewicht. Nur anscheinend handelt dieses Gedicht von der Treue gegen Napoleon allein; es verherrlicht die glühende Treue gegen den Feldherrn, die unendliche Begeisterung für die große Persönlichkeit überhaupt.

Die Gabe, in der Lyrik durch Vorführung von Gestalten zu schildern, war Béranger und Heine gemeinsam. Aber Béranger war ein Liederdichter, Heine ein Genie. „Die Grenadiere" fangen, wie fast alles bei Heine, ganz still und schlicht an. Nichts liegt ihm ferner, als Victor Hugos lyrische Anläufe: Lui, toujours lui! Er wirkt nicht durch direkte Darstellung, sondern durch Ausmalen des Geringeren, des Kleinen, in dem die große Geschichte sich spiegelt und das den Maßstab für sie abgiebt, bis endlich die Schwärmerei eines Traumgesichts aus dem einfachen Dialog hervorbricht.

War auch der Gegenstand dieser Verehrung ihrer nicht wert, so ist doch das Gefühl selbst deshalb nicht weniger schön und es ist von ganz derselben Art da, wo Heine in den Reisebildern schildert, wie er als Kind Napoleon durch den herzoglichen Garten in Düsseldorf reiten sah. Das Kapitel beginnt: „Aber, wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosianna! den Kaiser." Man bemerke dieses Hosianna! Im Augenblick der Ekstase kommt die Kindheitserinnerung, der alttestamentliche Heil- und Jubelruf, wieder auf seine Lippen. Und woran dachte damals das Kind? Daß es bei fünf Thaler Strafe verboten sei, durch die Allee zureiten. Und siehe da! Der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee. — Die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam . . .

Heine gilt als politischer Dichter für revolutionär, und er war es. Aber seine politische Leidenschaft wendet sich ausschließlich gegen mittelalterliche Zustände und mittelalterlichen Glauben. Er

ist im Ernst antiklerikal, aber nicht im Ernst demokratisch begeistert. Sein größtes politisches Gedicht „Deutschland ein Wintermärchen" giebt das erschöpfendste Zeugnis dafür ab. Wirkliche Leidenschaft enthält es nur, wo der unsichtbare Begleiter des Dichters, der Liktor mit der fürchterlichen Axt, im Kölner Dom die Skelette der heiligen drei Könige zerschlägt, „die armen Skelette des Aberglaubens". Aber in diesem großen Poem — Heines gewichtigstem Werk — sind die politischen Stimmungen und Gedanken, die ihn erfüllten, am reinsten ausgedrückt. Hier findet sich das in der deutschen Poesie neue Element des kriegerisch Herausfordernden und des im Handgemenge Streitenden. Das war bei Goethe nicht vorhanden gewesen. Goethe war zwar zuletzt von „der vollständigen Wertlosigkeit" seines Zeitalters durchdrungen, aber er fürchtete, daß ein Umsturz der Autoritäten alles nur verschlimmern würde. Auch nicht bei Schiller hatte man irgend ein direktes Verhältnis zur Politik entdecken können. Sein Pathos machte sich in Freiheitsdramen Luft. Aber bei Heine läßt sich seit dem Jahre 1830 dieses direkte Verhältnis immer verfolgen. Es liegt seine Seele darin. Er ist hier auf allen Punkten ehrlich gewesen, selbst da, wo man seine Ehrlichkeit verkannt hat.

Man schlage die Stelle in den „Reisebildern" nach, die ihm besonders als Ausdruck der Prahlerei und Affektation vorgeworfen worden, den Passus, der auf die Schilderung des Besuchs des Schlachtfeldes von Marengo folgt. „Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte. — Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmut und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon

wir geborenen Knechte keine Ahnung haben ..." und gegen den Schluß die folgenden Worte: „Ich weiß nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke ... Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."

Überall in der deutschen Litteraturgeschichte, Geschichte, Ästhetik und Kritik, nicht nur bei Menzel, sondern auch bei Goedeke, bei Treitschke, bei Heines Nachäffer und Verurteiler Grisebach, bei dem sonst so fein urteilenden Hehn wird man diesen politischen Kampf Heines mit der tiefsten Verachtung besprochen finden. Selbst Scherer verhält sich kalt und abweisend. Ja, als der italienische Dichter Carducci vor einigen Jahren in einer Ode Heine als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heines vormaliger Sekretär, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art von Protest dagegen ein: Heine selbst habe dies niemals so feierlich genommen.

Die Sache ist in erster Reihe die: es fehlten Heine „die pathetischen Geberden", er war zu stolz, sie anzuwenden. Das verwirrt den Leser. Sodann muß offen eingeräumt werden, daß Heine 1828 in München, um ein Amt zu erlangen, 1837 in Paris, um ungehinderten Eingang in Preußen für eine geplante Zeitung zu erreichen, sich geneigt zeigte, mit den herrschenden Gewalten zu paktieren. Aber dennoch war und blieb das politische Freiheitspathos das große Pathos seiner Seele. Er hat das in späteren Lebensjahren geschriebene Gedicht „Enfant perdu", das eine Abteilung des „Romanzero" abschließt, ganz gefühlt. Er war wirklich, wie er sich hier nennt, „ein verlorener Posten" in dem Freiheitskriege, dem Niederschießen preisgegeben. Und wenn es in seiner nachgelassenen Hymne in Prosa heißt: „Ich bin das Schwert, ich bin die

Flamme", so ist das wahr. Es sprühen noch heute Funken aus seinen Schwerthieben, und seine Flamme giebt noch heute Licht. Viele wärmen sich noch an seinem Feuer.

Wie schon erwähnt, findet Börne in seinen „Briefen aus Paris" Heine als Politiker inkonsequent, weichlich, charakterlos. Er wirft ihm nicht so sehr Selbstüberschätzung vor, wie daß er überhaupt die Wirksamkeit der einzelnen überschätze; denn nach Börnes Meinung haben die Persönlichkeiten der neueren Zeit nicht mehr dasselbe Gewicht, wie diejenigen der Vergangenheit. Selbst ein Voltaire und ein Rousseau würden jetzt nicht mehr von großer Bedeutung sein. Die Persönlichkeiten seien nur die Herolde der Völker. Das vergesse Heine. In seinem Bestreben, sich den Demokraten angenehm zu machen, sage Heine, daß die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland ihn verleumde, weil er dem Absolutismus kühn die Stirn biete; um sich bei den Aristokraten einzuschmeicheln, sage er gleichzeitig, daß er dem Jakobinismus die Stirn geboten habe, ein guter Royalist sei und immer fortfahren werde monarchisch gesinnt zu bleiben.

Börne versteht eben nicht Spaß. Heine erzählt, daß er in einem Pariser Putzladen unter acht dort arbeitenden jungen Mädchen mit ihren acht Liebhabern, alle von höchst gefährlicher republikanischer Denkart, der einzige Royalist gewesen sei; er sagt ferner: „Ich bin, bei Gott, kein Republikaner. Ich weiß, wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir die Kehle ab ... ich verzeihe ihnen gern diese Narrheit." Börne fügt hinzu: „Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus."

Es ist etwas in jenen Äußerungen Heines, was, trotz des Scherzes, den Leser stutzig macht: abwechselnd Ausbrüche des äußersten Radikalismus, durchgängig die schneidendste revolutionäre Stimmung als Grundakkord — und diese beständig wiederkehrenden Versicherungen, nicht Jakobiner, ja, nicht einmal Republikaner zu sein.

Hier ist eine Erklärung nötig, die meines Wissens bisher niemand gegeben hat. Denn die Erklärung, daß Heine charakterlos war, charakterlos in einem solchen Grade, daß er ununterbrochen in der ernstesten Angelegenheit, während auf ihm die Augen zweier großer Länder ruhten, sich selbst auf den Mund schlug — die erklärt nichts. Er hatte seine Schwächen, seine Eitelkeit, seine Unbeständigkeit, die sich besonders in den äußersten Qualen zu erkennen geben konnte, aber das alles hat hiermit nichts zu schaffen. In allem Wesentlichen ist er von Anfang bis ans Ende eine seinen Prinzipien treue Seele. In den Prinzipien also muß die Unklarheit liegen.

Man erinnere sich seines andauernden, unbegrenzten Napoleonskultus, der sich im „Wintermärchen" noch zum letztenmal Luft macht in dem Trauerliede auf den toten Kaiser, als sein Sarg von St. Helena nach Paris geführt wurde:

Die elysäischen Felder entlang
Durch des Triumphes Bogen,
Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
Kam langsam der Zug gezogen ...

Und man erinnere sich aus den „Reisebildern" in der Szene auf der Ebene von Marengo des Russen, welcher Heine dort fragt: Sind Sie gut russisch? — und der Antwort Heines: Ja, ich bin gut russisch. — Dann erklärt er, der wunderliche Wechsel der Losungsworte und der Repräsentanten in dem großen Kampfe habe herbeigeführt, daß die glühendsten Freunde der Revolution nur noch in Rußlands Sieg das Heil der Welt sehen und den Kaiser Nikolaus als den Gonfaloniere der Freiheit in Europa betrachten müßten. Die russische Regierung sei durchdrungen von liberalen Ideen, ihr Absolutismus sei nur eine Diktatur, um diese Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen u. s. w.

Der Irrtum ist kolossal in seiner Naivetät. Aber in diesem Zusammenhang ist er gleichgültig, das einzig Interessante daran ist: Wäre der Absolutismus in Rußland so beschaffen, wie Heine vor-

aussetzt, so hätte er seine Billigung und Sympathie, ganz wie Napoleons Gewaltherrschaft sie gehabt hatte.

Aber man überlege: Heine, der am weitesten gehende Repräsentant des Radikalismus in der Poesie seines Zeitalters, preist als den Bannerträger der Freiheit Nikolaus, den härtesten Tyrannen seiner Zeit. — Ist das derselbe Mann, der eine kindische Freude daran findet, die Vorstellungen von Königs- oder Kaiserwürde und von Guillotineschlägen beständig miteinander in nahe Verbindung zu bringen? Man erinnere sich der Worte Heines an Barbarossa: „Du wirst hier an ein Brett geschnallt — das senkt sich" ... u. s. w. und des Schlußrufes an den alten ehrwürdigen Kaiser: „Die Republikaner lachen uns aus — sehn sie an unserer Spitze — so ein Gespenst mit Szepter und Kron" ... Er macht sich also etwas aus dem Urteil der Republikaner und teilt in gewisser Hinsicht ihren Standpunkt.

Oder man erinnere sich des unsäglich witzigen Gedichts „1649 — 1793 — ???", das zuerst die kurze Justiz behandelt, die an den Königen in der englischen und französischen Revolution geübt wurde und darauf die kommende deutsche prophezeit:

> Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
> Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
> Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
> Und unterthänigst guillotiniert.

Wenn das nicht bloß ein Spiel mit Worten und ein Spiel mit Gefühlen ist, so muß es dafür eine Erklärung geben, eine Auslegung, deren Schlüssel Heine selbst nicht gekannt hat. Denn daß hier ein innerer Widerspruch in den Worten, im Wortlaut vorliegt, ist unleugbar.

Die Erklärung ist folgende: Heine war zu gleicher Zeit ein großer Freiheitsanbeter und ein ausgeprägter Aristokrat. Er hatte die ganze Freiheitsliebe einer nach Freiheit dürstenden Natur, er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer

Seele, aber er besaß auch die Vorliebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Grauen der feinen Natur vor allem Mittelmäßigkeitsregiment.

Mit anderen Worten: In Heines Seele war nicht Ein konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber ebensowenig war in seiner Seele Ein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsars ist. Apodote ta kaisaros kaisari ist sicher das Wort Jesu im neuen Testament, das am tiefsten in sein Gemüt gedrungen ist. — Er fürchtet einen Freiheitszustand nicht, gegen den alles, was man bisher von Freiheit auf der Erde gesehen hat, Kinderspiel wäre, aber er hält es für unmöglich, daß die Durchschnittsideale der Philisterbildung Freiheit in ihrem Schoß tragen. Er verabscheut die Mittelmäßigkeit, auch die liberale, auch die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit.

Daher sein Mißtrauen gegen die nordamerikanischen Freistaaten, seine geringe Schwärmerei für ihre Freiheit:

> Manchmal kommt mir in den Sinn
> Nach Amerika zu segeln,
> Nach dem großen Freiheitsstall,
> Der bewohnt von Gleichheitsflegeln.

Wenn Heine die Marseillaise preist, so thut er das, weil das Lied für ihn das Symbol der großen Revolte ist. Wenn er Napoleon verehrt, so thut er es, weil dieser der Demütiger der Könige und der alten Weltordnung ist, und wenn er alles Freiheitsfeindliche an ihm übersieht, so geschieht es, weil Napoleon ihm als Repräsentant des Volkes erscheint, von keinem Tropfen demokratischer Mittelmäßigkeit besprengt.

Es geschieht daher auch bloß in einzelnen Momenten des Mißmuts, in denen er nicht er selbst ist, sondern in von auswärts geholten Formeln spricht, daß er sich darauf einläßt, die plebejische Albernheit aufzutischen, die Bedeutung der großen Persönlichkeiten sei vorüber, eine Behauptung, die nur der klassische Ausdruck des bürgerlichen Neides ist. Im Grunde seines Wesens ist Heine so überzeugt vom Gegenteil, daß er zu dem verrückten Extrem kommen kann, in Nikolaus, dem verstockten Repräsentanten alles Zwangs der damaligen Zeit, das Haupt der Freiheitsmänner in Europa zu sehen. Aber Nikolaus war wenigstens eine Persönlichkeit, eine Kraft. Und Heine war Genie genug zu fühlen, daß es in letzter Instanz einzig und allein auf Persönlichkeiten und Kräfte ankommt. Die Zahl thut es nicht, Monarchen thun es auch nicht, auch nicht Monarchen in reichlichster Anzahl. Darum Heines ewiges Scherzen mit den drei Dutzend deutscher Monarchen.

Wovor Heine graute, das war vielleicht in erster Linie ein Leben ohne Schönheit. Das Fouriersche Phalanstère, das große Arbeitshaus ohne Überfluß, wo es nur das Unentbehrliche giebt, und wo auch kein Platz übrig ist für den Überfluß, den die Kunst repräsentiert — das schien ihm in der Zukunft unvermeidlich, aber es befriedigte ihn nicht.

Was aber seinen Unwillen in noch höherem Grade erweckte, war ein Leben ohne Größe, mit Gleichheit in der Mittelmäßigkeit als Religion — mit dem Haß gegen das Genie, gegen die suchenden Geister und alle, welche die nazarenische Askese offen verwerfen, als einzige wirkliche Moral. Was er in gleichem Grade verabscheute, war eine Gesellschaft, wie er sie kannte, von einer Klerisei ohne Geist und einer Aristokratie ohne Feinheit regiert, und eine Gesellschaft, wie er sie voraussah, bestehend aus emanzipierten Sklavenseelen, welche die Kriecherei, die ihr Instinkt war, nur aufgegeben hatten, um ihrem Neid die Zügel schießen zu lassen, der den Kern all ihrer Sittlichkeit bildete.

Er war sicherlich für die Revolution gegen Ludwig XVI., diesen ehrlichen Schlosser, der König geworden war. Aber er war eben so sicher für Cäsar gegen Brutus, diesen Tölpel von einem Wucherer, der nichts konnte, als ein Messer in einen großen Mann stoßen.

Er bildete sich ein, Monarchist zu sein, er nannte sich Royalist aus Überzeugung, weil er cäsarisch gesinnt war und ihm das richtige Wort fehlte. Er bildete sich ein, Demokrat zu sein, er nannte sich so, weil er als Plebejer geboren war, alle ungerechten Geburtsprivilegien haßte und sich in eine ewige Opposition gegen Junker und Pfaffen gestellt fühlte. Aber in seinem innersten Seelenleben war er konsequent. Der anscheinende Widerspruch in seinen politischen Sympathieen und Tendenzen kam daher, daß er Größe und Schönheit gleich sehr wie Freiheit liebte und die höchste Entwicklung des Menschengeschlechts nicht auf dem Altar einer unwirklichen Gleichheit und wirklichen Mittelmäßigkeit opfern wollte.

Das wahrscheinliche Datum für Heinrich Heines Geburt ist der 13. Dezember 1797. Sein Vater, Samson Heine aus Hannover, hatte in seiner Jugend als Proviantmeister mit Offiziersrang unter dem Prinzen Ernst von Cumberland den Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, aber nach seiner Verheiratung mit Peira (Betty) van Geldern sich als Kaufmann in Düsseldorf niedergelassen. Er war ein hübscher, ruhiger, gravitätischer Mann, mäßig begabt, auch nur ein mittelmäßiger Kaufmann, ohne Verständnis für Kunst und Poesie, aber mit einer kindischen Liebe für Uniformen und voll nobler Passionen für Spiel, Theaterdamen, Hunde und Pferde. Er soll zwölf Pferde mit sich geführt haben, als er nach Düsseldorf zog. — Die Mutter hatte eine gute Erziehung genossen und sprach Französisch und Englisch fast so fließend wie Deutsch; sie war verständig, seelenvoll, musikalisch, eine Schülerin Rousseaus, dessen „Emil“ sie studiert hatte, eine Bewundrerin von Goethe, zeitig auf dem Posten gegen Vorurteil und Konvenienz, und im Kontrast zum Vater, der zu Napoleon hinaufsah, eine glühende Patriotin. Erziehen war ihre Lieblingsbeschäftigung, und sie unterrichtete mit großer Umsicht und Geduld ihre Kinder. Das Elternpaar war in religiöser Hinsicht freisinnig, der Vater indifferent, die Mutter Deistin, doch ließen sie ihre Kinder das altjüdische Zeremoniell beobachten.

Nach kurzem Besuch einer jüdischen Kinderschule, in welcher vielleicht der Grund zu der Bibelkenntnis gelegt wurde, welche so

häufig in Heinrich Heines Schriften hervortritt, wurde der Knabe in eine katholische, von französischen Geistlichen, zumeist Jesuiten, geleitete Unterrichtsanstalt geschickt, welche in einem früheren Franziskanerkloster eingerichtet worden war, deren Lehrer aber trotz ihres geistlichen Standes auch weltlich gebildete Leute waren. Daheim hatte er eine glückliche Jugendzeit verlebt; er fand auch in der Schule Freunde und Beschützer, die sich seiner annahmen, sobald er infolge seiner Konfession oder seiner Spottlust mit Belästigungen bedroht wurde.

Der am frühesten auffallende Zug bei dem zukünftigen Dichter ist eine immer zunehmende Nervosität, die sich dadurch äußerte, daß ihm aller Lärm verhaßt und peinlich war. Sogar eine schöne klangvolle Stimme, wie die seiner Schwester, geschweige denn Klavierspiel und laute Rede, wirkten auf ihn wie Schreien und Lärmen. Und so scharf wie sein Gehör war sein Geruch. Tabaksrauch war frühzeitig ihm, wie Goethe, ein Greuel. Für Musik hatte er keinen Sinn, und tanzen lernte er nie. Fünfzehn Jahre alt fing er an gute Verse zu schreiben.

Das Rheinland mit seiner Lebenslust, aber auch mit seinem Aberglauben, seinen Sagen und Legenden; der katholische Kultus mit seinen mittelalterlichen Gebäuden, Zeremonieen und Wallfahrten, über welche die herrschende romantische Poesie ihren verklärenden Schimmer warf — die Eindrücke, hervorgerufen durch die israelitische Abstammung, durch die Poesie der Bibel und durch die während der Unterdrückung erzeugte Freiheitssehnsucht und Selbstironie der zeitgenössischen Juden — die Schwärmerei für die Franzosen und Napoleon auf der einen und der gleich darauf folgenden Beeinflussung durch die patriotische Erweckung Deutschlands auf der andern Seite, welch letztere alle Primaner der Schule, darunter Heine, dazu brachte, sich — meistens ohne Erfolg — als Freiwillige während des Freiheitskrieges im Jahre 1813 zu melden: alle diese äußeren Verhältnisse und seelischen Ereignisse formten

und prägten das Gemüt des Knaben. Er las am liebsten die großen Humoristen wie Cervantes und Swift. „Don Quichote“ und „Gullivers Reisen“ waren seine Lieblingsbücher.

In seinem sechzehnten Jahre fühlte er eine erste romantische Liebe für Josepha, die ebenfalls sechzehn Jahre alte Tochter eines Scharfrichters, welche bei ihrer in der ganzen Umgegend gemiedenen und gefürchteten Tante wohnte, deren Mann auch Scharfrichter gewesen war. Heine hat das junge Mädchen als seltsam und bleich mit rhythmisch edlen Bewegungen beschrieben; ein feingeschnittenes Gesicht mit großen dunklen Augen und blutrotem Haar. Sie kannte viele Volkslieder und lehrte sie ihn; sie war nach seiner eigenen Aussage die erste, die seinen Sinn für Volkspoesie erweckte; sie übte überhaupt durch die Schönheit, die sie umstrahlte, und durch das Unheimliche und Schaudererregende ihrer Umgebung einen nicht geringen Einfluß auf den werdenden Dichter aus. Man spürt in Heines ersten Gedichten eine Vorliebe für Todes- und Grabesgedanken, welche von diesem zärtlichen Verhältnis zwischen den beiden Kindern herzustammen scheint. In Heines „Traumbildern“ Nr. 6 scheint die Unseligkeit, für welche die Hingabe des im Traum geoffenbarten jungen Weibes allein erkauft werden kann, die Unehre zu symbolisieren, welche an dem ganzen Geschlechte des Scharfrichters hing, und welche wie ein Fluch auf jeden wirkte, der in Verbindung mit ihm trat.

Vom Jahre 1816 an wird das Bild Josephas in Heines Seele durch dasjenige eines anderen jungen Mädchens verdrängt. Die Eltern hatten Harry (so lautete sein Vorname eigentlich) für den Kaufmannsstand bestimmt; die glänzende Bahn der Rothschilds hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Man sandte den Sohn zuerst in eine Handelsschule nach Düsseldorf, dann auf ein paar Monate zu einem Bankier in Frankfurt, und demnächst ward er auf einem Kontor in Hamburg untergebracht, wo sein Onkel, der bekannte Salomon Heine, sich zu einem Matador in der Handels-

welt aufgeschwungen hatte. Mit Hilfe des reichen Onkels, von welchem der Brudersohn sein Lebelang abhängig blieb, eröffnete dieser im Jahre 1818 unter der Firma „Harry Heine & Co.“ in Hamburg ein Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaren, welches, wie es nicht anders zu erwarten war, schon im folgenden Frühjahre seine Zahlungen einstellen mußte. Im Hause des Onkels fand Heine inzwischen nicht nur den mürrischen Wohlthäter, der trotz seiner Güte ihn nie verstand und sich immer über ihn ärgerte, sondern in der dritten Tochter desselben, Amalie Heine, das Mädchen, welches das Schicksal seiner Jugend wurde, und das er unter zahllosen Namen (Marie, Zuleima, Molly, Eveline, Ottilie und anderen) besungen und verwünscht hat. Ihren Reiz zu schildern wird er nie müde, sie strahlt im Glanze der Schönheit, wie die Wellenschaumgeborene; ihre Augen, Lippen und Wangen gleichen dem Madonnenbilde im Kölner Dom, ihre Augen sind Veilchen, ihre Hände Lilien u. s. w.; aber es scheint, daß sie ihn nie geliebt hat. Er hegte indessen die Hoffnung, sie mit der Zeit gewinnen zu können, das eine oder das andere Zeichen von Wohlwollen hat er vielleicht auch empfangen; so viel scheint aus seinen Gedichten klar hervorzugehen, daß ihre Verheiratung mit einem andern, einem Gutsbesitzer aus Königsberg, im Jahre 1821 ihn wie ein Schlag traf und allmählich von ihm als ein unverzeihlicher Verrat betrachtet wurde.

Neue Hilfe des Onkels setzte Heine in den Stand, die Universität zu beziehen, da er sich für die ihm im höchsten Grade widerwärtige kaufmännische Wirksamkeit so ungeeignet gezeigt hatte. Nachdem er die Judenfehde in Hamburg ums Jahr 1819 miterlebt, reiste Heine über Düsseldorf nach Bonn, um dort Rechtswissenschaft zu studieren und sich den Grad eines Doktor juris, dessen Erlangung der Onkel von ihm gefordert hatte, zu erwerben.

Die Universität zu Bonn, die viele Jahre lang unter dem französischen Regimente geschlossen gewesen, war vor kurzem von neuem eröffnet worden; sie hatte eine Reihe vortrefflicher Pro-

fessoren. Da aber eben gleichzeitig die Verfolgung der Burschenschaften und aller nationaler Bewegungen innerhalb der Studentenwelt infolge der Karlsbader Beschlüsse begann, wurde Heine gleich bei seiner Ankunft wegen eines Studentenfestes am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig in Verhör genommen und in einen kleinlichen und erfolglosen politischen Prozeß verwickelt, der nichts anderes konnte, als seinen persönlichsten Abscheu vor der hereinbrechen Reaktion zu erwecken. Das Zeugnis, welches er bei dem Maturitätsexamen an der Universität im Jahre 1819 empfing, besagte, daß er kein Griechisch gelernt, geringe Einsicht und Übung im Latein habe, und nicht im stande gewesen sei, sich der Prüfung in der Mathematik zu unterwerfen, aber daß er „nicht ohne alle Kenntnisse in der Geschichte sei", und daß seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise abgefaßt, „den Beweis eines guten Bestrebens liefere".

Der junge Student in der Samtjacke, mit Spitzenmanschetten und gebrannten Strichen, befleißigte sich in Kleidung und Auftreten einer nachlässigen Eleganz. Er war von Mittelgröße und trug sein rotbraunes Haar ziemlich lang um das bartlose Gesicht; er hatte regelmäßige Züge, eine fast griechische Nase, blaue Augen, einen großen ausdrucksvollen Mund, dessen Lippen sich häufig zu dem kalten spöttischen Lächeln verzogen, das so häufig in seinen Gedichten vorkommt, endlich ungewöhnlich schöne weiße Hände.

Er hörte Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache, über die Germania des Tacitus, über das Nibelungenlied, überhaupt teils litteratur- und kulturhistorische Vorträge, teils rein juridische Vorlesungen über römisches Recht und deutsches Staatsrecht. Von den Professoren übte das Haupt der romantischen Schule, A. W. Schlegel, einen entschiedenen Einfluß auf den werdenden Dichter aus, der ihm seine Verse vorlegte und zu dieser Zeit seine erste Tragödie „Almansor" schrieb.

Gegen Schluß des Jahres 1820 siedelte Heine von Bonn nach der Universität Göttingen mit guten Vorsätzen juristischen Fleißes

über; die Stadt gefiel ihm jedoch, wie seine „Harzreise" genügend bezeugt, gar wenig, und als er nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten wegen eines unbedeutenden Streites mit einem andern Studenten das Consilium abeundi erhielt, reiste er 1821 nach Berlin. In das Haus Varnhagens eingeführt, den geistigen Mittelpunkt der Stadt, wo Rahel die Aristokratie der Bildung, des Talentes und des Blutes um sich herum versammelte, lernte er bald die Blüte der besten Berliner Gesellschaft kennen. In Lutter und Wegeners noch existierender Weinstube in der Behrenstraße traf er abends mit den guten Köpfen und genialen Zigeunern der damaligen Zeit zusammen, unter denen sich Männer wie E. T. A. Hoffmann und Grabbe fanden. Und hier gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen einen Verleger zu finden, der sich willig erklärte, seine erste Gedichtsammlung herauszugeben und mit vierzig Freiexemplaren zu honorieren. Sie erschien im Dezember 1821, machte seinen Namen bekannt, fast berühmt, und schon diese erste Sammlung rief sowohl Nachahmungen wie Parodieen hervor.

Heine hörte an der Universität die ausgezeichnetsten zeitgenössischen Gelehrten: Hegel, den er mit Leidenschaft verehrte, Bopp, den Sanskritisten, und Wolff, den klassischen Philologen, auch den Juristen Eduard Gans. In jugendlichem Eifer ließ er sich mit einem Kreis von Männern ein, die eine Reform des Judentums erstrebten und sich bemühten, ihre Glaubensgenossen in die europäische Kultur einzuweihen. Mit nicht weniger jugendlichen Erbitterung griff er in „Almansor" die abgefallenen Juden, welche die gemeinsame Sache aufgaben, und indirekt unter dem fremden Kostüm das Christentum an, das er als feindliche Macht betrachtete. Die Tragödie erschien — gleichzeitig mit der zweiten Anfängerarbeit „William Ratcliff" — im Jahre 1823, wurde aufgeführt, fiel aber infolge zum Teil des Rassenhasses gegen den Autor, durch.[1]

---

[1] G. Karpeles, Biographie Heinrich Heines, 1885.

Der Aufenthalt in Berlin zeigte sich nicht förderndfür Heines Brotstudium. Er hatte sich schon in Hamburg an ein recht leichtfertiges Leben gewöhnt, und er setzte es hier fort. Um sich zu sammeln, reiste er 1823 nach Lüneburg zu seinen Eltern, von dort nach Hamburg und aufs neue nach Göttingen, wo er im Jahre 1825 für den juridischen Doktorgrad disputierte. Gleich darauf ließ er sich taufen. Er wechselte die Religion, nicht aus Überzeugung von der Wahrheit des Christentums, im Gegenteil voll Abneigung gegen die Staatsreligion und voll Scham über den Schritt, den er unternahm; er wollte aber den Versuch machen, sich der demütigenden und drückenden Abhängigkeit von seinem Onkel zu entziehen, und konnte unter keiner anderen Bedingung Einnahmen, Lebensstellung oder ein Amt erlangen. Man findet seine Stimmung in jenen Tagen in dem mit Unrecht mit Lob überschütteten Bruchstücke „Der Rabbi von Bacharach" ausgedrückt, das nur in Einzelheiten lebhaft und künstlerisch erzählt, in Wirklichkeit Heines Mangel an Befähigung, einen historischen Roman zu schreiben, darthut, das jedoch in seinem Schluß durch die Selbstschilderung, welche der Dichter hier unter fremder Maske gegeben hat, sein Schamgefühl darüber verrät, nominell zu einer Glaubensgemeinschaft übergetreten zu sein, die für ihn das feindliche Lager war.

Im Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel findet man ab und zu malende Worte über Heines Person und Wesen zu jener Zeit. Merkwürdigerweise citiert Varnhagen gleich das erste Mal, wo er „unseren kleinen Heine" erwähnt, eine Äußerung Rahels an diesen, die unglaublich schlagend ist, weil sie zeigt, mit welchem Scharfblick sie gerade diejenige Dichterpersönlichkeit herausfand, mit welcher Heine etwas Gemeinsames hatte, und unter deren Einfluß er sich zum Teil befand, welcher er aber unter keinen Umständen ähnlich sein durfte, sollte er nicht als Mensch und Dichter zu Grunde gehen. Die Äußerung lautet: „Sie sollen kein Brentano werden, ich leide es nicht!" Rahel schreibt humoristisch: „Heine muß und

soll »wesentlich« werden und sollte er Prügel haben. Mensch, werde wesentlich!"

Und wie gut hat ihn nicht Varnhagen selbst gekannt, wie fein ist nicht die folgende, sechs Jahre später niedergeschriebene Wendung in einem Brief an Rahel: „Und nun hast Du, außer den andern klugen und gescheiten Menschen, die Dich erfreuen und unterhalten, auch noch Heine, den eigengearteten, herumgereisten, frischen Heine bei Dir! Frisch braucht hier nicht zu heißen, wie er aus dem Meere kommt, auch eingesalzene Heringe sind ja als solche selbst noch frische genannt!" Fast in demselben Gleichnis bewegt sich die folgende Äußerung über den dreißigjährigen Heine: „Hoffentlich siehst Du ihn oft, und er benutzt es zu seinem Heile. Er muß sich in guter Geistesluft konservieren, denn er hat viel in sich, was leicht verdorben geht."[1]

Rahel und Varnhagen wurden die ersten Verfechter seines Talentes. Die erste lobende Anzeige seiner Gedichte stammt von dem feinen diplomatischen Beschützer her. Aber man fühlt sehr wohl, daß das Paar einen scharfen und bekümmerten Blick für die Schwächen seines Charakters hatte, die für die großen dichterischen Gaben gefährlich und verderblich werden konnten.

---

[1] Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Sechster Band S. 48, 56, 316, 344. Andere interessante Aussprüche von Rahel über Heine sind folgende: „Heine sehe ich fast nicht; er wälzt sich so in sich herum, sagt, er müsse viel arbeiten, ist fast erstaunt, daß ihn so etwas Reelles als des Vaters Tod, der Mutter Leid darüber betraf ... Aussehen thut er gesünder; klagt beinah nicht wieder; aber es ist so manche vorüberfliegende Miene festgestellt zwischen seinen Zügen, die ihnen nicht wohl thut; so im Munde ein Zerren, wenn er spricht, was ich sonst — auch schon — fast als eine kleine Grazie bemerkte, obgleich es nie schön Zeugnis gab." — „Von Heinen wollt ich Dir eben schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus." — Varnhagen antwortet: „Für Heine giebt es nur ein Heil, er muß Wahrheitsboden gewinnen, auf dem innerlich ganz fest gegründet sein, dann mag er sein Talent in der Welt auf die Streife schicken um Beute zu holen und Mutwillen zu üben." Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Sechster Band S. 347, 356, 365.

XIII

Das Buch Heines, welches in unseren Tagen das populärste seiner Werke ist, und an welches sich sein Name besonders knüpft, sein „Buch der Lieder“ aus dem Jahre 1827, besteht aus Gedichtgruppen aus verschiedenen Jahren und Perioden.

„Junge Leiden“, 1816—1821, ist als die erste Gruppe die schwächste. Sie zerfällt in mehrere Abteilungen, Traumbilder, Gesänge, Romanzen, Sonette. Der Inhalt ist: Kindheitserinnerungen aus Düsseldorf, süße Bilder aus glücklichen Kindertagen, Liebe zur Mutter, Napoleonskultus, viel katholische Rheinlandsromantik, Totentanz mit klappernden Knochen auf Kirchhöfen und allerlei Traumgesichte. Hier erklingen scherzende Töne, drollige Klagen über die Geldverlegenheit, welche entsteht, wenn die Dukaten gar zu eilig verschwinden, und schrille Töne, deren Quelle Verzweiflung über die Demütigungen ist, die der Dichter als beginnender, bald fallierter Kaufmann unter den Geldmännern in Hamburg erlitten hat. Hier finden sich aus der Studentenzeit Äußerungen voll lebhaften akademischen Freundschaftsgefühles und jugendlicher Begeisterung für den an der Universität wie in der Litteratur gleich hervorragenden A. W. Schlegel; demnächst deutsch-patriotische Ergüsse in dem Burschenstil, den Heine sehr schnell aufgiebt. Hier sind leidenschaftliche Ausdrücke für das Selbstgefühl des Genies, und Liebessorgen und Klagen verschiedener Art, zuerst Liebessehnsucht in E. T. A. Hoffmanns Manier mit Kirchhofsgreueln vermischt, ferner recht sentimentales Jammern über unerwiderte Liebe, endlich Ausbrüche wilder

Verzweiflung über die Falsche, die ihm den Todesstoß gegeben, und die bei ihrer Hochzeit sein Blut trinkt und sein Herz verzehrt. In dem Gedicht „Die Fensterschau" schlägt die Stimmung ausnahmsweise in eine gewisse grobkörnige Lustigkeit über.

Die vorzüglichsten dieser Jugendgedichte, deren Form im ganzen altmodisch ist, sind: erstens jene berühmten epigrammatischen vier Zeilen, welche beginnen: „Anfangs wollt ich fast verzagen", das früheste Beispiel der Gedrängtheit in Heines Stil, dann ein paar Sonette, die viel leidenschaftlicher sind, als es sonst deutsche Sonette zu sein pflegen, schließlich unter den Romanzen „Belsazar", der wahrscheinlich von Byrons hebräischen Melodieen beeinflußt ist, und das schon besprochene unvergleichliche Gedicht von den zwei Grenadieren.

Die folgende Abteilung, welche den sonderbaren Titel „Lyrisches Intermezzo" führt, weil sie nämlich im Jahre 1823 zum erstenmal als lyrisches Zwischenspiel zwischen den beiden schlechten Tragödien Almansor und Ratcliff erschien, behandelt denselben Stoff wie der erste Abschnitt, aber in eigentümlicheren Formen und auf freiere künstlerische Weise. Der Herausgeber des ursprünglichen Textes des „Buch der Lieder", Ernst Elster, hat in der Einleitung dazu und ein junger Kritiker, Wilhelm Bölsche, in einem selbständigen Werke über Heine mit viel Scharfsinn nachgewiesen, daß wir hier nur selten eine direkte Ausströmung erlebter Liebessorgen vor uns haben, sondern eine Art von Erinnerungsextrakt. Meistens behandelt hier der Dichter seine alte Liebesqual ganz frei, ja er spielt wohl gar mit ihr; daher ab und an das Versagen des Ausdruckes. Der Leser glaubt bisweilen nicht recht an den Ernst des Gefühles; er wird bedenklich diesen immer wiederkehrenden Versicherungen tötenden Kummers gegenüber, unter welchem das Leben doch beständig fortgeführt und die Kunst ununterbrochen geübt wird.

Es war aber ganz natürlich, daß Heine hier aufs neue zu der einen und derselben Leidenschaft zurückkehrte, obschon sie inzwischen ohne frische Nahrung geblieben war. Er hatte keine spätere erlebt, die

sich in Stärke oder Bedeutung für sein Seelenleben mit ihr messen konnte. Sie war und blieb die wichtigste Begebenheit seines Daseins. Es scheint, als sei das Glück, welches diese Leidenschaft vormals ihm gebracht hatte, flüchtigster Art gewesen; als er das erste Mal von seiner Liebe sang, verweilte er deshalb ausschließlich bei seinem Liebeskummer, dem Nichterwidertwerden der Gefühle, der Verlassenheit, dem Verrat, der kalten Grausamkeit der Geliebten. Jetzt, da er dieser Liebe freier gegenüberstand, teilt er ihre ganze wirkliche oder umgedichtete Geschichte mit, vom ersten Tage an, wo sie zum Leben erwachte, bis zu der Stunde, wo er wie tot für die Geliebte war; und nicht genug, daß er den ganzen Lebenslauf des Gefühls bis zur Katastrophe hinzufügte, er verlieh dieser Leidenschaft noch größere Frische und größeren Reichtum, indem er jedes einzelne ihrer Momente mit einem Rahmen von Naturleben und Naturstimmung umgab. In den Traumbildern herrschte immer Nacht. Hier herrscht das Knospen, das Vogelgezwitscher und das Sternengeflimmer der Maienzeit vor.

Daß die ursprüngliche Zärtlichkeit, welche die Geliebte für den in diesen Gedichten Sprechenden genährt haben soll, nur hinzugedichtet ist, nicht mit den wirklichen Verhältnissen übereinstimmt, das verrät Heine unfreiwillig, wenn er zärtliche Szenen zwischen sich und der Geliebten ausmalt. Denn der Liebhaber ist dann nie besitzend, sondern selbst im Augenblick der Umarmung nur sehnsuchtsvoll:

> Und wenn Dich mein Arm gewaltig umschließt,
> Sterb' ich vor Liebessehnen.

Dieser begünstigte Liebhaber, der, wenn sich die Flammen begegnen, vor Sehnsucht stirbt, verrät sich als ein in Wirklichkeit sehr unbefriedigter Bewerber.

Von den rein erotischen Gedichten sind daher diejenigen die vortrefflichsten, welche die Liebessehnsucht schildern, und diejenigen, welche die wehmütige Auflösung eines Liebesverhältnisses ausdrücken. — Zwischen den zärtlichen und sehnsuchtsvollen Gedichten strahlt

besonders das anmutige morgenländische Gedicht „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich Dich fort“, bestrickend durch den exotischen Charakter des geschilderten Indiens und durch die feine Innigkeit der Stimmung. Heine sehnte sich nach Indien wie Goethe nach Italien, er war an den Ufern des Ganges wie Goethe an den Ufern des Tiber geistig zu Hause. Wahrscheinlich hat Bopp durch seine Vorlesungen zuerst seinen Sinn für dies östliche Traumland erweckt; übrigens benutzt er zur Darstellung desselben den romantischen Märchenstil, welchen er als Erbteil übernahm und zum Gebrauch für seine Gemälde des Fernen und Lockenden nach seiner Individualität ausbildete.

Einfach schön ist eine Strophe wie die folgende:

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Nimmt man dagegen eine Strophe wie diese:

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein —

so enthält sie, wie schön sie auch ist und so einschmeichelnd sie auch klingt, schon etwas von der Unnatur, die nicht selten dem Leser in Heines Naturgemälden begegnet. Das Kolorit ist stark, aber nicht gesehen, die Lokalfarben machen sich auf Kosten des Gesamttons geltend. „Rotblühend“ ist kaum das rechte Wort, mit dem es natürlich erscheint, einen im Mondschein gesehenen Garten zu malen. Ungefähr mit demselben Effekt auf Kosten der natürlichen Wirkung heißt es später in dem Gedichte „Abenddämmerung“: „Gegenüber am Fenster saßen Rosengesichter dämmernd und mondbeglänzt.“ Und die Wendung, daß die Lotosblumen in der Geliebten ihre liebe Schwester erwarten, ist ein etwas altmodisches französisches Kom-

pliment inmitten des reichen Gangesbildes. Ungefähr dieselbe Wendung kommt in der bekannten Strophe vor:

> Es flüstern und sprechen die Blumen
> Und schau'n mitleidig mich an:
> Sei unsrer Schwester nicht böse,
> Du trauriger, blasser Mann!

Es kommt hier ein Madrigalstil zum Vorschein, über den Heine in reiferen Jahren völlig hinauswächst.

Auch eine andere von den Strophen dieses so stimmungsvollen Gangesgedichts hat Eigentümlichkeiten, die auf Heines Herkunft von der romantischen Schule mit ihrer willkürlichen Naturauffassung zurückweisen:

> Die Veilchen kichern und kosen
> Und schau'n nach den Sternen empor.

Daß die Veilchen sich liebkosen, ist schon recht kühn. Das erinnert an die verzauberten Gärten Hans Christian Andersens, aber daß sie kichern, ist sicher zuviel des Guten. Das ist der Stil, den so viele Dezennien später Zola in der Schilderung seines Gartens Paradou anschlägt.

In demselben Geiste hat Heine das folgende Lied von der Lotosblume, die sich vor der Pracht der Sonne ängstigt, geschrieben; eine äußerst graziöse Dichtung, in aller Blumenunschuld sinnlich schmelzend wie wenige andere Poesieen. Hier ist die sinnlich-seelische Begierde fast ins Hysterische gesteigert, indem der Dichter sich nicht damit begnügt, den Lotoskelch blühen und glühen, leuchten, duften und zittern zu lassen, sondern ihn sogar weinen läßt, wenn sein Buhle, der Mond, die Blume mit seinen Strahlen erweckt.[1]

Nächst diesen verlangenden Gedichten sind die aufgebenden, die das Hinsterben des Liebeslebens darstellen, die am tiefsten empfundenen. Das hervorragendste Beispiel ist das Gedicht Nr. 59 des

---

[1] Man vergleiche W. Kirchbach: „Heines Dichterwerkstatt“ in dem Magazin für die Litteratur. Jahrgang 57 Nr. 18, 19, 20.

Intermezzo, das in seiner ersten Strophe schildert, wie ein Stern, der Stern der Liebe, vom Himmel fällt, in der zweiten, wie die Blätter der Apfelblüten von den Bäumen fallen, und in der dritten, wie ein Schwan in sein Wellengrab hinabsinkt, bis alles sich in der Schlußstrophe sammelt:

Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt,
Der Stern ist knisternd zerstoben
Verklungen ist das Schwanenlied.

Sehr bezeichnend für Heine ist es, daß, so stimmungsvoll das Gedicht auch ist, keines der drei Naturschauspiele, die vorgeführt werden, den Eindruck des Erlebten macht. Sie stehen da wie willkürlich verknüpfte Sinnbilder.

In diese Schwärmereien hinein hat er dann Gedichte ganz verschiedener Art gestreut, die sich um viel leichtere Liebesverhältnisse drehen. Die gewagteren unter ihnen hat er im „Buch der Lieder" fortgelassen, z. B. das folgende:

Du sollst mich liebend umschließen,
Geliebtes schönes Weib!
Umschling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geschmeidigen Leib!

Andere hat er beibehalten, so z. B. „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind" mit der Ausmalung der Weichheit der Arme und des Brandes der Küsse. Aber es finden sich auch andere epigrammatische Strophen von ernstem, leidenschaftlichem Charakter, wie z. B. die bekannte: „Ich hab Dich geliebet und liebe Dich noch." Endlich hat Heine hier mit einer freiwillig, dem Effekte zulieb, gesuchten Trivialität in der Wahl der Worte das Lebensschicksal, das ihn zum erotischen Dichter machte, verallgemeinert. So besonders in dem gegen die Gewohnheit Heines völlig generalisierenden Gedichte, das so berühmt geworden ist: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen."

Diesem Abschnitte folgt die Sammlung „Heimkehr", geschrieben

1823—1824 in Hamburg und Cuxhaven. Das Wort Heimkehr bedeutet das Wiedersehen von Hamburg, wo der Liebesroman des Dichters sich zugetragen hatte, und wo beim Anblick all der bekannten Örtlichkeiten seine Herzenswunden von neuem aufsprangen. An dieses vorherrschende Thema der Sammlung schließt sich ein anderes an, der erste Anblick des bis dahin noch nicht in der deutschen Poesie besungenen Meeres.

Hier vermischen sich nun mit den Klagen über die Verlorene, die durch die Umgebung, worin jene alte Tragödie gespielt hat, hervorgerufen werden, neue Eindrücke und neue Bilder. Zuerst quillt die frühere Leidenschaft mit Gewalt wieder hervor; er brütet über der alten Qual, es ist ihm unbehaglich zu Mute in der Stadt, wo es ihm vorkommt, als fielen ihm die Häuser auf den Kopf, und noch mehr in den Sälen, wo sie ihm Treue versprochen. Das Neue in diesen Liedern von unglücklicher Liebe ist der immer gleich heftige und wilde Haß, der über dem Grabe des Liebesglückes aufflammt.

Auf der Reise hat der Dichter die Verwandten der Geliebten getroffen; die jüngere Schwester gleicht ihr genau, besonders wenn sie lacht, sie hat dieselben Augen, die ihn so unglücklich gemacht haben. In einem Briefe vom 23. August 1823 teilt er seinem besten Freunde mit, daß eine „neue Thorheit auf die alte gepfropft ist“. Es ist Ernst Elster gelungen, durch sorgfältiges Studium der Briefe und Gedichte nachzuweisen, wie bei Heinrich Heine ganz unverkennbar eine Leidenschaft für die acht Jahre jüngere Schwester Amalias, Therese, um diese Zeit jene erste Liebe ablöst, die einen so unbefriedigenden Ausgang gehabt hatte. Heftig ist die neue Leidenschaft gewesen, sie blieb jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach fast ebenso unerwidert wie die erste Jugendpassion. Deshalb die bekannten Zeilen:

> Wer zum erstenmale liebt,
> Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
> Aber wer zum zweitenmale
> Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Im Jahre 1828 verlobte und verheiratete Therese Heine sich mit einem Dr. jur. Halle; man hat unter Heines nachgelassenen Gedichten beißende Spottreime auf den Bräutigam und die Hochzeit vorgefunden. Er hatte die unritterliche Poeteneigenschaft, sich durch Spott zu rächen, wenn er abgewiesen worden. Aber die Gedichte in „Heimkehr" enthalten, wo auf Therese angespielt wird, nichts von der Bitterkeit und dem Haß, welcher bei Heine der älteren Schwester gegenüber so häufig hervortritt. Er preist die Schönheit Theresens, ihre entzückenden Augen, ihre Reinheit: sie ist wie eine Blume, er betet zu ihr wie andere zu Paul und Peter oder zur Madonna; und er kämpft gegen seine Gefühle, erschrickt vor dieser neuen Liebe. Sowohl Stolz wie Scheu verbieten ihm, sich zu erklären; es wäre sogar für sie am besten, wenn sie ihn nicht liebte; er hat bisweilen selbst gesucht, das Aufkeimen der Liebe in ihrer Seele zu verhindern, aber jetzt, wo es ihm so leicht gelungen, drängt sich der Wunsch nach ihrer Liebe doch wieder hervor. Er ist zu stolz, von seiner Liebe und seiner Qual zu reden, er scherzt und spottet, während er innerlich verblutet, aber sie versteht ihn nicht, sieht nicht, daß sein Herz zittert und bricht. Daher die Verse:

O dieser Mund ist gar zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

Aber das Drohen mit dem Tode ist diesmal nicht buchstäblich gemeint. Denn in einem anderen Gedichte heißt es aufrichtig:

Glaub nicht, daß ich mich erschieße,
Wie schlimm auch die Sachen steh'n!
Das alles, meine Süße,
Ist mir schon einmal gescheh'n.

Und doch hat er auch dieses Mal tief gefühlt und viel gelitten. So sonderbar es klingt, die Kousinenliebe, dieses in der Regel erste und schnell vorübergehende Stadium auf der Bahn,

diese bloße Einleitung zum eigentlich erotischen Leben,[1] ist die einzige ernste und nicht ganz flüchtige Leidenschaft, die der junge Heine gekannt hat. Und selbst in den Jahren seiner Mannheit erreichte kein späteres Gefühl auch nur annähernd die Kraft dieser jugendlichen Doppelpassion für zwei Schwestern, von welchen der Typus der zweiten ihm den der ersten aufs neue vergegenwärtigte.

Unter den gefühlvollen Poesieen, die sich auf dieses Stück Seelengeschichte beziehen, hat Heine dann hier wie im Intermezzo kleine Gedichte von Liebeleien weniger ernsten Charakters eingeflochten, Abenteuer aus den Universitätsstädten, die er besucht hatte, ja sogar Verse über ganz platte und bezahlte erotische Freuden. Aus dem „Buch der Lieder“ ließ er mehrere der anstößigeren aus, die anfänglich ihren Platz in „Heimkehr“ gefunden hatten, so das amusante, aber freche:

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

— ja, sogar solche muntere und übermütige Reime wie die folgenden:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn mir's nicht gelang,
Hatt ich dennoch viel Pläsier.

Am meisten in dieser Abteilung hervortretend ist die Doppelbegabung für Singen und Malen. Außer seinem Talent zum lyri-

[1] Aux près de l'enfance on ceuille
Les petites amourettes
Qu'on jette au vent feuille à feuille
Ainsi que des pâquerettes,
On ceuille dans ces prairies
Les voisines, les cousines,
Les amourettes fleuries
Et qui n'ont pas de racines.

Richepin.

schen Erguß, der trotz seiner gemischten Leidenschaftlichkeit wie der ungekünstelte Schrei des Herzens eines modernen Menschen wirkt, legt er hier eine ganz eigenartige malerische Fähigkeit an den Tag, gestaltenbildend mit Licht und Schatten und Farbe ohne Konturen.

Da ist die Szene in dem stillen Pfarrhause mit der in Streit aufgelösten verzweifelnden Familie („Der bleiche herbstliche Halbmond"). Der Sohn will Straßenräuber werden, die Tochter sich dem Grafen verkaufen. So lebhaft diese Szene auch dargestellt ist, so gehört sie doch nicht zu den besten; es liegt zuviel altmodische Romantik in dem Einfall, den toten Vater im schwarzen Predigergewand vor dem Fenster stehen, daran pochen zu lassen. Ganz meisterlich ist dagegen das nächste Gedicht („Das ist ein schlechtes Wetter"), in welchem das alte Mütterchen am Abend spät im Dunkeln während eines Gewitters mit der Laterne über die Straße wankt, um für ihre große schöne Tochter einzukaufen, die zu Hause schläfrig im Lehnstuhle liegt, während die goldnen Locken über das süße Gesicht wallen — es wirkt wie ein altes niederländisches Gemälde.

Doch noch schöner ist die Gruppe von acht Gedichten, die während des Aufenthaltes in Cuxhaven entstanden sind. „Wir saßen am Fischerhause" ist ein kleines Wunder künstlerischer Kraft; in dem Gespräch mit den Mädchen vor der Fischerhütte werden das ferne Indien und das äußerste Thule mit ganz wenig Worten gemalt. Am Ganges duftet und leuchtet es; Riesenbäume blühen, schöne stille Menschen knieen vor Lotosblumen; in Lappland sind schmutzige Leute, klein, mit platten Köpfen und breiten Mäulern u. s. w.

Dann giebt es lustige Gedichte von losen Mädchen, wie jenem, das er in der ganzen Stadt sucht und in einem Prachthotel findet, oder wie von jenem anderen Mädchen, in dessen Herzen blaue Husaren in Einquartierung liegen.

Endlich finden sich da einzelne epigrammatische Verse, die heutzutage alle Menschen auswendig wissen, die aber böses Blut gegen Heine gemacht haben. So besonders die berühmte Strophe:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Es ist kaum begreiflich, daß man jemals in diesen Versen ein Geständnis schmutziger Instinkte hat sehen können. Sie geben nur denen einen Hieb, die sich sogleich zu jeder anzüglichen oder schlüpfrigen Stelle eines Buches wie die Sau zur Pfütze gezogen fühlen und dabei verweilen. Daß Heine hier nicht an das Zugeständnis denkt, er habe an die sinnlichen Triebe oder cynischen Neigungen des Lesers appellieren wollen, das zeigt, wie Bölsche richtig nachgewiesen hat, das folgende Gedicht, das sich unmittelbar an diese Zeilen anschließt und so beginnt:

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimme erhob;
Sie klagten und sie sagten,
Ich sänge viel zu grob.

Er konnte nicht unzweideutiger behaupten, daß er, wo er derb oder cynisch gesprochen, nur seinem modernen Hang zur Wirklichkeitstreue, seinem Unwillen gegen romantisierende Ausschmückung, seinem unwillkürlichen Trieb, der einschneidenden Lebenswahrheit sich zu nähern, gehorcht habe.

Nicht mehr moralische Berechtigung hat die gewöhnliche Klage über die sogenannte Gemeinheit des Gedankensprungs vom Erhabenen zum Niedrigen in Heines Gedichten (Julian Schmidt). Ein typisches Beispiel dieses Umschlagens in Stil und Stimmung ist das Gedicht „Der Friede“ aus der Gruppe der Nordseepoesieen, in welchem Heine Jesus als Friedensfürsten sieht, wie er während der Meeresstille riesengroß im weißen wallenden Gewand über Land und Meer schreitet. Sein Haupt ragt in den Himmel; als Herz trägt er in der Brust die rote, flammende Sonne; und sein Sonnenherz sendet leuchtende, wärmende Strahlen über Land und Meer. Dann wird die Stimmung durch die plötzlich auftauchende Erinne-

rung an einen elenden, heuchlerischen Stümper in Berlin unterbrochen. Es ist einer, der schwach an Kopf und Lenden, nur stark im Glauben ist — was würde der nicht dafür geben, ähnliche Bilder erfinden und sich damit zum Hofrat hinauf frömmeln zu können in der frommen Stadt an der Spree — wie würde er dann von Gehaltszulage träumen!

Gewiß hat Heine hier seinen Lesern die schöne Vision verdorben. Er hat sein Gedicht zerschlagen, seine Melodie durch grimassierende Disharmonieen gesprengt; aber dennoch versteht man recht wohl, wie das erste Gesicht bei einem Dichter mit den Erfahrungen des modernen Lebens ungekünstelt das andere hervorgerufen hat, und jedenfalls ist es unberechtigt, von dieser Ideenverbindung, von diesem „Gedankensprung" als Symptom niedriger Gesinnung zu reden. Treffend hat Bölsche über diesen Punkt bemerkt, daß niemand Goethe niedriger Gesinnung deswegen beschuldigt hat, weil bei ihm unmittelbar auf Fausts Glaubensbekenntnis an Gretchen die Spöttereien Mephistos folgen.[1] Und doch ist der Unterschied nur der, daß die Schwärmerei und der Cynismus hier zwei verschiedenen Personen in den Mund gelegt sind, während in dem lyrischen Gedichte der Poet die Verantwortung für beides direkt übernimmt.

Am Ende dieses Cyklus kommen ein paar ungemein tief empfundene und vollendete Gedichte vor, die schon durch die bei Heine ungewöhnliche Stellung der Reime sich aus der Menge der kleineren Lieder ausscheiden. Das eine, „Dämmernd liegt der Sommerabend", schildert das schöne Elfenmädchen, das sich beim Mondenschein im Bache badet, und ist hingehaucht und duftig wie eine Landschaft von Corot. Das andere steht schon durch die rhythmische Behandlung unter den Gedichten in „Heimkehr" allein. Es ist das folgende seelenvoll phantastische Gedicht:

[1] Bölsche, Heinrich Heine. S. 106.

Der Tod, das ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag,
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Über mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall,
Sie singt vor lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum.

Die „Harzreise", die folgende Abteilung (1824), enthält die schönen Bergmannsgedichte, die auf einer Fußwanderung, durch welche Heine nach den juridischen Studien in Göttingen Erfrischung suchte, entstanden sind. Hier finden sich anmutige Bilder von Berggegenden und von Bergmanns-Interieurs und eine mit reizendem Übermut durchgeführte, geistvolle und kecke Selbstlobsstimmung. Das schöne, witzige Gedicht von den Rittern vom heiligen Geist hat sich zwar aus dem Motiv der Katechisationsszene in Faust entfaltet, aber es besitzt dennoch eine Originalität, die es, so weit die Zivilisation gedrungen, populär gemacht hat.

Dann schließt das „Buch der Lieder" mit den Nordseegedichten, nach einem zweifachen Aufenthalt auf Norderney in starken, freien Rhythmen (1825—26) geschrieben. Es findet sich in ihnen vor allem ein Naturgefühl, das für die deutsche Poesie eine neue Eroberung bezeichnete.

Im Verhältnis zur Natur schien Goethe alles erschöpft zu haben. Seine Liebe zu allem Leben, sein Verwandtschaftsgefühl mit Thieren und Pflanzen, seine Empfindung der Wesensgleichheit des Menschen mit den anderen Geschöpfen der Natur und seine Anschauung der Einheit des Alls unter verschiedenen Formen in ewigem Wechsel — diese Gabe, die Natur ganz in Gefühl aufzulösen, war seine erste Eigentümlichkeit. Sie wurde bald abgelöst oder ergänzt durch seine Fähigkeit, Naturszenen zu beobachten, ohne ihnen die eigenen Gefühle unterzuschieben. Er studiert die Natur, wird Beobachter und Forscher, und seine stets tiefergehende

Anschauung, sein genialer Blick macht ihn auf zwei Hauptgebieten zum epochemachenden Entdecker. Wir sehen ihn alle Stadien einer großen Seele der Natur gegenüber durchlaufen, das empfindsame, das religiös-pantheistische und dasjenige der dichterisch-wissenschaftlichen Anschauung, zuletzt sich so stark an den sinnlichen Eindruck klammernd, daß er mit aller Macht das Seelische als störend zurückdrängt.

Seine Anschauungsweise wird immer mehr positiv und wirklichkeitsliebend. „Ich fürchte den Vorwurf nicht," sagt er in seiner Abhandlung über den Granit, „daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat."[1] Er meint den Granit.

Nach welcher Richtung hin war es für einen deutschen Dichter noch möglich, geniales Naturgefühl an den Tag zu legen? Vom menschlichen Herzen bis zum Granit hatte Goethe alles umspannt.

Nur ein einziges Gebiet war übrig geblieben. Goethe hatte niemals das Meer besungen. Als fast Vierzigjähriger sah er es in Venedig zum erstenmal. Es war auf dem Lido. „Ich hörte," schreibt er, „ein starkes Geräusch; es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen." Und weiterhin steht der kurze Satz: „Das Meer ist doch ein großer Anblick." Das ist alles, was von Goethes Hand über das Meer vorliegt.

In Heines Nordseegedichten braust zum erstenmale in der deutschen Poesie das Meer mit seiner Frische und seiner Gewalt. In ihnen finden sich zum erstenmale Muscheln im Sande und

---

[1] Goethes Werke. Dreiunddreißigster Band S. CLXIV.

Möven in der Luft. Das Meer wird gemalt in Sturm und Stille, geschildert vom Strand und vom Schiffe aus, bei Tag und bei Nacht, mit dem Frieden, der darüber ausgebreitet liegen kann, und in Gewitterwut, mit den schönen Träumen und mit der Seekrankheit, die es verursacht; aus der Tiefe des Meeres steigen, über seiner Oberfläche schweben Kreise mythischer Gestalten, alte und neue, alte, die zu neuen umgeformt werden, eine bisweilen pathetische, häufiger burleske Welt von Göttern und Göttinnen, Tritonen und Okeaniden. Und doch ist verhältnismäßig wenig Schilderung darin. Die eigenen Erinnerungen, die eigenen Sorgen und Hoffnungen des Dichters sind der Stoff dieser Gedichte. Die tiefe Sehnsucht danach, frei aufatmen zu können, ist es, welche den berühmten Ausruf wiederholt, womit einst zehntausend Griechen nach dem langen, schrecklichen Marsch das Element ihrer Heimat begrüßten: „Thalatta! Thalatta!“ oder wie Heine es umschreibt: „Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!“

Es befinden sich unter diesen Gedichten Heines einige seiner schönsten und unvergeßlichsten: zuerst die humoristisch-frivole Idylle „Die Nacht am Strande“, des Dichters Besuch bei der schönen Fischertochter, mit dem meisterlichen Bilde ihrer Gestalt, wie sie vornübergebeugt an dem Feuer sitzt,

> Daß die flackernd roten Lichter
> Zauberlieblich wiederstrahlen
> Auf das glühende Antlitz,
> Auf die zarte, weiße Schulter,
> Die rührend hervorlauscht
> Aus dem groben, grauen Hemde,
> Und auf die kleine, sorgsame Hand,
> Die das Unterröckchen fester bindet
> Um die feine Hüfte.

Demnächst das durch lyrischen Schwung alleinstehende Gedicht „Erklärung“ an jene Agnes, deren Namen der Dichter mit einer feuergetränkten Riesenfeder an die dunkle Himmelsdecke schreiben will, schließlich das in seiner bündigen Kürze bewunderungs-

würdige Gedankenpoem „Fragen“, welches einen Begriff von der Stimmung giebt, in welcher Heine den allzudreisten Vorsatz faßte, nach Goethe einen „Faust“ zu schreiben, einen Plan, den er sich sogar erkühnte, dem großen Greise selbst während seines Besuches in Weimar mitzuteilen. In einzelnen dieser Nordseegedichte, auch in den selbstverkleinernden oder selbstverspottenden, herrscht eine Selbstgefälligkeit, die abstoßend wirkt. Unter denen, welche ganz frei davon sind, ist das meisterliche, rein humoristische Gedicht „Im Hafen“ zu nennen, die unsterbliche Phantasie vom Ratskeller zu Bremen, worin der fast zur Totalenthaltsamkeit nüchterne Heine das entzückendste Bild von dem heiteren Rausch eines genialen Menschen gegeben hat.

XIV

Es ist unmöglich für einen Nordländer, in reiferen Jahren und mit einer einigermaßen sicheren künstlerischen Bildung sich in Heines Lyrik zu vertiefen, ohne sich von Zügen und Wendungen, die schon früh bei ihm zu lebloser Manier wurden, zurückgestoßen zu fühlen. Die romanischen Völker empfinden nicht so. Oft hört man kunstverständige Männer der romanischen Nationen Heines Lyrik sogar mit derjenigen Goethes vergleichen und sie als plastischer und spiritueller vorziehen. Romanischen Lesern ist Goethe in der Regel undurchsichtig; von Heine sagen die Franzosen: On y voit mieux. Sie fühlen nicht, daß bei Goethe die Worte immer Sache sind, während bei Heine nicht selten fertige Satzstücke eingeschoben werden, hinter welchen weder eine Vision noch eine Wirklichkeitsanschauung liegt, die aber angewendet werden, um einen gewissen poetischen Effekt zu bewirken. Wenige Poeten haben wie Heine die Lilienhände, die Rosenwangen und die Veilchenaugen, diese monströsen Farbenkleckse, zur Schilderung weiblicher Schönheit mißbraucht oder die verschiedenen Attribute des Frühlings, die duftenden Blumen, die bei Tage wie bei Nacht schlagenden Nachtigallen zum Besingen des schönen Maimonats verwendet. Besonders ist die Nachtigall unter seiner Behandlung ein rein heraldischer Vogel in dem Wappenschild der Liebe geworden.

Bei Goethe sind alle Worte Bilder, daher bedarf er so weniger Bilder in des Wortes ausdrücklicher Bedeutung. Bei Heine sind die Worte jeden Augenblick Allegorieen ohne Anschaulichkeit und

ohne den inneren Zusammenhang, der die Logik der Dichtkunst ist. So z. B. wenn es heißt: „Aus meinen Thränen sprießen — viel blühende Blumen hervor," wo die Blumen gar Gedichte bedeuten sollen, oder wenn er schreibt „Sprühn einmal verdächtge Funken — aus den Rosen — sorge nie — diese Welt glaubt nicht an Flammen — und sie nimmt's für Poesie" — wo uns ein Knäuel von Bildern präsentiert wird, verwickelter als in den berüchtigten altnordischen Umschreibungen aus der Verfallperiode der Skaldendichtung: Rosen, die Funken sprühen, Funken, die die Spießbürger nicht für Feuer annehmen wollen, Rosenfunken, die man Poesie nennt!

Am abstoßendsten an diesen Gedichten mit ihrer allegorischen Rhetorik ist die Verbindung von Sentimentalität und Materialismus. Es wird von Seufzern und von Thränen gesprochen, als wären die Seufzer recht lautes Stöhnen und die Thränen recht massive Individualitäten. So, wenn es z. B. über die Seufzer heißt: „Und meine Seufzer werden — ein Nachtigallenchor" noch dazu mit der materialisierenden Hinzufügung: „Und vor Deinem Fenster soll singen — das Lied die Nachtigall." Noch auffallender ist dieser Materialismus in dem typischen Gedichte von der einsamen Thräne:

> Was will die einsame Thräne?
> Sie trübt mir ja den Blick,
> Sie blieb aus alten Zeiten
> In meinem Auge zurück.

Wir werden in die Familienverhältnisse und die einsame Situation dieser Thräne eingeweiht: sie hatte manche leuchtende Schwestern, die nicht mehr sind, nun sitzt sie allein im Augenwinkel. Schließlich wird ihr wie einem alten braven Kameraden zugesprochen. Sie kann gern ihrer Wege gehen, jetzt, nachdem alle die anderen gegangen sind:

> Du alte, einsame Thräne
> Zerfließe jetzunder auch!

Die Sentimentalität ist hier so grell, daß keine Parodie, von einem andern verfaßt, komischer als diese wehmütige Apostrophe sein könnte, die von dem großen Spottvogel ernst gemeint ist.

Jedes Gebrechen, welches sich im Künstler als Mensch findet, tritt in seiner Kunst hervor. Es ist immer der Mangel an Einfachheit, an Echtheit des Gefühlslebens, der den empfindsamen oder prahlenden oder effektsuchenden Ausdruck hervorruft. Man spürt daher die Mängel dieser Art bei Heine stark, wenn man gewisse Ausbrüche bei ihm mit dem Ausdruck für verwandte Stimmungen oder Gefühle bei Goethe vergleicht.

Man nehme z. B. jenes Gedicht, in welchem er sich als den unglückseligen Atlas bezeichnet, der die Schmerzen der ganzen Welt tragen muß.

> Du stolzes Herz, Du hast es ja gewollt.
> Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich
> Oder unendlich elend, stolzes Herz!
> Und jetzo bist Du elend.

Das sind Zeilen, die man nicht vergißt. Aber der Ausruf der ersten Zeile, welche an dem Rande berechtigten Selbstgefühls vibriert, wird selbstgefällig, wenn man diese einfachen und großen Verse von Goethe mit der Strophe zusammenhält:

> Alles geben die Götter, die Unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz,
> Alle Freuden, die unendlichen,
> Alle Schmerzen, die unendlichen,
> Ganz.

Es ist keineswegs an Heine zu tadeln, daß er durch andere, gewaltsamere Mittel wirkt als Goethe. Es würde ungereimt sein, gegen ein Gedicht wie „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" einzuwenden, daß Goethe das Schneidende, Desperate in dem bekannten Schluß: „Und wem es just passieret" u. s. w. wie eine Fratze vermieden hätte. Er würde davor zurückgeschreckt sein ungefähr aus demselben Grunde, weshalb es einen alten Hellenen abgestoßen haben

würde. Das, was hierin neu, modern im Gefühl ist, hat aber das Recht des Lebens. Die Fratze selbst ist hier künstlerisch vorbereitet.

Doch zeitweis ist von diesem Modernen allein die Fratze übrig geblieben. So in jenem berühmten Gedicht: „Mein Herz, mein Herz ist traurig." Es enthält die meisterhafte Schilderung einer weiten Landschaft, hoch oben von der alten Bastei aus gesehen. Wir erblicken den blauen Stadtgraben, mit einem Knaben in einem Kahn, und jenseits vom Graben kleine Lusthäuser, Gärten, Menschen und Ochsen, Wiesen und Wald, Mädchen, die Wäsche bleichen, ein Mühlrad, das Diamanten stäubt, und am alten grauen Turme ein Schilderhäuschen mit einem rotgeröckten Burschen, der auf und nieder geht und dessen Gewehr im Sonnenrot funkelt. — H. C. Andersen, der irgendwo dieses Gedicht besprochen hat, schreibt darüber: „Und der Dichter endet so ergreifend: Ich wollt, er schösse mich tot." — Ergreifend? Nein, überrumpelnd, denn nichts bereitet darauf vor. Der Ausbruch ist vielleicht nicht völlig unecht, aber so nervös, daß er im Grunde nichts bedeutet; er ist insofern unwahr, als das große Wort nur eine Stimmung, keinen tieferen Wunsch, geschweige einen Willen bedeutet.

Goethe hat nicht gerade die Sehnsucht nach dem Tode, sondern das Versöhntsein mit dem Todesgedanken in den berühmten, unsterblichen Zeilen ausgesprochen:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch,
Die Vögelein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Es ist überflüssig, auf den Kontrast zwischen den Dichterpersönlichkeiten aufmerksam zu machen, der sich offenbart, wenn diese Melodie in Worten mit jener Disharmonie bei Heine verglichen wird;

aber man gebe rein künstlerisch auf die mächtige Übereinstimmung zwischen allen Gliedern acht, welche hier stattfindet. Das Gedicht ist Ein Atemhauch vom ersten bis zum letzten Worte: Abendstimmung im Walde und in der Seele des Menschen, das Verstummen aller Wünsche, die Auflösung jeglichen Mißlautes, die Seele, welche groß und milde sich als Eins fühlt mit dem All der Natur.

Dieser Vollkommenheit gegenüber treten nur allzu schlagend die Mängel in Heines lyrischem Effektstil, wo derselbe bisweilen unkünstlerisch angewendet ist, hervor. Dieser Stil ist in seinen Schwächen mit dem allegorisierenden Märchenstil der deutschen Romantiker verwandt, von denen Heine als Dichter ausging. Und doch ist er so weit davon entfernt, ein reiner Romantiker zu sein, wie davon, das zu sein, wofür einige ihn gehalten haben: ein rein moderner Realist.

Er hat „Atta Troll“ das letzte freie Waldlied der Romantik genannt. Andere haben seine Poesie in feindlicher Absicht den Auflösungsprozeß der Romantik genannt. Er schrieb den Atta Troll, sagt er, in der launischen Traummanier, die in jener romantischen Schule herrschend war, in welcher er seine angenehmsten Jugendjahre verbracht und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe.

Und doch ist das Romantische hier nur das reiche, funkelnde Gewand, worin sich der moderne Geist hüllt und maskiert, um es zuletzt fallen zu lassen. Keines von den Elementen der Romantik fehlt: die Tiere reden, Bären tauschen ihre Gedanken aus; wir sind Zeugen der Herzensergüsse eines Mopses, und wir werden überhaupt in eine große von der Legende behandelte Szenerie, das Roncesvalles-Thal, hineingeführt. Nicht einmal die erzromantische blaue Blume fehlt:

> Ronceval, du edles Thal,
> Wenn ich deinen Namen höre,
> Bebt und duftet mir im Herzen
> Die verschollne blaue Blume.

Die Traumwelt erhebt sich, große Geisteraugen starren uns entgegen. Der Dichter geht in dem Pyrenäengebirge mit seinem

Führer auf die Jagd. Der Führer hat eine alte Mutter, und dem Gerüchte nach ist diese alte Frau eine Hexe. Wir betreten die Küche der Hexe mit den ausgestopften Vögeln, den gespenstischen Geiern, und nachts führen die Bären und Gespenster in der Hütte einen burlesken und unheimlichen Tanz auf.

Auch in diesem Gedichte ist der Geist bis zu einem gewissen Punkte romantisch, Polemik gegen die plumpe, doktrinäre Tendenzpoesie der damaligen Zeit, gegen die auf die Dichtkunst übertragene Nützlichkeitslehre, und überhaupt litterarische Satire (gegen Freiligrath, Karl Mayer, Gustav Pfizer), wie die Romantiker sie trieben.

Und doch findet sich hier eine sorgfältige Wirklichkeitstreue in der Wiedergabe von Örtlichkeiten und Verhältnissen. Das Gedicht enthält streng genommen nur die Erzählung, wie Heine mit einer jungen französischen Freundin auf dem Lande in Cauterets in den Pyrenäen wohnt und dort einen Bären auf dem Markte tanzen sieht. Der Bär entläuft seinem Treiber, flieht ins Gebirge, wird dort von dem Führer Laskaro erjagt, geschossen und abgezogen. Die Juliette des Dichters bekommt den Pelz, um ihn vor ihr Bett zu legen, und Heine belehrt uns zum Überfluß darüber, daß er später selbst oft nachts mit nackten Füßen auf diesem Bärenfell gestanden habe.

Die Fabel ist also realistisch genug. Ebenso sind die äußeren Einzelheiten der Reise mit Naturtreue dargestellt. Man hat den Eindruck, daß Heines Schilderung der kleinen Gebirgsstadt, zu der er hinaufkletterte und wo die Kinder im Kreise tanzten und dazu sangen, genau mit dem übereinstimmt, was er sah und hörte. Selbst der Refrain des Kinderliedes: „Girofflino, Girofflette!“ ist sicher der echte.

Trotzdem haben die tiefsten und schönsten Partieen dieses Gedichtes mit Realismus nichts zu thun. Es sind Gesichte. Und das vorzüglichste Gesicht ist das, wo Heine zur Nachtzeit durch die

Fenster der Hütte die ganze wilde Jagd drei Mal den Horizont umfahren sieht. Niemals ist er in der Figurenmalerei höher gestiegen, als wo wir die hellen Gestalten gegen das Dunkel des Nachthimmels beobachten: Diana, die Fee Abunde und jene schöne Herodias, die in ihrer Ausgelassenheit mit dem blutigen Haupte des Täufers Ball spielt.

Es läßt sich eine Parallele zwischen der Kunst Heines und der Kunst Rembrandts ziehen. Keiner von ihnen hat einen Tropfen akademischen Blutes; das geistige Gepräge beider ist entschieden modern. Wenn man indessen Heine einen großen realistischen Dichter nennt, so liegt darin nur dieselbe bedingte Wahrheit, wie wenn man Rembrandt als großen Koloristen bezeichnet. Rembrandt gehört insofern nicht zu den größten Realisten im Kolorit, als viele ihn in der Fähigkeit übertreffen, die Lokalfarbe und deren rechten Wert wiederzugeben, oder durch das Halbdunkel die ursprüngliche Form und Farbe der Gegenstände unzweifelhaft hervortreten zu lassen. Nicht die Farbe, sondern das Licht ist die Hauptsache für Rembrandt.[1] Ihm ist das Licht das Leben; des Lebens Kampf ist bei ihm der Kampf des Lichts, und die Tragödie des Lebens ist die Tragödie des kämpfenden, in Feuchtigkeit und Dunkel hinsterbenden Lichtes. Man müßte, um seine wahre Größe als Maler zu bezeichnen, ihn mit einem Ausdruck von Fromentin eher Luminist als Kolorist nennen, wenn man nämlich unter einem Luministen einen Mann versteht, der das Licht auf eine ganz eigene Art auffaßt. Er opfert bisweilen die Zeichnung, ja die malerische Ausführung, wo es ihm darauf ankommt, einen Lichtstrahl und eine Lichtwirkung zu erreichen. Man erinnere sich z. B. der schlecht gemalten Leiche auf seinem „Unterricht in der Anatomie“. Das aber, was die Ursache ist, daß er bei Aufgaben, welche Porträtähnlichkeit, das Talent Hände zu malen, oder genaue Wiedergabe der Stoffe er=

[1] Vgl. Fromentin, Les maîtres d’autrefois.

fordern, hinter den eigentlichen Realisten zurücksteht, das eben macht ihn so groß, wo er das Licht ausdrücken läßt, was es nur für ihn bedeutet, das innere Leben, die Welt des wachen Traumgesichts.

Auf ganz ähnliche Weise verhält es sich mit Heine.

Wie wenige wirkliche Gestalten hat dieser große Dichter hervorgebracht! Wie wenige sind nach seinem Tode übrig geblieben! Die, welche sein Verdienst auf diesem Punkt behaupten wollen, sind gezwungen gewesen, die grelle, grimassierende Skizze des alten jüdischen Dieners Hyazinth als die vorzüglichste Gestalt Heines zu bezeichnen.

Nein, soll Heine nach seinen Wirklichkeitsbildern beurteilt werden, da stehen viele weit weniger bedeutende Dichter hoch über ihm.

Aber man denke nur an die Visionen in seinen großen Gedichten und in seiner Prosa! In der Regel hält er sich zu Anfang näher an der Erde als andere Dichter, dann aber öffnet sich über diesem dunklen Irdischen ein leuchtendes Gesicht, das kommt und schwindet.

Es zeigt sich dies sogar in solchen kleinen Gedichten wie dem schon angeführten, das die Gespräche in der Fischerhütte über den Ganges und über Lappland enthält.

Man erinnere sich außerdem, auf welche Weise Heine die Gestalt Napoleons dem Leser vorführt. In seinen „Grenadieren" wird die Vorstellung von Napoleon als ein Gesicht hervorgerufen. Die Worte: „Da reitet mein Kaiser wohl über mein Grab," sind wie eine nächtliche Offenbarung vom Glanz der Schwerter beleuchtet. In der nicht weniger bewunderungswürdigen Schilderung in den „Reisebildern" wird das Gesicht als Kindheitserinnerung heraufbeschworen.

Oder man erinnere sich, wie Heine Jesu Gestalt hervorruft. Im Gedichte „Frieden" sieht er Christus als Friedensfürsten im weißen wallenden Gewande riesengroß über das Meer wandeln. In „Deutschland ein Wintermärchen" malt er den grauen Wintermorgen auf dem Paderborner Wege; und als dann die Nebel zerrinnen, erblickt er im Frührotschein am Rande des Weges

das Holzkruzifix mit dem Bilde des großen Schwärmers, der die Menschheit erlösen wollte und nun dort hängt „als warnendes Exempel“:

Sie haben Dir übel mitgespielt
Die Herren vom hohen Rate.

Die innige Wehmut, der bittere Humor, der sich in vertraulichen, herabsetzenden Wendungen äußert, vergrößert hier den Eindruck von dem menschlich Großen und grauenhaft Feierlichen, ungefähr wie dieser Eindruck bei Shakespeare verstärkt wird, wenn Hamlet, als er den Geist des Vaters unter der Erde hört, sein „Wohl gegraben, alter Maulwurf!“ ruft. Im Schimmer des Witzes zeigt sich hier vor dem Blick des Lesers das Bild Jesu, nicht als der Fürst des Friedens, sondern als der Leidenschaftliche, der die Geisel gegen die Tempelschänder schwang und Feuer auf die Erde warf.

„Das Wintermärchen“ ist als Ganzes ein bezeichnendes Beispiel von Heines künstlerischem Verfahren. Alle die siebenundzwanzig Abschnitte des großen Gedichtes sind völlig gleichartig gebaut. Es wird immer ganz an der Erde, alltäglich, materiell, mit Reiseerinnerungen, platten Wirklichkeitseindrücken begonnen; dann erhebt sich der Erzähler unerwartet in unmerkbaren Übergängen zu mächtiger Leidenschaft empor, zu hohem Pathos, wilder Verachtung, flammender Schwärmerei, niederreißender oder aufbauender Begeisterung, einer heiligen Wut, die wie Blitz auf Blitz wirkt, bis alles aufs neue zum Grau in Grau alltäglicher Begebenheiten und Situationen herabsinkt.

Heine kommt nach Köln, ißt Eierkuchen mit Schinken, trinkt Rheinwein dazu und treibt sich dann in den Straßen herum. Er gedenkt der Vorzeit der Stadt: hier trieb die Klerisei ihr Spiel, hier brannten auf den Scheiterhaufen ketzerische Bücher und Menschen, hier buhlten Dummheit und Bosheit wie Hunde auf freier Gasse. Dann erblickt der Dichter im Mondenschein den Dom, die

große „Geistesbastille“, die seinen Zorn erregt. Aber während er so dahinschlendert, sieht er hinter sich eine Gestalt, die ihm bekannt vorkommt. Und nun gleiten wir in eine ganz neue Welt, die Welt der Vision hinüber. Jene Gestalt geht, als wäre sie sein Schatten, sie steht still, wenn er stehen bleibt. Oft schon zuvor hat er sie in seiner Nähe gesehen, des Nachts an seinem Schreibtisch. Unter dem Mantel hält und hielt sie immer etwas verborgen, was seltsam blinkte und einem Beil, einem Richtbeil glich. Es ist der Liktor des Dichters, der ihm folgt, wie der Liktor in Rom seinem Herrn voranschritt.

In den folgenden Abschnitten offenbart sich sodann Barbarossa in demselben Stil als ein Traumgesicht, das sogar zweimal kommt und verschwindet.

Wenn also Heine in der Geschichte der deutschen Lyrik, ja in der Geschichte der Dichtkunst überhaupt, durch einen ganz neuen Stil: die Vereinigung von Schwärmerei und Witz innerhalb der Lyrik, und durch ein ganz neues Geistesgepräge: die Einführung der Prosa in die Poesie als Folie der Poesie oder Spott über sie, Epoche macht, so beruht dies auf seiner historischen Stellung, auf dem Übergang von romantischer Umgestaltung der Wirklichkeit zu pessimistischem Wirklichkeitssinn, der in jener Zeit sich vollzog und der die Verschmelzung der beiden Elemente erklärt, die sich in seiner Dichtung finden.

Das eigentümlichste Gebiet seiner künstlerischen Herrschaft ist indessen ein ähnliches Helldunkel, wie dasjenige Rembrandts.

Die entscheidenden Partieen aus dem Schatten und dem Halbdunkel, worin sie versunken sind, hervorsteigen, das Licht, das natürliche Licht, geistig, übernatürlich wirken zu lassen, indem es aus einem Meer von dunklen Schattenwellen hervorgezaubert wird, es flackernd oder grell wie eine strahlende Flamme aus dem Halblichte hervorbrechen zu lassen, das Dunkel durchschaubar, das Halbdunkel durchsichtig zu machen — das ist Rembrandts Kunst.

Die nah verwandte Kunst Heines ist die, eine rein moderne Welt der Einbildungskraft und des Traumes in unmerkbaren Übergängen aus dem Leben der Wirklichkeit hervortreten und in dieselbe wieder zurücktreten zu lassen, bald dergestalt, daß die Vision in voller Beleuchtung dasteht, während die Wirklichkeit sich im Zwielicht verliert, bald umgekehrt so, daß die Vision verschwindet und die Wirklichkeit nach und nach in heller Tagesbeleuchtung hervortritt.

XV

Wir haben gesehen, wie Heine als Student in Bonn von dem Begründer der romantischen Schule in hohem Grade hingerissen wurde. A. W. Schlegels Persönlichkeit fesselt ihn ebenso stark wie dessen Lehre. Er bewundert in ihm den Mann, der die deutsche Poesie von der Unnatur zur Wahrheit geführt hat. Hierzu kam, daß die elegante Haltung des vornehmen Lehrers, sein weltmännischer Ton, seine Bekanntschaft mit der guten Gesellschaft und den berühmten Persönlichkeiten des Zeitalters Heine blendeten.

Außerdem wurde er von der Güte gerührt, mit welcher Schlegel sich seiner und seiner ersten dichterischen Versuche annahm. Schlegel ist derjenige, dem Heine seine frühzeitige Einweihung in die Geheimnisse der metrischen Kunst und, was noch wertvoller ist, Vertrauen zu feinem Talent und seiner Zukunft verdankt.

Schon in dem erstem Prosaartikel über die Romantik von 1820 giebt Heine dieser Dankbarkeit mit demselben Atemzuge Ausdruck, mit welchem er sein romantisches Glaubensbekenntnis ablegt. Er protestiert hier gegen die Meinung, die Romantik sei „eine Mixtur von spanischer Emaille, von schottischen Nebeln und italienischem Klingklang". Nein, die Romantik sei ihrem Wesen nach weder unklar noch unbestimmt, ihre Bilder können mit ebenso plastischen Umrissen gezeichnet sein, wie diejenigen der klassischen Poesie. „Daher kommt es," schreibt er, „daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. Schlegel, gleichzeitig unsre größten Plastiker sind." Er nennt Goethes „Faust" und Schlegels „Rom"

im selben Atemzuge als Muster plastischer Konturen, und bricht schließlich empfindsam aus: „O möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gerne Schlegelianer nennen!“ Diejenigen, welche Heines Verhältnis zu Schlegel nur aus dem schmutzigen Überfall auf des letzteren Privatleben in der „romantischen Schule“ kennen, mögen an diese Stelle erinnert werden. A. W. Schlegel war es auch, an den Heine seine drei ersten Sonette richtete. In dem ältesten dankt er ihm für sein persönliches Wohlwollen und hebt hervor, was er ihm schuldet, in dem zweiten preist er ihn wegen seiner Verdienste um die deutsche Dichtkunst, als den Befreier von der Aftermuse im Reifrockputz mit Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen, in dem dritten verherrlicht er ihn wegen der Einführung englischer, spanischer, altdeutscher, italienischer und indischer Poesie in die moderne deutsche Litteratur. Der Ton ist begeistert:

> Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
> Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
> Das wollt mir fast des Lebens Mark zernagen,
> Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
>
> Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
> An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken,
> Und Dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
> Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen u. s. w.

Unter diesem ersten romantischen Einfluß schreibt Heine seine ältesten, rein romantischen Verse in archaistischem Stil, Verse wie die folgenden:

> Die Du bist so schön und rein,
> Wunnevolles Magedein.
> Deinem Dienste ganz allein
> Möcht ich wohl mein Leben weihn.
>
> Deine süßen Äugelein
> Glänzen mild wie Mondenschein,
> Helle Rosenlichter streun
> Deine roten Wängelein.

Dies erinnert lebhaft an die ältesten, in Tiecks Märchen eingelegten Verse. In dem Gedichte allein, dem diese Strophen entnommen sind, kommt Wunne, Magedein, Äugelein, Wängelein, Mündchen, weiland, ein ganzer Stab von Diminutiven und Archaismen vor.

Heines nächstes Vorbild als Dichter war ein liebenswürdiger und feiner deutscher Poet, der 1827, nur 31 Jahr alt, stirbt, Wilhelm Müller, Verfasser der besonders durch Schuberts Musik so bekannten „Müllerlieder" und der zu ihrer Zeit nicht weniger angesehenen „Griechenlieder". Er ist der Vater des berühmten deutsch-englischen Philologen Max Müller, dessen Novelle „Deutsche Liebe", die das zarte Liebesverhältnis eines deutschen Gelehrten zu einer kranken und bettlägerigen Prinzessin behandelt, angeblich auf Erlebnissen des Vaters beruht.

An Müller schreibt Heine in einem Brief vom 7. Juni 1826: „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines »Intermezzo«-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt ... ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft."

Erst von Müller hat Heine gelernt, wie man aus den Formen der alten Volkslieder neue bilden könne. Man braucht, um gleichsam mit den Augen Heines Stil geboren werden und sich formen zu sehen, nur gewisse Verse von Müller mit gewissen Versen von Heine zusammenzuhalten.

Bei Müller heißt es:

Wir saßen so traulich beisammen
Im kühlen Erlendach,
Wir schauten so traulich zusammen
Hinab in den rieselnden Bach.

Bei Heine:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See,
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh!

Und wie nahe steht nicht diese letzte Strophe wieder einer Strophe wie der folgenden bei Müller:

Die Abendnebel sinken
Hernieder kalt und schwer;
Und Todesengel schweben
In ihrem Dampf umher.[1]

Diese Zeilen leiten ein großes, schönes Gedicht ein, „Hirtenbiwak in der römischen Campagna", dessen wesentlicher Inhalt das Sehnsuchtslied des Hirten nach seinem Mädchen ist. Wieviel hat Heine nicht von einer solchen Strophe gelernt, wie der folgenden, worin das junge Mädchen geschildert wird:

Darunter sitzt ein Mädchen,
Die Spindel in der Hand,
Und sinnt und spinnt und schauet
Hinab ins eb'ne Land.

Zwar wird die Idylle bei Wilhelm Müller durch kein Umschlagen der Stimmung gestört; der Dichter hat nicht den Teufel im Leibe, und das Tempo des sanften Andante hält bis zum Schluß des Gedichtes vor. Aber doch liegt der Hauptunterschied zwischen diesem Stil und dem von Heine nicht hierin; auch Heine kann bisweilen eine sanftmütige Stimmung ein Gedicht hindurch bewahren. Das Entscheidende ist die ungeheure Verdichtung in

---

[1] Wilhelm Müller, Gedichte. Erster Band S. 26: „Thränenregen" und S. 194: „Dasselbe noch einmal."

Heines Stil, mit diesem verglichen. Er giebt in einer Strophe, höchstens in zweien, was hier in zehn vorgetragen ist.

Das Neue in seinem lyrischen Stil ist eine nie zuvor gesehene Gedrängtheit. Seine Gedichte sind wie lauter Resumés. Sie geben eine gewürzte, duftende Essenz von Leidenschaft, Lebenserfahrung, Bitterkeit, Witz, Spott, Stimmung und Phantasie; eine Essenz von Poesie und Prosa zugleich. Die Psychologen reden von einer Verdichtung der Gedanken:[1] Im Vergleich mit des Schülers Denkweise ist die des Meisters verdichtet. Eine steigende Verdichtung kann man in der Geschichte aller Technik verfolgen. Einstmals gab es nur Kirchenuhren; jetzt trägt man Uhren in der Tasche. Das heißt: Einst bedurfte die Mechanik den Kubikinhalt einer Kirchenuhr zu den Rädern und Federn, welche sich jetzt in einer Taschenuhr vorfinden. Gleicherweise giebt es in mancher alten Tragödie nicht mehr Gedanken und nicht mehr Gefühle, als in einem Gedichte Heines von einigen Strophen.

Vor der kurzen Strophe Wilhelm Müllers hat denn die seinige nicht nur den leidenschaftlicheren Inhalt, sondern den weit gedrängteren Stil voraus.

Wie Heine in seinem kurzen jambischen Lieblingsmetrum von Wilhelm Müller beeinflußt ist, so ist er es in seinen Trochäen von einem anderen romantischen und weit mehr romantischen Dichter, Clemens Brentano. Er scheint besonders Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“ studiert zu haben. Man verspürt den Einfluß dieser Poesieen auf ihn bis zu seinen allerspätesten Lebensjahren.

In der ersten Romanze vom Rosenkranz heißt es von dem Helden Cosme:

Aus dem Wasserspiegel mahnt
Ihn des Alters ernster Bote:
Du wirst bald die Schuld bezahlen,
Spricht des Hauptes Silberlocke.

---

[1] Lazarus, Das Leben der Seele. Zweite Auflage. Zweiter Band S. 229.

In Heines nachgelassenem Gedichte „Bimini“ beginnt ein Abschnitt:

> Einsam auf dem Strand von Cuba
> Vor dem stillen Wasserspiegel,
> Steht ein Mensch und er betrachtet
> In der Flut sein Konterfei.
>
> Eben nicht mit sonderlichem
> Wohlgefallen scheint der Greis
> In dem Wasser zu betrachten
> Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Das Versmaß, die Situation und der Gedanke sind in beiden Stellen gleichartig.

Ebenso ist auch ganz deutlich die Geschichte eines Mysterienbuches in der neunten Romanze vom Rosenkranz das Vorbild der Geschichte des schönen Schreins in Heines großem Gedichte über Jehuda ben Halevy.[1] Nur daß bei Brentano die Erzählung wie das Mysterienbuch durch die Zeiten von Hand zu Hand gehen und nun eine romantische Wunderwelt sich vor uns erschließt, während die Wanderung des Schreines bei Heine zu einem Scherz mit den Umwechslungen des Lebens wird: die Perlen gehören zuerst dem Smerdis, der sie an Atossa schenkt, dann dem großen Alexander, der sie an Thais giebt, später nacheinander Kleopatra, einem maurischen Sultan, dem Kronschatz Kastiliens und der Baronin Salomon Rothschild, und in ein Kompliment an diese Dame mündet ihr ganzer Lebenslauf aus.

Aber Heine verdankt Clemens Brentano auch den Gegenstand seines in Deutschland am meisten bekannten und gesungenen Gedichtes, des Liedes von der Loreley: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

Brentano veröffentlichte schon in seinem „Godwi“ vom Jahre 1802 eine Ballade mit dem Titel „Loreley“. Sie handelt nicht von einer Sirene, sondern von einem jungen Mädchen in Bacharach am Rhein, welches so bezaubernd war, daß sich alle Männer in sie

[1] Eduard Grisebach, Die deutsche Litteratur. S. 254 flg.

verliebten. Sie wird der Zauberei angeklagt. Aber der Bischof, der sie zum Scheiterhaufen verurteilen soll, entbrennt selbst in Liebe für sie, die sich den Tod wünscht, denn der einzige, welchen sie liebt, hat ihr den Rücken gewendet und ist fortgezogen; als der Bischof sie ins Kloster führen läßt, erklettert sie unterwegs einen Felsen, Lurlei (Ley bedeutet Schieferfels), und stürzt sich in verzweifelter Sehnsucht nach dem Geliebten hinab in den Rhein.

Im Jahre 1811 fühlte sich der Schriftsteller Nikolaus Vogt dadurch angeregt, eine sogenannte Rheinsage zu dichten, die er für alt ausgab. Die Loreley sollte auf dem Wege zum Kloster ihres auf dem Rhein dahinfahrenden Geliebten ansichtig geworden sein und sich aus Schmerz darüber, daß sie ihn nicht habe gewinnen können, in die Tiefe gestürzt haben. Drei ihrer Anbeter seien ihr darauf in den Tod gefolgt. Daher heiße ein Felsen dort in der Nähe der Dreiritterstein. Letzterer Zug war vielleicht durch den Schluß von Brentanos Gedicht veranlaßt:

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein.
Und immer hat's geklungen
Vom hohen Felsenstein:
    Lore Lay!
    Lore Lay!
    Lore Lay!
Als wären es unser Drei.

Von dieser solchergestalt willkürlich erfundenen Legende entnahm ein Graf Loeben 1821 den Stoff zu einem Gedichte „Loreley", worin das junge Mädchen nach ihrem freiwilligen Tode zu einem Meerweibe verwandelt wird, welches durch seinen Gesang die Vorübersegelnden hinab in die Tiefe lockt:[1]

Da, wo der Mondschein blitzet
Ums hohe Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

[1] A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. Zweite Auflage. Erster Band S. 696.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt Dir hold am Ohre,
Sie blickt Dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat Dir's angethan u. s. w.

Man nehme nun das weltberühmte Gedicht von Heine, das, zuerst ein Studentenlied, später ein Volkslied, durch die zärtliche Vereinigung der Melodie mit dem Text ergreifend und schmelzend wirkt. Die direkte Nachahmung ist unzweifelhaft. Der Gegenstand ist der gleiche, das Versmaß ist dasselbe, ja die Reime sind an einzelnen Stellen die gleichen: blitzet — sitzet; statt „an — gethan" steht da nur „Kahn — gethan". Aber doch welcher Unterschied! Die Stimmung ist hinzugekommen. Zuerst der persönliche Ausgangspunkt, die unerklärte Schwermut, unter deren Eindruck der Erzähler sich nicht von dem Gedanken an ein altes Märchen befreien kann, dann die augenblickliche Vision, das bestimmte, deutliche Bild von der Landschaft:

Die Luft ist kühl, und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Endlich ist das Element dämonischer Leidenschaft hinzugekommen, das die früheren Bearbeiter desselben Stoffes nicht hineinzulegen vermochten. Heine stellt hier eine elementar anziehende Macht dar, die mit der verwandt ist, welche Goethe in „Der Fischer" mit einfacheren Mitteln und mit tieferer Wirkung zum Ausdruck gebracht hat. Aber Goethe schildert in Übereinstimmung mit seinem

Wesen die stille lockende Umgarnung, Heine in Übereinstimmung mit dem seinen eine blitzartig ergreifende, unwiderstehliche Wut.

Vielleicht einen noch tieferen Einblick in Heines künstlerisches Werden und in die Weise, in welcher seine Phantasie mit einem Gegenstand arbeitet, gewinnt man, wenn man beobachtet, wie er einen in Prosa gegebenen Stoff benutzt.

Augenscheinlich in dem Werke „De l'amour" von Henri Beyle hat Heine die folgende, aus dem Arabischen übersetzte Anekdote gefunden. „Sahid ben Agba fragte eines Tages einen Araber: Von welchem Stamme bist Du? — Ich bin von jenem Stamm, antwortete der Araber, in welchem man stirbt, wenn man liebt. — Du bist also vom Stamme Asra? — Ja, beim Herrn des Kaabas! das bin ich. — Woher kommt es, daß Ihr so liebt? — Unsere Frauen sind schön und unsere Männer sind keusch!"

Ferner jene Anekdote: „Einer fragte eines Tages Arua den Hezam vom Stamme der Asra: Ist es wahr, daß von allen Menschen Ihr diejenigen seid, welche am zärtlichsten fühlen, wenn Ihr liebt? — Ja, das ist wahr, antwortete Arua, ich habe in meinem Stamm dreißig junge Männer gekannt, die der Tod dahingerafft hat, und die an keiner anderen Krankheit litten, als an Liebe."

Schließlich diese: „Ein Araber vom Stamme Beni Fazaret sagte eines Tages zu einem andern Araber vom Stamme Beni-Asra: Ihr denkt, daß vor Liebe zu sterben ein süßer und edler Tod ist. Aber das ist Schwäche und Dummheit. — Du würdest nicht so reden, antwortete der andere, hättest Du die großen, schwarzen Augen unserer verschleierten Frauen mit den langen Wimpern und das Glänzen ihrer Zähne zwischen ihren braunen Lippen, wenn sie lächeln, gesehen."

Hieraus entstand Heines berühmtes Lied „Der Asra": „Täglich ging die wunderschöne." Er malt zuerst die Örtlichkeit, den Garten mit dem Springbrunnen, wo die weißen Wasser plätschern, dann zeigt er uns den Sklaven, der sich täglich dort einfindet, wenn die Sultanstochter spazieren geht, und der täglich bleicher wird. Dann

erzählt er, wie die Fürstin eines Abends in den Sklaven dringt: Deinen Namen will ich wissen, Deine Herkunft, Deine Sippschaft ...

Und der Sklave sprach: ich heiße
Mahomed, ich bin aus Jemen
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.

Wie man sieht, hat Heine alle Erklärungen verschmäht. Man genießt die erstaunende Bündigkeit dieser monumentalen Worte, diese Gabe, die Repliken wie in Stein auszuhauen. Aber setzt man nun der Erzählung schärfer zu, was ist dann der geistige Inhalt? Nicht viel mehr als eine Zusammenstellung der lakonisch zusammengezwungenen Worte Liebe und Tod. Das ist dieselbe Kombination, die sich in allen Jugendgedichten Heines als Verbindung von Liebe und Qual, Liebe und Vergiftung, Liebe und Selbstmordsgedanken findet — die auch bei Musset stehende Zusammenkoppelung von l'amour und la mort.

Der Ausdruck ist hier, wie in der Regel bei Heine, epigrammatisch, daher nicht reich.

Wir haben nun genügendes Material vor Augen, um uns eine Vorstellung über die Ausformung des poetischen Stils bei Heine bilden zu können. Es ist daher interessant, denselben fertig und entwickelt zu studieren.

Wir können unseren Ausgangspunkt von dem zuletzt betrachteten Gedichte mit seiner epigrammatischen Pointe nehmen. Es ist für Heine bezeichnend, daß er hier so wenig wie anderswo sich in die innere Unendlichkeit des Gefühls vertit; fein der Regel schärft und spitzt er nur den Ausdruck für das Gefühlte zu. So verhält es sich sogar mit dem Liebesgefühl, das er doch am häufigsten behandelt hat. Sodann ist es charakteristisch, daß er mit seinem geringen Talent, sich zu verwandeln, immer nur der männlichen Liebe Ausdruck gegeben, niemals in seinen Gedichten einem Weibe eine gefühlvolle Äußerung in den Mund gelegt hat.

Nichts liegt Heines Begabung ferner, als ein Gedicht wie jenes berühmte von Goethe:

> Freudvoll und leidvoll,
> Gedankenvoll sein,
> Hangen und bangen
> In schwebender Pein,
> Himmelhoch jauchzend,
> Zum Tode betrübt u. s. w.

Denn dies ist die Charakteristik eines Frauenherzens, und dies das innere Leben der Liebe selbst, ihr Pulsieren, ihre Schwingungen zwischen Seligkeit und Qual. Bei Heine macht schon das Epigrammatische des Stils eine solche Entfaltung des Gefühlslebens unmöglich. Und er hat dieselbe Konzentration, wo eine Begebenheit erzählt wird. Es giebt keine ähnliche Gedrängtheit in der Dichtkunst: er wirkt durch Angeben und Andeuten in äußerster Knappheit. Ich führe als Beispiel die folgenden Strophen an:

> Es war ein alter König,
> Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau,
> Der arme alte König,
> Er nahm eine junge Frau.
>
> Es war ein schöner Page,
> Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn,
> Er trug die seid'ne Schleppe
> Der jungen Königin.

Man achte auf die vortreffliche Wirkung der Umstellung: „Blond war sein Haupt," es ist, als ob der Vers anfinge zu jubeln und zu tanzen. Dann folgt der Schluß:

> Kennst Du das alte Liedchen?
> Es klingt so süß, es klingt so trüb,
> Sie mußten beide sterben,
> Sie hatten sich viel zu lieb.

Dies ist bewunderungswürdig. Aber die Geschichte selbst erfährt man nicht, die ahnt man ungefähr wie die des Sklaven und der Tochter des Sultans. Wiederum sind hier die Liebe und der Tod zusammengekoppelt.

Das ist das etwas Leere an Heines Auffassung der Liebe, welches wieder hier hervortritt. Diese Liebe hat keinen wirklichen Inhalt, keine geistige Bedeutung. Oder richtiger gesagt: Heine hat erst auf dem Sterbebette eine Liebe geschildert, die innere Fülle hatte. Die Liebe im „Buch der Lieder“ ist ja meistens Verdruß über Kälte oder Entrüstung über Untreue, eine unfruchtbare Sache, die kein Mitgefühl erweckt. Die späteren Liebesgedichte sind häufig sensuell oder frivol, und je höher der Ausdruck gespannt wird, desto weniger wird man vom Wert des Gefühles ergriffen.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzuseh'n.
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

Es ist allzuviel Selbstbetrachtung und allzuviel Prahlerei in dieser jugendlichen Rodomontade. Ebenso auch, wenn es heißt:

Ich hab Dich geliebet und liebe Dich noch,
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Ist dies nun auch nur der künstlerischen Wirkung zulieb so gesagt, in einem guten, rein modernen Stil ist es doch geschrieben. Alles ist vor dem inneren Auge gemalt: Das Herz sinkt wie die Sonne in ein Meer. Aus den Ruinen der Welt schlägt die Flamme der Liebe empor. Und noch mächtiger, weit malerischer wird das Bild, wo der Name Agnes an die dunkle Himmelswölbung geschrieben wird. Woran es aber fehlt, das ist Inhalt des Gefühles. Man denke zum Vergleich nur an jene so tiefmenschlichen Zeilen von Goethe:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wo die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt —

oder an die folgenden, die den Eindruck vervollständigen:

> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden, irren Lauf,
> Und in Deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Hier ist ein Ausdruck für die gesundeste, vollste, gegenseitige Sympathie, für die Dankbarkeit der Liebe, für gegenseitiges Verstehen. Dafür gewinnt Heine erst den Ausdruck während der Schattenleidenschaft für das junge Weib, das der Engel an seinem Sterbebette war, la Mouche. Überhaupt aber ist das, was er behandelt, nie das, was in der Liebe Gesundheit, Beruhigung, Glück ist. Das ist seine Sache nicht. Das Gebiet, das er beherrscht, ist ein anderes.

Das leidenschaftliche Verlangen stellt er als moderner Poet mit einer correggioartigen Verschmelzung der Farben und Stimmungen besser dar, als Goethe mit seiner antiken Klarheit es that. Die Sehnsucht ist bei Goethe griechisch oder italienisch. Man denke z. B. an das Gedicht von der süßen Pomeranze:

> Ich trete zu dem Baume
> Und sage Pomeranze!
> Du reife Pomeranze!
> Du süße Pomeranze!
> Ich schüttle, fühl, ich schüttle,
> O fall in meinen Schoß!

Man vergleiche nur die mächtige Stimmungsfülle, die Glut, den Duft, die überströmende Naturpoesie, die ein solches Gedicht über die Sehnsucht enthält, wie Heines wundervolles: „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht.“

Höchst bezeichnend für die zwei Dichter ist es, daß, wo, wie eben angedeutet, die Liebessehnsucht in die Schilderung fremder Gegenden hinüber gleitet, Goethe mit Vorliebe Italien malt, Heine dagegen Hindustan. Ohne einen Superlativ und ohne ein Diminutiv, mit einer Macht wie ein Gott ruft Goethe in Mignons Sehn=

suchtslied das Bild der klassischen Erde hervor, wo die Zitronen blühen. Es liegt eine Macht darin, eine Wucht in jedem bezeichnenden Zug, die Heine nicht erreicht. Aber man vergleiche hiermit das lieblich Süße in Heines „Auf Flügeln des Gesanges“, die träumende, begehrende Sehnsucht, das Anmutige und Mystische in der Perspektive, die sich eröffnet:

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Das ist eine unsterbliche Strophe. Goethe ist, selbst wo er seiner Sehnsucht die Zügel schießen läßt, immer wie sein Goldschmied von Ephesus der große kluge Heide, der die Göttergestalten formt; in Heines visionärem Gehirn war jenes Körnchen göttlichen Wahnsinns, welches nötig war, damit der Kaufmannssohn von Düsseldorf die selbstaufgebenden Träumereien des alten Indiens verstehen und wiedergeben konnte.

Noch schärfer tritt Heines stilistische Eigentümlichkeit, gegen diejenige Goethes als Folie gehalten, hervor, wenn wir die Ausdrücke vergleichen für dasjenige, welches nicht eigentliche Begierde, sondern die reine Liebessehnsucht bei beiden ist.

Man erinnere sich z. B. der folgenden Zeilen bei Goethe, die Mignon in den Mund gelegt sind:

Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh ich ans Firmament nach jener Seite,
Ach, der mich liebt und kennt, ist in der Weite. —
Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.

Dies ist die volle Poesie des Meisters. Es ist viel Kunst auf die Wiedergabe der zehrenden Eintönigkeit der Sehnsucht verwendet: die sechsdoppelten Reime, der schmachtende Vers. Schließlich der derb realistische Ausdruck: Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide!

Aber man vergleiche damit den Ausdruck reiner Liebessehnsucht bei Heine, wo er sein Höchstes erreicht. Dann sieht man, was die plastische Phantasie und der vollständige Lakonismus in dem Stil, deren Entwickelungsgeschichte wir bei ihm nachgewiesen haben, für Zeit und Ewigkeit hervorbringen können.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Das ist kaum gereimt. Der einzige richtige Reim darin ist der kärgliche: Land und Wand. Es ist nichts weiter darin gesagt, als: die Fichte träumt im Schnee, die Palme trauert stumm in der Sonnenhitze.

Es ist nicht eben gesehen, es ist gedacht, oder erfunden, daher nicht zu malen — ich habe es auf einer Berliner Ausstellung als völlig lächerliches Doppeltgemälde dargestellt gesehen — aber durch das Bild bleibt es gleichwohl ein unvergleichliches, ein ewiges Gedicht. Und zwar, weil das Symbol so ungeheuer schlagend wirkt durch seine Einfachheit, durch die paar klaren sttimmungsreichen Umrisse, welche die Unmöglichkeit ausdrücken, trotz des innern Zusammengehörens die Trennung zu überwinden.

Und ist nun Goethes Stärke im Ausdruck der gesunden, verhältnismäßig einfachen und nicht gemischten Gefühle zu finden, so zeigt Heine eine Stärke im Ausdruck der gemischten Gefühle des modernen Menschen, des in dem modernen Gefühlsleben Angekränkelten, welches das Resultat schmerzlicher Erfahrungen ist. Niemals wäre Goethe dazu im stande gewesen, Zeilen wie die folgenden mit ihren schneidenden Kontrasten und ihrem rätselhaften Inhalt zu schreiben:

Wenn ich in Deine Augen seh,
So schwindet all mein Leid und Weh:
— — — — — — — — —
Doch wenn Du sprichst: ich liebe Dich.
So muß ich weinen bitterlich.

Warum muß er weinen? Ich habe die Frage naiv beantworten hören: weil sie lügt. Ach nein! so einfach ist die Sache nicht. Er hat diese Worte von anderen Lippen gehört, und die Liebesworte von diesen Lippen sind verstummt; er weiß, wie lange eine solche Leidenschaft in der Regel währt, und wird aus seinem Selbstvergessen durch den Klang ihrer Stimme herausgerissen; er zweifelt an der Dauer ihrer Gefühle oder an der Dauer seiner eigenen.

Höchst interessant ist es auch zu beobachten, welche Mühe Heine die Ausarbeitung dieser Worte bereitet hat. Zuerst lautete die letzte Strophe: „Dann wein ich still und bitterlich." Später wurde das Wort „bitterlich" im Gegensatz zu der ursprünglichen Anlage des Gedichts in „freudiglich" verändert, bis die Strophe schließlich die jetzige Gestalt erhielt.[1]

Heine war nicht glücklich und nicht groß genug, um bis zur Versöhnung mit der Existenz zu gelangen. Der lang Landflüchtige und lang tödlich Kranke konnte, selbst wenn von allem andern abgesehen wird, nicht auf das Erdenleben mit den Augen sehen, wie der von außen gesicherte, von vielen Seiten geehrte und in seinem Wesen gesunde Fürstenfreund in Weimar. Daher sind Empörungstendenzen, Bitterkeiten und Cynismen bei Goethe unendlich viel seltener, als bei Heine. Goethe legt sie in der Regel seinem Mephistopheles in den Mund, Heine, dem die dramatische Kraft fehlte, muß die Verantwortlichkeit für jeden Einfall tragen, weil er immer in eigenem Namen redet. Die schlimmsten Bitterkeiten nahm Goethe überdies nicht in seine Werke auf. Nur in den Paralipomena zum „Faust" findet sich z. B. diese Stelle:

---

[1] H. Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heines. S. 153.

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bep... gleich seine Grube.

Heine verweilt bei den Vorstellungen, welche Goethe nur hervorruft, um sie wieder zu entfernen. Auch Goethe kann blasphemisch sein. Er hat das oft angeführte, selten verstandene Gedicht geschrieben „Wer nie sein Brot mit Thränen aß.“ Es ist eine bittere, blutige Anklage gegen die Weltordnung. Aber sie wirkt in ihrer Bitterkeit wie ein ersticktes Schluchzen, nicht wild desperat wie Heines meisterliche „Fragen“ oder wie das Gedicht „Laß die heiligen Parabeln“, wo es heißt:

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Also fragen wir beständig
Bis man uns mit einem Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler,
Aber ist das eine Antwort?

Heines Ausdruck ist hier, wie in der Regel, niedriger, irdischer und derber, aber deshalb nicht des Gegenstandes unwürdig.

Ausbrüche von Lebensüberdruß und Blasiertheit sind bei ihm nicht selten. Man braucht nicht lange unter seinen Gedichten zu suchen, um Stimmungsausdrücke für das reine Aufgeben jeglichen Prinzipes, jeglichen Strebens zu finden. Bei Goethe kommt ähnliches nicht vor. Sein „Vanitas vanitatum“, das Lied: „Ich hab meine Sache auf nichts gestellt“ ist sehr bezeichnend ein Tisch- und Trinklied geworden. Es ist mit anderen Worten bei Goethe nicht bitterer Ernst mit dieser Verzweiflung, und sie schlägt daher in eine Empfindung der Ausgelassenheit um. Insofern Goethe nicht den überwältigenden Eindruck vom Lebensunglück hat wie Heine, ist er im Grunde unchristlicher als dieser.

So aufklärend es ist, den Ausdruck für das Selbstaufgeben in der Lyrik beider Dichter zu vergleichen, ebenso lehrreich ist es, die Ausdrücke bei ihnen für den Aufschwung, das Gefühl der Selbstermannung zusammenzustellen. Der Gesang „Feige Gedanken" aus „Claudine von Villa bella", ist in dieser Hinsicht für Goethe bezeichnend, ja fast ein Motto für seine ganze Lebensführung. Es läßt sich kaum ein kräftigerer Ausdruck für männliche Entschlossenheit denken, als er in den Zeilen „Allen Gewalten — zum Trutz sich erhalten" u. s. w. gegeben wird.

Man vergleiche Heines Gedicht „An die Jungen". Das ist ein Prachtgedicht, hinreißend schon durch seine stürmischen Rhythmen und die vierdoppelten malenden Reime. Die erste Strophe mit ihrer Anspielung auf die goldenen Äpfel, welche Hippomenes vor Atalanta hinwarf, ist schon allein ein ganzes Gedicht:

Laß Dich nicht kirren, laß Dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in Deinem Lauf.
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Vom Bilde des Helden, der sich auf der Rennbahn nicht zurückhalten läßt, gleitet die Vorstellung zur Alexandergestalt als Vorbild über. Es kommt nur auf Festigkeit und Kühnheit an.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt,
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen und werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Auf den Sieg folgt also das Knieen der Fürstinnen, dann süßes Verderben, blühender Untergang, berauschter Triumphtod — welche Sardanapalstimmung in diesem Tyrtäuslied an die Jugend, dieser Aufforderung zur unbeugsamen Ausdauer! Hier wird für den Ruhm

und für Frauen als Beute gekämpft, nicht für die Freiheit des eigenen Ichs, wie wenn es bei Goethe so einfach heißt:

> Nimmer sich beugen,
> Kräftig sich zeigen
> Rufet die Arme
> Der Götter herbei.

Das Gefühl ist bei Goethe reiner und voller, die Musik der Sprache einfacher, während die Melodie bei Heine eine gleichsam mehr verschwenderische Instrumentation hat. Aber bei Goethe ist nichts für das Auge, gar kein Bild. Es ist typisch, daß alles hier bei Goethe größer gefühlt ist, bei Heine aber moderner, mehr gemischt, wie auch der metrische Ausdruck sinnlich einschmeichelnder ist, von einer auf alle Einzelheiten aufmerksameren Kunst hervorgebracht.

Man nehme nun einen Gegenstand erzählender und zugleich malerischer Natur: Die heiligen drei Könige, wie man sich ihrer am Dreikönigsfeste erinnert. Das Thema ist breit, munter, im Volkston und echt naiv in Goethes „Epiphanias“ behandelt: „Die heilgen drei König mit ihrem Stern.“ Jeder der heiligen drei Könige, der weiße, der braune und der schwarze, charakterisieren sich hier, wie sie aussahen, wenn sie vermummt von Haus zu Haus auf dem Lande gingen, und das Gedicht schließt:

> Die heilgen drei König sind wohlgesinnt
> Sie suchen die Mutter und das Kind,
> Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
> Der Ochs und Esel liegen auf Streu.

Heine faßt die Legende nicht religiöser auf als Goethe, aber er legt sein Gesicht in ernstere Falten, drückt sich knapper aus, zeichnet schärfer, erreicht eine ganz andere Wirkung. Goethe setzt, durch heitere Kindlichkeit, breit ausgemalt, die Gemüter in Bewegung. Heine bohrt sich so in das Bewußtsein hinein, daß der Stachel seiner Rede in dem Sinn des Lesers sitzen bleibt. Er will zunächst eine Wirkung erreichen, wie die eines alten florentinischen Gemäldes.

Die heilgen drei König' aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die jungen und alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter,
Sie folgten einem goldnen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen,
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heilgen drei Könige sangen.

Es liegt eine gewisse Schalkhaftigkeit hierin. Welches Konzert! Aber auch welche Malerei! Die denkbar wenigsten Worte — nicht ein Zug, nicht ein Strich zuviel, und die sicherste, punktuellste Wirkung.

Denkt man nun zum Schluß an eine dieser abstrakten Gestalten, die in aller lyrischen Poesie vorkommen, an diese mehr oder weniger durchgeführten Personifikationen eines Begriffes, wie der Friede, das Glück, das Unglück, und vergleicht man auch auf diesem Felde Heine mit Goethe, so wird es sich hier wieder zeigen, daß Goethe den volleren Ton, Heine den sichereren Riß hat.

Goethe hat folgende Zeilen an den Frieden geschrieben:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest!
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Hier ist, wie man sieht, kein Bild, keine wirkliche Personifikation. Durch die sechs ersten Verse erhebt sich die Strophe bis zum Ausruf „süßer Friede!“, dessen Kommen man nicht ganz sicher sein kann.

Man vergleiche die folgenden zwei Personifizierungen vom Glück und Unglück bei Heine:

> Das Glück ist eine leichte Dirne
> Und weilt nicht gern am selben Ort,
> Sie streicht das Haar Dir von der Stirne
> Und küßt Dich rasch und flattert fort.
>
> Frau Unglück hat im Gegenteile
> Dich liebefest ans Herz gedrückt,
> Sie sagt, sie habe keine Eile,
> Setzt sich zu Dir ans Bett und strickt.

Mit so wenigen Zügen sind selten zwei Begriffe zu zwei lebenden Figuren verwandelt worden, und die moderne Mythenbildung hat kaum jemals höher hinaufgereicht als in diesen zwei letzten Zeilen, hinter denen eine so tiefe und schreckliche Erfahrung liegt.

Wir sahen Heine in der romantischen Schule emportauchen und von A. W. Schlegel, der ihm seinen sicheren Geschmack mitteilt, sein Handwerk erlernen. Er ist anfangs romantischen Spukgeschichten und romantischen Archaismen in der Lyrik ergeben. Was seine jambischen Versformen betrifft, beginnt er sodann Wilhelm Müller zu studieren und nachzuahmen; in seinen trochäischen Gedichten spürt man Clemens Brentanos Einfluß. Er formt schnell seinen eigenen Stil aus, der sich durch die höchste Verdichtung von Stimmungen, Gedanken und Bildern auszeichnet. Das Merkmal desselben ist stärkste Gedrängtheit. Heine macht alles gegenwärtig, lebendig, führt selbst in ruhige Stoffe eine nervöse, bisweilen dämonische Leidenschaftlichkeit ein, treibt nicht selten das Mimische bis zum Fratzenhaften, vertauscht nicht selten das Tageslicht mit der schneidenden Klarheit des elektrischen Lichtes, d. h. mit einer Unnatur, die sich jedoch in der Natur findet. Sein Hauptmittel ist poetische Bündigkeit.

Kraft der Zusammensetzung seines Naturells aus Witz und Phantasie ist er dazu geneigt durch Kontraste zu wirken, sucht das

Schneidende, das Ungleichartige und zeigt eine Vorliebe für die Wirkungen, welche entstehen, wo eine platte alltägliche Wirklichkeit in eine dichterische Vision hinübergleitet, oder wo die Vision verbleicht und verdunstet, um der wohlbekannten Wirklichkeit Platz zu machen.

Seine Schreibweise ist ganz modern: alles ist anschaulich, alles für das Auge. — Was heißt es, ein großer Schriftsteller sein? Was anders, als das Talent zu haben, Gesichte und Stimmungen hervorzurufen, Gesichte durch Stimmungen, oder Stimmungen durch Gesichte. Heine hat ganz besonders das letztere Talent entwickelt, versäumt daher niemals den sicheren Umriß und den malerischen Effekt.

Auf seiner Höhe kann er nicht mehr mit seinen Lehrern und Zeitgenossen verglichen werden. Um die Stärke und Geschmeidigkeit seines Stils zu prüfen, ist es notwendig, denselben an dem Stil des Größten der damaligen Zeit, an Goethes Stil zu messen. Wir sehen Heine bei diesem Vergleich häufig unterliegen, nicht allzuselten sich auf einem fast nebengeordneten Platz behaupten. Es ist Ehre genug für ihn, daß es möglich und einige Male notwendig ist, ihn mit Goethe zu vergleichen.

Ein Stil ist ein Ausdruck der Persönlichkeit, eine Waffe in dem litterarischen Kampf. Der Stil Goethes ist trotz all seiner Größe zu wenig zusammengesetzt, um das Moderne zu ergreifen. Aber Heines Stil, diese Waffe, die in seiner besten Zeit wie jene alten spanischen Klingen geschmiedet ist, die sich wie Weiden biegen ließen und doch nicht am Harnisch zersprangen, war vor allem geeignet, mit dem modernen Leben in seiner Härte und Häßlichkeit, seiner Anmut und Unruhe, seinem Reichtum an schneidenden Kontrasten anzubinden. Dieser Stil besaß auch in hohem Grade die Fähigkeit, auf die Nerven moderner Leser, mit ihrem stärkeren Hang zu gewürzten Speisen und erhitzenden Getränken als zu einfacher Kost und reinem Wein, anregend zu wirken.

XVI

Sicherlich hat im allgemeinen Urteil der Nachwelt Heine nichts mehr geschadet, als seine Geschwätzigkeit auf geschlechtlichem Gebiet. Einzelne Gruppen seiner Poesieen haben aus diesem Grunde sogar durchgehends einen üblen Leumund, so z. B. die Gedichte, welche die Sammlung „Verschiedene“ bilden; die meisten von ihnen sind übrigens ungerecht verurteilt worden, während andere freilich recht platt in ihrer Denkweise sind, wie auch ihr Inhalt nichts weniger als erhaben genannt werden kann. Goethe hatte in „Der Gott und die Bajadere“ ein Beispiel gegeben, daß sogar ein sehr kühn gewählter Stoff durch die Größe des Stils geadelt werden kann, und selbst wo er, wie in den venetianischen Epigrammen, Bajaderen behandelt, die durchaus nicht durch die Liebe geläutert werden, und wo er bei dem Verhältnis des Dichters zu ihnen verweilt, da wirkt schon das antike Versmaß entfernend, und es kommt kein anstößiges Wort vor; schließlich ertrinken diese ausgelassenen Epigramme in der Masse anderer Dichtungen; man fühlt auch beim Lesen derselben, daß Goethe der Mann ist, den die Allnatur erschuf, um durch ihn zu erfahren, wie sie ganz aussehe.

Bei Heine nimmt die Geschwätzigkeit über sein Verhältnis zum andern Geschlecht einen zu großen Platz ein und ist nicht immer geschmackvoll. Sie schafft ihm zehn Leser für jeden, den sie ihm nimmt, aber der eine, den sie entfremdet, war zuweilen mehr wert als die zehn, die sie verschaffte. Und doch ist diese Offenheit in gewisser Hinsicht zugleich seine Stärke. Sie hätte nicht so persönlich

zu sein gebraucht; aber sie ist notwendig für denjenigen, der mit der Halbkugel des Ernstes auch diejenige des Komischen umspannen will. Sie nähert Heine dem vorzüglichsten rein komischen Dichter aller Zeiten.

Am Schluß seines „Wintermärchens", unmittelbar nach jener ausgelassenen Stelle, wo er sich dadurch zu der Kunde von Deutschlands Zukunft riecht, daß er den Kopf in den Thronsessel Karls des Großen steckt, spricht er es in dreistem Selbstlob aus, daß die edelsten Grazien die Saiten seiner Leier gestimmt haben, und daß diese Leier dieselbe ist, die einstmals sein Vater, der selige Herr Aristophanes, der „Liebling der Kamönen", in Griechenland ertönen ließ. Er fügt hinzu, daß er in seinem letzten Kapitel versucht habe, „die Vögel", das beste der Dramen des Vaters, nachzuahmen.

Er hat also seine Ehre darein gesetzt, seine Kunst von dem größten komischen Dichter des alten Griechenlands abzuleiten.

Man stutzt im ersten Augenblick darüber. Denn während mehrere andere deutsche Poeten, wie Platen und Prutz, die Formen der aristophanischen Komödie nachgeahmt haben: die Trimeter, die Chöre und Parabasen, die ganze von der griechischen Komikerschule geschaffene, zugleich freie und feste Kunstform, hat Heine nicht einmal einen Versuch gemacht, sich diese Form der Dichtung, ebensowenig wie irgend eine andere, anzueignen. Es ist eigentümlich für ihn, daß, so hartnäckig strebend und unbedingt gewissenhaft er mit Rücksicht auf die schlagende Sicherheit des einzelnen, metrischen oder ungebundenen Ausdrucks war — ich habe nie eine an Verbesserungen so überreiche Handschrift wie die zu „Atta Troll" in der Königlichen Bibliothek zu Berlin gesehen — es ihm dennoch unmöglich war, sich den künstlerischen Zwang der großen Formen aufzuerlegen. Es stimmt damit überein, daß in seinen größeren Dichtungen der Plan ganz lose, jede einzelne Zeile aber wieder und wieder durchgearbeitet ist.

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß er niemals als Künstler sich eine Aufgabe gestellt und sie gelöst habe.

Ein einziges Mal hat er den Versuch gemacht, eine zusammen-

hängende größere Prosakomposition, einen Roman zu schreiben. Nur ein Bruchstück ist übrig geblieben, ob nun wirklich, wie behauptet worden, der größte Teil des Manuskriptes bei einer Feuersbrunst zu Grunde gegangen oder ob es nie vollendet worden ist, was ich für meinen Teil glaube. Aber selbst dieses Fragment „Der Rabbi von Bacharach" ist, genauer betrachtet, nur eine Umschreibung von Heines eigenen privaten Verhältnissen, welche hier in die ferne Vorzeit zurückverlegt werden.

Niemals hat er sich auch an eine streng zusammenhängende metrische Komposition gewagt. Seine beiden einzigen größeren Dichtungen: „Atta Troll" und das „Wintermärchen", sind freie, launige Phantasieen, Seifenblasen, die sich auf Gehirngespinsten wiegen; sie werden nur durch die Einheit des Tones und die Gleichartigkeit der inneren Bauart zusammengehalten.

Aristophanes zu bearbeiten oder zu übersetzen konnte Heine nicht einfallen. Er war anders geartet als Goethe, der trotz seines ungeheuren selbständigen Schaffens sich dazu herabließ, fremde Schriftsteller (wie Diderot, Benvenuto Cellini, Voltaire) zu übersetzen und zu bearbeiten. Als Goethe dem Aristophanes auf seinem Weg begegnet, wird er von ihm bezaubert, und er, nicht Heine, geht daran, „Die Vögel" auf deutschen Boden zu verpflanzen; aber — bezeichnend genug — er unterwirft das Schauspiel einer Verwandlung, wodurch die Satire aus einer politischen zu einer litterarischen wird. Die beiden politisch unzufriedenen Hauptpersonen sind bei Goethe zu litterarischen Abenteurern geworden; mit der Eule wollte er — wie durch einen Brief von Jacobi an Heinse bewiesen ist — Klopstock treffen, mit dem Papagei den jungen Cramer. In dem Epilog zu dieser Bearbeitung giebt Goethe Aristophanes die unsterbliche Bezeichnung des ungezogenen Lieblings der Grazien, die so gut auch auf Heine paßt.

Wäre Heine auch nicht allzuwenig arbeitsam gewesen, um jemals einen Dichter des Altertums zu studieren, zu übersetzen, zu bearbeiten

oder nachzuahmen, so hätte er doch nie, wie Goethe oder Platen, einfache Litteraturkomödieen aus den aristophanischen Komödieen machen können; gerade die große politische Satire zog ihn an.

Wahrscheinlich ist Heine der witzigste Mensch, der je gelebt hat, wenigstens der witzigste der modernen Zeit. Zwar steht Voltaire als eine Art Personifizierung des Witzes da, aber sein Witz ist verständig und trocken, nicht dichterisch, kein Phantasiewitz wie derjenige Heines.

Es war seiner Zeit unklug von Platen, daß er, stolz und steif wie er war, das Werk, worin er Heine verhöhnen wollte: „Der romantische Ödipus", in der äußeren Form und Manier der aristophanischen Komödie schrieb; denn er hatte nur die Feinheit der Verse und die Grobheit der Worte mit Aristophanes gemein. Heine hingegen besaß alle die aristophanischen Haupteigenschaften vereint: den Witz, die Wildheit, die Einbildungskraft, die schmelzende Lyrik und die Schamlosigkeit — alles in den Formen der Grazie. Ohne Grazie und Witz ist die Schamlosigkeit freilich eine niedere und abstoßende Eigenschaft; aber in dieser ihrer Vereinigung mit hoher Begabung ist sie ungewöhnlich. Der aristophanische Dichter darf und kann nicht den Stolz haben, der davor zurückschreckt, die Gemeinen zu ergötzen, diejenigen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihm im Kote begegnen. Er darf sich nicht davor scheuen, bis zu einem gewissen Punkte sich, d. h. sein moralisches Wesen, preiszugeben, um ein größeres dichterisches Feld dadurch zu gewinnen.

Es nützt nichts, daß ein Autor wie Platen, der vor allem den Eindruck eines edlen Dichters machen und Respekt durch seine Person einflößen will — es nützt nichts, daß er verkündet, er wolle „seine Gegner zermalmen mit wirklichem Witz". Man kann nicht zur selben Zeit als feiner Mann und als Aristophaniker auftreten. Man scheitert in dieser letzten Eigenschaft, wenn man höheren Preis auf die Achtung anderer, als auf den Triumph der Kunst setzt. Aber bei dem wirklichen Aristophaniker erhält die Poesie zum Ersatz einen Um-

fang, wie ihn niemals der feierliche Dichter (ein Schiller oder Victor Hugo) erreichen kann; sie spiegelt das Menschenleben ganz ab, von den höchsten bis zu den niedrigsten Funktionen.

So wenige formelle Berührungspunkte sich auch zwischen Heines lyrisch-satirischen Gedichten und den großen phantastischen Schauspielen des Aristophanes finden, so ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach seit den Tagen des griechischen Altertums kein mit dem aristophanischen verwandterer Witz erstanden, als der von Heinrich Heine.

Dieser Ausspruch beruht nicht auf Verkennung des unermeßlichen Unterschiedes zwischen dem Charakter ihres Lebenswerkes. Die aristophanische Komödie ist mit ihrer großartigen und festgezimmerten Kunstform ein Ausdruck der künstlerischen Bildung eines ganzen Volkes, aus religiösen Festen als ein Festmonument entstanden. Begründet und unterbaut von einer ganzen Reihe hervorragender Vorgänger, deren Stil gleichartig, deren Talent verwandt war und deren Erbe Aristophanes übernahm (ungefähr wie Shakespeare dasjenige seiner Vorgänger), ist die aristophanische Komödie als Form eine Kollektivarbeit in weit höherem Grade, als die Heinesche Strophe es ist. Selbst ganz abgesehen von Eupolis' und Kratinos' Beschuldigungen gegen Aristophanes wegen unerlaubter Aneignung ihrer Einfälle, können wir allein aus den „Rittern“ sehen, daß schon der Komiker Magnes Stücke mit Titeln, wie „die Vögel“, „die Wespen“, „die Frösche“ aufgeführt hat. Die als Reptile, Insekten, Vögel verkleideten Chöre waren also etwas, das Aristophanes nicht erfand, sondern übernahm. Nur weil wir nicht die Vorläufer des griechischen Dichters kennen, steht sein Lebenswerk uns jetzt als ein rein individuelles Erzeugnis vor Augen. Es bleibt der Typus einer großen phantastischen Komik, und fast alle moderne Komik und Phantastik erscheint verzagt und dünn im Vergleich mit dieser Kühnheit.

Die aristophanische Welt ist die verkehrte. Wenn in „Der

Frieden" Trygaios einen stinkenden Mistkäfer aufzäumt und auf diesem wie auf seinem Pegasus durch die Luft hinauf zu den Wohnungen der Götter steigt, oder wenn er später mittels eines klafterlangen Seils den Frieden heraufzieht aus dem tiefen Brunnen, in welchen der Krieg die Göttin gestürzt hat, so sind das Dinge, die vorgeführt werden, als wären sie gewohnte, bekannte Möglichkeiten; er läßt sie ohne irgend welche Erklärung vor unseren Augen so einfach vor sich gehen, daß wir gezwungen werden, daran zu glauben. — Wenn wir in „Die Vögel" zwei unreife Jungen als weise Männer auftreten sehen und verrückte Pläne, eine Stadt in den Wolken zu bauen, entwickeln hören, so klingt das vor unsern Ohren zuerst wahnsinnig genug, und wenn wir die Vögel sie mit Ehrfurcht empfangen sehen, so bekommen wir dadurch keine besseren Gedanken von ihrer Intelligenz, genießen im Gegenteil die Komik, daß die dummen Tiere ihr Heil von ihnen erwarten. Doch wenn wir schließlich hören, daß die Stadt wirklich gebaut und alles gelungen ist, und wir sehen, wie Erfolg und Glück das Unternehmen begleiten, so fühlen wir, daß die Welt, die wir hier beobachten, nicht diejenige ist, in der wir uns zum alltäglichen Gebrauch befinden, sondern eine, mit deren Gesetzen das übereinstimmt, was gegen die Gesetze in der unseren streitet.

Diese neue Welt ist also ganz phantastisch, insofern sie im Streit mit den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und der Natur steht. Das ist eine Welt, in welcher die Tollheit selbst triumphiert, und der Dichter thut, als ob das ganz in der Ordnung sei. Erst wenn der Zuschauer bedenkt, wo diese verkehrte Welt wohl liegen, wo es wohl derart zugehen könne, wo die politische Unverschämtheit in so großem Stil getrieben werde, und weit davon entfernt, Beschämung zu erleiden, Zutrauen gewinne und Lohn ernte — erst dann wird er zur Wirklichkeit zurückgeführt, indem er in dieser Welt seine eigene, seine Heimat Athen, wiedererkennt.

Von den aristophanischen Stücken, die wir besitzen, gehen „Die

Vögel", „Die Frösche", „Der Frieden" entweder gar nicht oder nicht ganz auf der Erde vor sich; es sind meteorische oder unterirdische Schauspiele. In diesen allein kommen Götter vor, freilich nur um durchgehechelt, lächerlich gemacht oder durchgeprügelt zu werden. Aber in der Welt der Wirklichkeit offenbaren sie sich nicht, denn nur in der phantastischen wird an sie geglaubt.

Nun, eine solche übernatürliche Welt wagt Heine als moderner Dichter gar nicht aufzustellen, obgleich er sie nicht entbehren kann. Daher sein immer wiederkehrender, immer erneuter Gebrauch und Mißbrauch des Traumes, wozu wir kaum bei irgend einem anderen modernen Dichter ein Seitenstück finden. Aber innerhalb des Rahmens des Traumes wagt er dann auch das Außerordentliche, das Aristophanische.

Wie schon berührt: er gleicht Aristophanes in der Tiefe seiner Schamlosigkeit und in dem hohen Flug seiner Lyrik.

Zwar kommen die Anspielungen auf die Beschwerlichkeiten der Verdauung und ähnliches etwas weniger häufig bei Heine als bei Aristophanes vor, der ja übrigens selbst, wie er erklärt, diese Art von Komik geringschätzte. Sie diente seiner eigenen Aussage nach nur dazu, die Lachlust des am wenigsten entwickelten Publikums hervorzurufen. Aber es wird bei Heine häufig, und bisweilen breit, über derartige Sachen gesprochen (am breitesten in der Polemik gegen Platen), und man schützt sich bei Heine fast ebenso oft gegen gewisse häßliche Insekten, wie bei Aristophanes.

Da Heine selbstverständlich nicht eine so freie Sprache in bezug auf das Geschlechtliche wie der alte Grieche führen kann, versagt er sich zum Ersatz dafür keinerlei Anspielung, die das ersetzen könne, was seinen Äußerungen an Geradheit fehlt. Ab und zu ist fast gar keine Umschreibung angewandt, und der sonst durch ein Lächeln oder eine Fratze angedeutete Cynismus wird aus voller Kehle in die Welt hinausgelacht, so am Schlusse des „Wintermärchens", in Gedichten wie „Der Ungläubige" und ähnlichen.

Und wiederum wie bei Aristophanes: Von jenem steten Verweilen bei alle Dem im Menschen, was daran erinnert, daß er in seinem ersten Keime sich zwischen einer Blase und einem Mastdarm entwickelt, erhebt Heine sich bis zur feinsten, zartesten Lyrik. Er, der so gut den materiellen Ursprung der Naturwesen kennt, leitet in einem seiner Gedichte alles vom Gesange der Nachtigall her:

Im Anfang war die Nachtigall
Und sang ihr Lied: Zuküht! Zuküht!

Das erinnert förmlich an die lieblichen Verse in „Die Vögel", in welchen es heißt:

Liebliche Du, Feine,
Liebste von allen mir,
Waldes Sängerin, Nachtigall,
Waldeinsame Gespielin!
Kamst Du, kamst Du, weilest Du u. s. w.

Bei Heine wie bei Aristophanes wird über die Götter losgezogen, gleichwohl ist natürlicherweise die Satire bei ihm vorsichtiger als bei dem alten Griechen; die moderne Welt verträgt auf diesem Gebiet nicht so derben Spaß wie die antike. Wenn selbst Dionysos, der Gott der Komödie, in „Die Frösche" sich großprahlend und feige erweist, eine Tracht Prügel nach der anderen bekommt und zuletzt seinen Priester, der unter den Zuschauern einen Ehrenplatz einnimmt, um Beistand in der Not anruft, so giebt es kein Seitenstück zu einer derartigen Gotteslästerung bei Heine, der unter der Zensur der Polizei und der modernen Gesellschaft schrieb. Und doch versagt er sich sehr wenig von dem leichten Scherz bis zum derben Spaß und den beißendsten Verspottungen. Bekannt ist aus den Reisebildern die Erklärung Hyacinths von dem Wert der verschiedenen Religionen. Er verwirft den Katholizismus, der mit seinem Glockengeläute, seinem Weihrauchduft und seiner „Melancholik" keine Religion für einen Hamburger sei; er prüft den Protestantismus dadurch, daß er in der Lotterie die Nummern der Psalmen

setzt, die er an der schwarzen Tafel in einer lutherischen Kirche sieht; und er fertigt das Judentum mit den bekannten Worten ab: „Es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück.“ — Lustig und übermütig ist das Gedicht „Disputation“, in welchem der Rabbi wie der Kapuziner, ein jeder für seine Dogmatik redet, ein jeder den Seligkeitszustand seiner Lehre, noch dazu in recht anstößigen Ausdrücken preist, bis die Königsbraut, die den Streit schlichten soll, sich dazu außer stande erklärt: das einzige, was sie gemerkt hat, ist, daß Kapuziner und Rabbiner alle beide stinken. — Fast dramatisch ist schließlich die Religionsverspottung an der Stelle in Heines Buch über Börne, wo er erzählt, wie er während seines Aufenthaltes auf Helgoland häufig von einem preußischen Justizrat in Erörterungen über die Dreieinigkeit hineingezogen werde, und dann ferner berichtet, wie, während sie oben disputieren, Stimmen durch den dünnen Bretterboden aus dem darunterliegenden Zimmer sich erheben, wo ein dort wohnender phlegmatischer Holländer der Wirtin gerade entwickelt, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch voneinander unterscheide; es sei im Grunde ein und dasselbe; mit den drei Namen bezeichne man nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

In bezug auf die irdischen Gewalthaber ist Heine gewiß nicht weniger dreist und nicht weniger phantastisch in seiner Komik als Aristophanes.

Aristophanes zeigte Mut in seinen Angriffen auf Kleon und Theramenes; halb zufällig nur hat er mitunter die gute Sache verteidigt, in der Regel vertrat er jedoch die schlechte; er machte sich zum Verfechter eines unhaltbaren Konservatismus und ungerechtfertigter Angriffe. Heine war seltener ungerecht und niemals konservativ, aber er erinnert doch an Aristophanes durch seinen aristokratischen Hang und durch die Form der Angriffe, z. B. durch amüsantes Benutzen von bekannten pathetischen Dichterstellen.

Man findet bei ihm eine ganze Reihe witziger Angriffe auf Friedrich Wilhelm IV., in seinem „Wintermärchen“, wo Hammonia

Heine vor dem „König im Thule“ warnt, wie im Gedichte „Der neue Alexander“. Ein ganzer Cyklus Gedichte richtet sich gegen König Ludwig I. von Bayern und dessen Wirksamkeit. König Ludwig, den Heine anfangs selbst gepriesen hatte, war als Mäcenas von einer großen Künstler- und Dichterschar jener Zeit umschmeichelt. In den „Lobgesängen“ auf ihn geiselt Heine alle seine Schwächen; er verspottet seine Schönheitsgalerie im Münchner Schlosse und seine schlechten Verse, sowie seinen Ärger darüber, daß mehrere von ihm beschützte berühmte Gelehrte und Künstler sich von München nach Berlin hatten ziehen lassen.

Über die Schönheitsgalerie heißt es:

Er liebt die Kunst, und die schönsten Fraun,
Die läßt er porträtieren,
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Die Auswanderung einiger berühmter Männer Münchens nach Berlin benutzt Heine, um seinem alten Prügelknaben Maßmann einen Seitenhieb zu versetzen:

Der Schelling und der Cornelius
Sie mögen von dannen wandern,
Dem einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann,

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert,
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert ...

Über König Ludwig als Dichter heißt es hier:

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht:
„Halt ein! ich werde sonst toll, o!“

Noch witziger ist die Parodie auf den Versbau König Ludwigs in der folgenden Inschrift, die über Atta Troll in der Regensburger „Walhalla" gesetzt wird:

Atta Troll, Tendenzbär, sittlich-
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist
Waldursprünglich Sansculotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zottgen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!

Die Härte der Verse und die gezwungenen Partizipialkonstruktionen erinnern in gleich hohem Grade an den Stil der Verse des Königs, wie sie jedem Fremden unter den Rottmannschen Fresken in den Arkaden zu München entgegentreten.

Diese Satire auf gekrönte Häupter ist nur persönlicher Art. Aber bei Heine wie bei Aristophanes breitet sich die Satire über alle politischen, sozialen und litterarischen Zustände aus; in solchen Fällen braucht Heine als künstlerisches Hilfsmittel den Traum. Der führt ihn in die Unterwelt hinab oder in jene phantastische Welt über die Wolken hinauf, in welcher der griechische Dichter zu Hause war, wie dies schon im „Wintermärchen" oben nachgewiesen ist. Man sehe hier, mit welcher Sorgfalt und mit welcher Meisterschaft Heine die phantastische Schilderung von Barbarossas unterirdischem Aufenthalt im Kyffhäuser vorbereitet hat. Zuerst die Einführung des Refrains eines alten Volksliedes: „Sonne, Du klagende Flamme!" und die Erzählung der alten Sage von der Sonne als Anklägerin des Mörders eines jungen Mädchens; demnächst die Schilderung der gutherzigen alten Amme, die jenes Lied sang und so viele schöne Geschichten erzählte, die von der Königstochter als Gänsemädchen und die von dem Kaiser im Berge, welche nun weitläufig berichtet wird — bis der Rahmen in Vergessenheit gerät,

und wir Barbarossa mit seinen in Eisen gekleideten Männern vor uns sehen, ihn hören, wie er sie zu ihren Pferden, zu den Waffen ruft, um die Schmach zu rächen, welche die Mörder über die goldlockige Germania gebracht haben. Aufs neue wird dann alles wieder zu der Stimmung des Ammenliedes und zu seinem jetzt mit Begeisterung und Jubel angestimmten Schlußreime zurückgeführt: „Sonne, Du klagende Flamme!“ Es ist aristophanischer Schwung in der poetischen Ausmalung des alten Arsenals, der leeren Rüstungen, der verblichenen Fahnen, der schlafenden Soldaten, und dann in dem Umschlag, in dem Appell an die erwachende Kraft und in dem inständigen Gebete, lieber das Mittelalter zurück zu bekommen, als das scheinheilige Preußen der damaligen Zeit mit seinem Gemisch von gotischem Wahn und moderner Lüge. In den beiden folgenden Abschnitten wird die Schilderung vom Innern des Berges fortgesetzt und werden im Traumzustande Zwiegespräche mit Barbarossa während des Schlafs in einem Reisewagen geführt.

Auf dieselbe Weise ist die preußenfeindliche Phantasie im Wirtshause zu Minden begründet. Heine will den preußischen Adler vergegenwärtigen, um ihn zu vernichten. Hätte Aristophanes einen ähnlichen Zwist mit einem Adler auszugleichen gehabt, so würde er ihn ohne weiteres uns vor Augen geführt haben. Heine geht auf seinem gewöhnlichen Umwege ans Werk. Bei ihm wird während des beginnenden Traumzustandes im Halbschlaf die rote Bettquaste über seinem Kopf zu einem Adler mit Federn und Krallen, der damit droht, ihm die Leber aus der Brust zu hacken, und gegen diesen singt er dann seinen Haß aus.

Nur in ganz einzelnen Stellen ist Heines dichterisches Verfahren kühner, ähnlicher demjenigen des großen Griechen. So z. B. in der prächtigen Rede an die Wölfe zur Nachtzeit im Teutoburger Walde. Der Reisende hört sie zur Mitternacht um den Wagen heulen, dessen eines Rad losgegangen ist. Er steigt aus und hält an die wilden Bestien eine Rede:

Mitwölfe, ich bin glücklich
Heut in Eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüter mir
Mit Liebe entgegen heulen.

Die Rede ist eine humoristische Nachahmung solcher, wie sie große Männer bei ähnlichen Gelegenheiten zu halten pflegen: Diese Stunde sei ewig unvergeßlich. Eine Lüge sei es, daß er zu den Hunden übergegangen; er habe niemals daran gedacht, Hofrat in der Lämmerherde zu werden. Den Schafspelz, den er sich dann und wann umgehängt, habe er nur dazu gebraucht um sich zu wärmen, er sei und bleibe Wolf und werde immer mit den Wölfen heulen.

Eine direkte Nachahmung der Hochzeit des Paisteteros mit Basileia in den „Vögeln" ist schließlich, wie Heine selbst ausgesprochen hat, die Szene zwischen dem Dichter und Hamburg als dem kräftigen Weibe mit der Mauerkrone. Sie ist äußerst mutwillig, knabenhaft ausgelassen und in ihrer Lüsternheit im Grunde anstößiger als ähnliche Stellen bei Aristophanes, der auf der Bühne sich selbst ja nur vorführt, wenn es gilt, sich als Dichter zu verteidigen. Heines Schamlosigkeit ist, wenn auch weniger weitgehend, doch mehr persönlich als die seine.

In „Atta Troll" liegt der Vergleich mit Aristophanes noch näher. Die Einbildungskraft bewegt sich hier freier, weil die Hauptperson kein Mensch, sondern ein Bär ist. Eine außerordentliche Phantasie ist an der Stelle entfaltet, wo der Bär nach seiner Flucht im Mondenschein vor seinen Jungen tanzt. Es liegt ein unvergleichlicher Humor in seiner Deklamation gegen die Menschenrechte und seinem Pochen auf die älteren Rechte der Bären, das an die schöne Parabase in den „Vögeln" erinnert, wo bewiesen wird, daß die Welt der Vögel die älteste ist: Alles entstamme dem Ur-Ei, alles entspringe der Liebe, und die Vögel seien eben Kinder der Liebe.

Überaus amüsant ist der Stolz des Bären auf die Tierwelt,

am amüsantesten jedoch deshalb, weil Heine ihn benutzt, um in die Äußerungen Atta Trolls übermütige Anzüglichkeiten hineinzuflechten gegen diejenigen, denen er zusetzen will, so z. B. gegen Freiligrath, dessen populäres aber thörichtes Gedicht „Löwenritt", wie das mißlungene „Der Mohrenkönig" seinen lustigsten Spott hervorgerufen hatten.

Giebt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen?
— — — — — — — —
Schreiben Esel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Komödie?
— — — — — — —
Singen nicht die Nachtigallen?
Ist der Freiligrath kein Dichter?
Wer besäng den Löwen besser
Als sein Landsmann, das Kamel?

Ein gutes Teil dessen, was der Bär sagt, klingt wie eine Satire auf dumme kommunistische Demokratie. Da ist das Geschwätz gegen das Eigentum: Die Bären werden ohne Taschen geboren, die Menschen füllen die ihren. Und da ist das Geschwätz über die Gleichheit:

Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

Im übrigen ist es aber eine unschuldige, harmlose Satire, die rein phantastisch mit Klerikalen wie mit Kommunisten, mit Misanthropen wie mit Revolutionären, mit Weltbürgern wie mit Nationalen Possen treibt — denn der Bär hat etwas von den Redensarten aller. Wie wunderbar ist nicht die Predigt Atta Trolls gegen den Atheismus, und die Entwicklung seines deistischen Systems, die so beginnt:

Hüte Dich vor Menschendenkart
Sie verdirbt Dir Leib und Seele;
Unter allen Menschen giebt es
Keinen ordentlichen Menschen.

Es liegt ein munterer Tiefsinn in dieser Ermahnungsrede gegen den Einfluß von Feuerbach und Bauer, und ein Witz, der so geistvoll ist, wie der Voltaires, aber reicher und wärmer, findet sich in der folgenden Schilderung des Schöpfergottes:

> Droben in dem Sternenzelte,
> Auf dem goldnen Herrscherstuhle
> Weltregierend, majestätisch,
> Sitzt ein kolossaler Eisbär u. s. w.

Welcher Humor in der Ausmalung der Bärenheiligen, die seinen Thron umtanzen!

Besitzt der Bär auch etwas von den Redensarten aller Parteien, so hat er doch am meisten von denjenigen der Urdeutschen. Über sie geht es besonders her. Die wohlgeleckten Bärenjungfrauen erinnern an deutsche Pastorentöchter; das jüngste Bärlein schlägt Purzelbäume wie Maßmann selbst und ist gleich ihm die Blüte autochthoner Bildung; es ist nie im stande gewesen, irgend eine andere Sprache als die Muttersprache zu erlernen, versteht weder Griechisch noch Lateinisch. So führt Heine auf wild phantastischen Umwegen den Leser immer wieder zur Wirklichkeit seines Vaterlandes zurück.

Aristophanisch ist auch in dieser Hinsicht die Stelle, wo es regnet und wo gerufen wird: Sechsunddreißig Könige für einen Schirm! und die Stelle, wo man wieder unter Dach gekommen ist und es heißt: Sechsunddreißig Könige für einen Schlafrock!

Durchaus aristophanisch ist schließlich die ausgemerzte Stelle, wo der Vogel Hut-Hut darüber berichtet, wie Salomo und Balkis nach ihrem Tode einander Rätsel zu raten aufgeben:

> Wer ist wohl der größte Lump
> Unter allen deutschen Lumpen,
> Die in allen sechsunddreißig
> Deutschen Bundesstaaten leben?

Balkis, an welche die Frage gerichtet wird, sendet Geheimboten durch alle deutschen Reiche und Länder, um die Frage zu erforschen,

aber so oft sie Salomo den Fund eines ganz ungewöhnlichen Lumpen verkündet, lautet die Antwort:

Kind! es giebt noch einen größern!

Und es wird als eine Besonderheit Deutschlands entwickelt, daß, so oft man glaube dort den größten Lumpen entdeckt zu haben, gleich ein noch größerer entstehe; kein Fortschritt sei so sicher wie derjenige des Lumpentums. Gestern noch erschien X. als der größte Lump; heute ist er nur noch ein Unterlümpchen im Vergleich mit N. N. Es ist ein Beweis dafür, wie reich Heine künstlerisch sich gewußt hat, daß er in der schließlichen Redaktion des Gedichtes dieses Mittel, seine Gegner, den einen nach dem andern auf die heiterste Weise zu treffen, verschmäht hat.

In der rein litterarischen Satire findet sich endlich eine nicht geringe Ähnlichkeit zwischen dem Verfahren von Heine und Aristophanes. Ein Beispiel ist die Satire über die schwäbische Dichterschule in „Atta Troll“: Die Katze in der Hütte der Hexe, die ein verwandelter Schwabendichter ist, wird wieder Mensch werden, sobald eine reine Jungfrau Gustav Pfizers Gedichte in der Sylvesternacht lesen könne ohne in Schlaf zu fallen. Ein anderes Beispiel ist die Satire ebendaselbst über die folgenden possierlichen Zeilen von Freiligraths „Mohrenfürst“ mit ihrem gesuchten ungereimten Vergleich:

Aus dem schimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.

Es ist ein Gedicht von einem Negerkönig, der gefangen und nach Europa gebracht wird, in einem Zirkus trommeln muß, dabei an seine ehemalige Größe denkt und das Trommelfell so kräftig schlägt, daß es rasselnd zerspringt. Daß der schwarze Mann in der Zeltöffnung dem Monde, der durch Wolken hindurchscheint, gleichen solle, ist unleugbar komisch.

Wie der Mond sich zwischen weißen Wolken zeigt, so hängt bei Heine die rote Zunge aus dem schwarzen Rachen des Bären heraus. Gegen den Schluß des Gedichtes trifft der Erzähler im Jardin des plantes einen Neger, der auf die Tiere aufpaßt; dieser offenbart sich ihm als der Freiligrathsche Negerkönig, welcher sich mit einer weißen Köchin aus dem Elsaß verheiratet hat, deren Füße ihn an die der Elefanten in seiner Heimat erinnern und deren Französisch seinen Ohren wie Negersprache klingt. Sie hat ihm so viel Gutes zu essen gegeben, daß er ein rundes Bäuchlein bekommen hat. Es schaut aus dem Hemde hervor wie ein schwarzer Mond, der aus den weißen Wolken tritt.

Nicht am wenigsten spürt man schließlich etwas Aristophanisches in der rücksichtslosen und brutalen Satire über Platen im letzten Teile der Reisebilder. Ja sogar gewisse lustige Kniffe in dem litterarischen Streit sind dem deutschen und dem griechischen Komiker gemein.

In den „Fröschen" paßt Äschylos während des Wettkampfes mit Euripides, den Aristophanes mit seinem Haß verfolgt, einen drolligen Refrain: „verdarb sein Lekythion" (d. h. seine Vershälfte oder seine Kruke) allem an, was Euripides von sich selbst citiert. In den „Reisebildern" rächt sich Heine an Platen dadurch, daß er Hyazinth abwechselnd die Worte „von vorn" und „von hinten" an die Verse Platens anhängen läßt, und unterwirft sie dadurch der boshaftesten Verdrehung.

Die aristophanische Komödie gleicht einem weiten Gewölbe mit Fresken in großem Stil bedeckt. Heines Komik ist im Vergleich damit das, was Fresken gegenüber sorgfältig ausgeführte Staffeleibilder sind. Es ist Licht und Platz in jenem griechischen Lustspiel, wie in Michel Angelos sixtinischer Kapelle: Alles ist hier wie in der Capella sistina groß, geräumig, gewaltig, von einem Geiste geschaffen, der durch den lyrischen Sturm seiner Gefühle, durch die Kühnheit seiner Verkürzungen und die Macht seiner Alle-

gorieen herkömmlichen Regeln trotzt. Nur daß die Welt Michel Angelos tragisch, wildfeierlich, während die Welt des Aristophanes dithyrambisch, eine Welt der Karikatur in dem Rahmen griechischer Lebensverhältnisse ist.

Mit Aristophanes verglichen ist Heine ein Privatmann, der für sich zu Hause lebt. Aristophanes bewegt sich in dem vollen Tageslicht des Theaters mit Tausenden von Zuhörern um sich herum; Heine teilt sich von seinem Zimmer aus dem Publikum mit. Aber die Gesichte, die sich nur auf der Netzhaut seines Auges malen, haben ein glühenderes, heftigeres Leben als diejenigen, welche Aristophanes auf einer Bühne verkörperte. Seine Bestrebungen hatten nicht das rein lokale Gepräge, wie jene des griechischen Dichters. Er wendet sich da, wo er am höchsten steigt, an Millionen in seinem Volk und außerhalb desselben, ja an die Elite aller derer, die lesen können. Seine Lyrik ist persönlicher, innerlicher und nervöser als die irgend eines Griechen, wie seine Satire allgemeinen Ideen gewidmet ist, die für Aristophanes nicht existierten. Er ist nicht weniger witzig als sein griechischer Vorgänger, und er hat immer für politische Entwicklung und persönliche Freiheit gekämpft, während der Gegner von Euripides und Sokrates am häufigsten für eine Vorzeit focht, die unwiderruflich vorbei war und zu der er selbst am allerwenigsten gehörte.

XVII

Heines Prosa steht nicht auf gleicher Höhe mit seinen Versen. In seinem berühmtesten Prosabuch „Reisebilder“ zeigt er sich als ein Schüler von Sterne, später, da er zu größerer Selbständigkeit gelangt, ist er zwar immer geistvoll und lebhaft, aber selten den Stoffen gewachsen, die er behandelt. Ob er für die Franzosen über deutsche Philosophie oder für die Deutschen über französische Malerkunst schreibt, er ist gleich dilettantisch. Er ist zwar immer als Journalist betrachtet ein ausgezeichneter Journalist, aber er ist zu groß, als daß diese Bezeichnung der Stärke seines Wesens entspräche.

Freilich haben die Pedanten unter seinen Gegnern ein unerlaubtes Wesen aus seiner sogenannten Oberflächlichkeit gemacht; er war kein rechter Arbeiter, aber er war keineswegs ohne Fleiß und hatte sich zahlreiche Kenntnisse gründlich angeeignet. Doch nur als Poet ist er groß; die meisten seiner Prosaschriften sind im Dienste des Tages verfaßt, und was seine Briefe betrifft, so hat man durch Herausgabe derselben sein Andenken nur geschädigt; denn sie zeigen ihn in der Regel von einer wenig vorteilhaften Seite. Man sieht ihn in diesen Briefen am häufigsten nur von seinen eigenen Interessen erfüllt, und Geldverlegenheit ist immer ein unerquicklicher Gegenstand, selbst wenn es sich um die Geldverlegenheit eines großen Talentes handelt.

Heine erreichte es bekanntlich nicht, ein ganzes Menschenleben durchzuleben. In seiner vollen geistigen Kraft wurde er von einer

schrecklichen Krankheit erfaßt. Er war immer zart und kränklich gewesen; in seiner Jugend wurde er von hartnäckigen Kopfschmerzen geplagt; er war zu einer solchen Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke gezwungen, daß er nach der scherzhaften Aussage seiner Freunde sich damit begnügte, an einer Flasche Rheinwein, die er in seiner Kammer verwahrte, zu riechen. Frühzeitig war sein Nervensystem erschüttert, sicherlich in weit geringerem Grade durch Ausschweifung, als meist geglaubt wird — denn er ist in hohem Grade fanfaron de vices und rühmt sich in seinen Schriften unaufhörlich seiner Laster — er wurde von jener Krankheit getroffen, die so häufig das Los derjenigen ist, deren Leben ein ununterbrochenes geistiges Schaffen war. Eine Rückenmarksaffektion mit Lähmung, zuerst der Augenlider, nach und nach fast des ganzen Körpers befiel ihn. Ungefähr acht Jahre lang lag er in Paris in seiner „Matratzengruft" ausgestreckt.

Sein Leben, das weder als ein großes noch als ein glückliches bezeichnet werden kann, zerfällt in zwei bestimmt begrenzte Hälften, den Aufenthalt in Deutschland bis zur Zeit der Julirevolution, und den Aufenthalt in Paris vom Jahre 1831 an bis zu seinem Tode im Jahre 1856. Es war ein Leben ohne Berechnung geführt, aber nicht ohne Instinkt dafür, wo die Entwicklungsmöglichkeiten für das Talent sich befanden. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Heine seine weltbürgerliche Höhe in der Litteratur erreicht oder auch nur so Hervorragendes als satirischer Dichter geleistet hätte, wäre er zeitlebens in seinem Vaterlande geblieben.

Seine Jugendjahre in Deutschland verfließen unter dem Druck der Reaktion, seine „Reisebilder" erlangen Popularität als Ausdruck der politischen Unzufriedenheit, aber bald giebt er in seinem stillen Sinn alles Politisieren als unmöglich auf. Dann verschafft die Julirevolution Luft, Heine bricht auf, läßt sich in Paris nieder, und wird gar bald durch das Verbot seiner Schriften seitens des deutschen Bundes hier dauernd gebunden. Das Ministerium Guizot giebt ihm heimlich das kleine Jahrgehalt, das ihn in den Stand setzt, ein ver-

hältnismäßig sorgloses Leben zu führen, und um dessentwillen er zum Gegenstande von Angriffen gemacht worden ist, die nicht ganz grundlos sind, ihm aber doch großes Unrecht gethan haben. Man darf nicht vergessen, daß Heine sich schlecht auf die Kunst, Geld zu verdienen, verstand; es würde ihm auch nur wenig genützt haben, wenn er sich besser darauf verstanden hätte. Er, an dessen Werken Millionen verdient worden sind, verkaufte das „Buch der Lieder" für alle Auflagen an Campe gegen Quittierung einer alten Schuld von 50 Louisdor; er war sein lebenlang gezwungen, an den ungern geleisteten Beistand des reichen Onkels zu appellieren. Wäre er und vor allem die kleine Pariser Grisette, mit der er sich verheiratete, etwas haushälterischer gewesen, so hätte er vielleicht die Regierungsunterstützung entbehren können. Nun hat dieselbe ihn zwar aller Wahrscheinlichkeit nach daran verhindert, dies und jenes über das französische Ministerium, was er sonst leicht geschrieben hätte, in deutsche Blätter zu bringen; aber anderes Unglück hat sie gewiß nicht angerichtet, und noch weniger hat sie ihn dazu bewogen, irgend etwas gegen seine Überzeugung zu schreiben.

Von Frankreich aus hat er als Schriftsteller den nie unterbrochenen oder nur geschwächten Kampf gegen die europäische Reaktion geführt. Man kann sagen, daß er in dieser Hinsicht Byrons großer Erbe ist. Wenige Jahre, nachdem das Schwert des Spottes, im Dienste der Freiheit geschwungen, aus der Hand des sterbenden Byron gefallen, wird es von Heine ergriffen, und ein ganzes Menschenalter hindurch mit gleicher Geschicktheit und Kraft gehandhabt. Aber in den letzten acht Jahren wird diese Waffe von einem tödlich Verwundeten geführt.

Niemals hatte er Verse geschrieben, die wahrer, echter, beißender und strahlender waren als die, welche er auf dem niedrigen breiten Bette in Paris dichtete, während er an sein Martyrium festgenagelt dalag. Und wohl niemals hat ein schaffender Geist größeren Mut, größere Ausdauer und Unanfechtbarkeit in übermenschlichen

Qualen gezeigt. Selten hat sich die Macht der Seele über den Körper so unzweifelhaft bewiesen. Stumm mit aufeinandergebissenen Zähnen unter Qualen wie die seinen zu leiden, wäre schon viel gewesen. Aber zu schaffen, zu spotten und sprudelnd launisch oder phantastisch zu scherzen, den Geist in anmutigen und tiefen Träumereien um den Erdball schweifen zu lassen, während man gelähmt und fast leblos auf dem Lager liegt, das ist groß.

Eingeschrumpft zum Skelett, die edlen Gesichtszüge abgemagert, lag er dort mit geschlossenen Augen und fast ganz gelähmten Händen. Die weißen, vollendet schönen Hände waren wie durchsichtig in ihrer Feinheit geworden. Wenn er sprach, glitt ab und an ein mephistophelisches Lächeln über seine leidende Christus-Physiognomie. Zuletzt war im Grunde nur noch die Stimme von dem Manne übrig wie von dem Tithon des Altertums — aber diese Stimme war überreich an Tönen, Einfällen und Scherzen.

Er fuhr fort geistig wirksam zu sein, es war, als drehten die Triebräder des Geistes sich unausgesetzt, selbst ohne Dampf; es war, als brenne die Lampe fortwährend selbst ohne Öl.

Es ist unwahr, daß er zu irgend einer Kirche zurückgekehrt war, aber an eine Religiosität, die gleichsam von neuem aus seiner Jugendzeit emportauchte, und an eine Art von Gottesglauben klammerte sich der Leidende jetzt an. Und sogar über diese Gläubigkeit erhob er sich bisweilen mit einem Lächeln. Ein solches Lächeln sind seine beruhigenden Worte an einen erregten Bekannten an dem letzten Tag seines Lebens: „Dieu me pardonnera, c'est son métier."

Ein rührendes Zeugnis seiner geistigen Kraft und seiner kindlichen Liebe ist es, daß er während des ganzen Verlaufs seiner Krankheit sorgsam darüber wachte, daß seine Leiden seiner alten Mutter in Hamburg verborgen blieben, er schrieb ihr bis zuletzt heitere, scherzende Briefe, und ließ aus den Exemplaren seiner Schriften, die er ihr sandte, die Stellen entfernen, welche sie auf die Spur bringen konnten. Einen ansprechenden Eindruck seines Seelen-

lebens giebt auch der folgende Zug: er, der von allen Männern und Poeten im Ausdruck der Liebe Ausgelassenste, verwandelt sich während seiner Krankheit zum Zärtlichsten und Geistigsten im Ausdruck dafür.

Bekanntlich wurde das letzte Jahr seines Lebens von der Ergebenheit und Bewunderung eines jungen schönen Mädchens versüßt. Es war die Frau, die, obgleich deutsch von Geburt, als Schriftstellerin unter dem Namen Camille Selden in der französischen Litteratur aufgetreten ist.[1]

Sie war damals ungefähr achtundzwanzig Jahre alt, blauäugig, mit hellbraunem Haar, und so anmutig, anziehend und fein, daß sie beim ersten Kommen Heines Herz gewann. Bald wurde sie ihm unentbehrlich; er litt, wenn nur ein paar Tage vergingen, ohne daß er sie sah, obgleich oft seine Schmerzen so heftig waren, daß er selbst diesen Besuch sich verbitten mußte. Erst in den aufbewahrten Briefen und Gedichten an sie findet man die tiefere erotische Innigkeit, die Fülle im Ausdruck für die Liebe, die man sonst in seinen Liebesliedern vermißt.

Er nennt sie seine Wahlverlobte, deren Wesen der Wille des Schicksals mit dem seinen gepaart habe. Vereint würden sie das Glück kennen gelernt haben, getrennt müssen sie zu Grunde gehen.

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! Du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl!

Lachend und weinend rast er über diesen gezwungenen Platonismus zwischen zwei Liebenden, denen jede Umarmung unmöglich ist:

[1] A. Meißner, Erinnerungen an Heinrich Heine; Camille Selden, Les derniers jours de Henri Heine. 1884.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe!
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Er vergeht in Ungeduld, wenn sie inzwischen ihn einmal auf ihren Besuch warten läßt:

Laß mich mit glüh'nden Zangen kneipen
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruten peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht! — —

bis beim Herannahen des Todes alles in dem großen mystischen Vermählungsgedichte zwischen ihm als Sterbenden und der Passionsblume an seinem Sarge versöhnt wird:

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt ich Dich erkennen,
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen.

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
Du siehst mich an, beseeligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Es sind Bilder und Gefühle von einer andern Welt, als der des Lebens, einer Welt, wie die des Blinden, wo es Küsse giebt, aber keine sichtbaren Lippen, und Thränen, die aus nicht gesehenen Augen fallen, und Duft von Blumen, deren Formen unberührt bleiben, und statt der Sonne des Tages ein verzaubertes geisterhaftes Mondlicht. Und so wenig wie es dort Körperliches giebt, so wenig findet sich Hörbares:

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Es war, sagt er, ein lautloses Zwiegespräch, das stattfand, und niemand darf fragen, was dort gesprochen wurde.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Hier erhebt sich Heines Lyrik zu der Höhe derjenigen von Shelley, das heißt zu der sublimsten in moderner Poesie. Hier ist sein Ton, wie derjenige Shelleys, der Geigenton eines Ariel, rein geistig, voll und zitternd, modern in seiner bezaubernden, halb kranken Weichheit.

XVIII

Börne und sehr viele nach ihm haben das Urteil über Heine gefällt, oder Heine durch das Urteil fällen wollen, daß es ihm mit gar nichts Ernst gewesen sei. Sieht man von dem Kleineren und Unwichtigen ab, so beruht Börnes Zorn im Grunde darauf, daß Heine, wie ihm schien, nicht Partei ergreifen wollte. Selbst war er, so gut wie man es in jener unparlamentarischen Zeit sein konnte, Parteimann in der Litteratur bis zum äußersten.

In unsern Tagen ist es ein allgemein angenommener und abgedroschener Satz, daß die Kunst Selbstzweck sei. Zu jener Zeit war man mit dem Gedanken vertraut, daß sie einem Lebenszweck dienen solle, und immer fühlt man in den deutschen Dichtwerken der damaligen Zeit, seien sie nun von größerem oder geringerem Wert, das heraus, was ihrem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt hat. Aber selbst so stark tendenziöse Poeten wie Heine waren den Gesinnungstüchtigen unter den Zeitgenossen (wie Börne) nicht tendenziös genug. Man gebrauchte gegen ihn den Ausdruck „zwar ein Talent, doch kein Charakter“, jene Worte, über die er sich im „Atta Troll“ so unbarmherzig lustig machte. Schon in der Vorrede zu diesem Gedicht scherzt er mit dem Trost, der für die Menge in der Lehre liege, daß die braven Leute zwar in der Regel schlechte Musikanten seien, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache und nicht die Musik.

Anderswo macht Heine geltend, daß es in der Regel ein Zeichen

von Beschränktheit sei, wenn man von der beschränkten Menge sogleich als Charakter gestempelt und ausdrücklich als solcher gefeiert wird; es beruhe immer darauf, daß eine beschränkte und oberflächliche Lebensanschauung, die sich immer gleich bleibt, am leichtesten von der Menge ergründet werde.

Daß Heine seiner ganzen Anlage zufolge kein Geist mit stoischer Festigkeit war, das ist einleuchtend. Aber sieht man von dem Umstande ab, ob er in gewissen gegebenen Fällen Charakter gezeigt hat oder nicht, so ist die Frage, auf ihr Prinzip zurückgeführt, im Grunde genommen die, ob der Dichter Partei ergreifen solle oder nicht.

Gerade zu der Zeit, da Heine in „Atta Troll" über diejenigen spottete, welche in ihrem Eifern für die Lebenszwecke Talent durch Charakter ersetzen zu können glaubten, wurde in der deutschen Poesie im Ernste über die Frage gestritten, ob der Dichter Partei ergreifen oder seinen Standpunkt über den Parteien nehmen solle. Im Herbst des Jahres 1841 entstand „Atta Troll", der so viel Possen mit Freiligraths Jugendgedichten treibt. Im November desselben Jahres schrieb Freiligrath, der sich bis dahin meistens durch morgenländische Gedichte in dem Stil Victor Hugos bekannt gemacht und kurz zuvor ein Jahresgehalt vom König von Preußen ausgesetzt erhalten hatte, in einem Gedichte „Aus Spanien" über den erschossenen Diego Leon die folgenden Zeilen von dem Dichter als solchem:

> Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
> Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:
> Der Dichter steht auf einer höhern Warte
> Als auf den Zinnen der Partei.

Hiergegen richtete Georg Herwegh im Gedichte „Die Partei (an Ferdinand Freiligrath)" eine Antwort, in welcher die schlagendste Strophe die folgende ist:

> Partei! Partei! wer sollte sie nicht nehmen,
> Die noch die Mutter aller Siege war!
> Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
> Ein Wort, das alles Herrliche gebar?

Nur offen wie ein Mann: Für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Als dann Herwegh wenige Jahre später in seinem Gedichte „Duett der Pensionierten“ Freiligrath wegen des ihm verliehenen Jahresgehaltes, der „Invalidenpension“, verhöhnte, gab der Angegriffene bekanntlich dem Könige von Preußen die Pension zurück, ging zur politischen Dichtung über und entwickelte sich so schnell zum Radikalen und Revolutionär, daß er bei dem Ausbruch im Jahre 1848 als der hervorragendste Revolutionsdichter des deutschen Volkes dastand.

Freiligrath gab also Herwegh Recht. Doch dies beweist noch nicht, daß er es hatte.

Die Frage, ob und inwiefern es Pflicht des Dichters sei, Partei zu nehmen, ist sehr kompliziert. Zuerst wegen des Vieldeutigen im Worte Partei. Heine und Börne, Freiligrath und Herwegh haben zu verschiedenen Zeiten das Wort in verschiedenem Sinne gebraucht.

Durch das Schwören auf ein eingeschränktes politisches Parteiprogramm, eine soziale oder religiöse Theorie, kann der Dichter, sogar wenn er ein etwas beschränkter Geist ist, nur verlieren. Wie wäre es möglich, daß seine Ideale mit den Zielen der Partei in deren beschränkter Bestimmtheit genau zusammenfallen sollten! Thomas Moore war Whigdichter, Walter Scott Torydichter, weil keiner von ihnen ein großer Geist genannt werden kann, so große Talente sie auch waren. Byron ging mehr in die Tiefe als die beiden und als beide politische Parteien — indessen fühlt jedermann instinktiv das Ungereimte darin, wenn man sagt, Byron habe als Dichter nicht politisch und religiös Partei ergriffen. Er hat es in noch höherem Grade als Schiller gethan, der ebensowenig in politischer Hinsicht zu einer Partei gerechnet werden konnte, übrigens

schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es zu seiner Zeit in Deutschland noch nicht Parteien gab.

Es giebt Zweige der schönen Litteratur, die entschieden nichts mit Parteinehmen zu thun haben. Derjenige, der Liebesgedichte schreibt, steht als solcher außerhalb der politischen und religiösen Parteien, wenn schon vielleicht nicht ganz außerhalb der künstlerischen; denn sobald von einer Richtung in der Kunst die Rede ist, begegnen wir wieder der Partei. Aber sobald der Schriftsteller an einen Stoff rührt, der nach Idee, nach Grundauffassung und Gedanken riecht, so wird er gezwungen, Partei zwischen den möglichen Lebensanschauungen zu ergreifen.

Will man indessen, wie Freiligrath, nur dem Dichter das Recht sichern, Napoleon zu bewundern und trotzdem über den Mord Enghiens Entrüstung zu fühlen, dann hat dies eigentlich nichts mit der Frage der Parteinahme zu thun, denn das heißt nur, daß der Dichter nicht darauf verzichtet hat, die Vergangenheit mit Billigkeit zu beurteilen und Tugenden wie Laster bei seinen Helden zu sehen. Die Frage nach der Partei im bestimmteren Sinne ist nicht eine Frage nach der Beurteilung der Vergangenheit, sondern eine Frage nach der Gestaltung der Zukunft, und man kann nicht zugleich zwei Wege einschlagen.

Das Wort Partei bietet außerdem noch folgende Schwierigkeit dar: Partei heißt Teil, zunächst ein Teil der vaterländischen Bevölkerung; aber der Dichter soll seinem Vaterlande und seinem Volke, keinem Teile desselben angehören. So aufgefaßt ist also die Partei der engere, das Vaterland der weitere, allgemeinere Begriff, und wenn man unter Partei z. B. eine faktische politische Partei versteht, die mehr oder weniger unvollkommen ihrem Namen und ihrem Programme entspricht, dann ist dieses richtig, dann steht selbstverständlich das Vaterland über den Parteien.

Wenn man indessen das Wort Partei in dem Sinne auffaßt, in welchem von Schiller und Byron ausgesprochen werden kann,

daß sie Partei genommen haben, so ist die Partei eine weitere und größere Idee als das Vaterland. Denn das Vaterland repräsentiert ein bestimmt abgegrenztes Stück Erde, bestimmte, endliche Interessen, eine bestimmt begrenzte Geschichte, aber Partei in diesem Sinne bezeichnet ein System von Ideen, die ihrem Wesen nach an keinen Ort gebunden sind, Weltgedanken, die großen allgemeinen Interessen der Menschheit. Und repräsentiert die Partei, die ergriffen wird, auch nur die Grundauffassung, die ein bestimmtes Zeitalter von dem Menschlichen gehegt hat, so ist das Jahrhundert doch ein anderes und größeres Vaterland als das Vaterland, und der Dichter erzeigt seinem Volk dadurch einen Dienst, daß er den Horizont desselben über dessen Grenzen hinaus erweitert.

Börne und Heine waren meiner Ansicht nach beide in hohem Grade Parteimänner, aber nichtsdestoweniger beide in sehr hohem Grade Patrioten; so wenig schadete ihr Parteistandpunkt der Vaterlandsliebe.

Börne galt zwar in der offiziellen Presse der damaligen Zeit nicht nur für einen verrückten Radikalen, sondern auch für einen Verhöhner des Vaterlandes. Er hatte ja die gefährliche Gewohnheit, jedem seiner Gedanken durch die Art und Weise des Ausdrucks ein so starkes Relief zu geben, daß der Gedanke dadurch Anstoß erregte, verletzte und zur Handlung reizte. Es erweckte einen Schrei der Entrüstung, als er geschrieben hatte, daß jedes Volk ein Recht darauf habe, seinen König abzusetzen, sobald ihm die Nase desselben nicht mehr gefalle. Ganze Bände voll Schimpfworte wurden gegen ihn geschleudert wegen seiner Äußerungen über die „Bedientennatur“ der Deutschen. Er war so weit gegangen, sie „ein Volk von Bedienten“ zu nennen.

Er schreibt selbst darüber: „Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern geraten, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? ... Wenn ich sagte: Meine Herren, Sie müssen

das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten Sie mir vielleicht.' Was würde mir das aber nützen? Sie würden erwidern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht bloß für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: Laßt mich in das Gefängnis zurückführen. Stände ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, würde ich mich wie folgt verteidigen: Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodil. (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodil! Zur Ordnung.) Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil. — (Zur Ordnung.) Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Verteidigung. Meine Herren. Der Deutsche ist ein Krokodil — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden. Ich meine gewiß nicht, der Deutsche sei ein grausames Tier und weine heuchlerische Krokodilthränen. Der Deutsche ist zahm, gutmütig, und weint so aufrichtige Thränen als ein Kind, wenn es die Rute bekommt. Wenn ich das deutsche Volk ein Krokodil genannt, so geschah es bloß wegen seiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodils gleicht. Sie hat dicke harte Schuppen und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges, fließt hinunter. Denken Sie sich, meine Herren, Sie wollten ein solches Krokodil tierisch magnetisieren, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen; und um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein Inneres hineinschaue, seine Krankheit erkenne und die dienlichen Heilmittel errate. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter gewärmter Hand auf dem Panzer des Krokodils herumstreicheln? Nein, Sie wären zu vernünftig dazu; Sie würden auf dem Krokodil mit Füßen herumtreten, Sie würden Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von dieser großen angewendeten Kraft neunundneunzig Hundertteile ganz verloren gingen, und daß der Hundertteil, der übrig bliebe, gerade die

sanfte und bescheidene Wirkung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem tierischen Magnetisieren beabsichtigen. So habe ich es auch gemacht." (Brief aus Paris vom 14. Dezember 1831.)

Man sieht, wie die starken Worte über deutsche Unterthänigkeit und Schlaffheit bei Börne nur der negative Ausdruck der Vaterlandsliebe sind. Der Patriotismns äußert sich bei ihm in der Regel nur in indirekter Form, aber er bricht sich bei ihm den Weg durch den wehmütigen Spott, wie er bei anderen in einem begeisternden Aufruf sich Luft schafft.

Was Heine anbetrifft, so hatte zwar Börne gegen ihn Recht, insofern als das geschmeidige Temperament des Poeten ihm den eintönigen Kampf für eine politische Überzeugung beschwerlich machte, und Recht insofern, als Heine unter der Unklarheit litt, die wir an ihm nachgewiesen haben, sich zugleich als volkstümlicher Revolutionär und als enthusiastischer Aristokrat zu fühlen. Aber wenn Heine es unterließ, sich einer vorhandenen politischen oder religiösen Partei anzuschließen, so war das doch vorwiegend ein Zeugnis für die Feinheit seiner geistigen Entwickelung. Sein Scherzen in „Atta Troll" mit der predigenden Klerisei der Opposition ist reizend und völlig berechtigt. Es beweist nur, daß er den Dogmatismus in allen Formen desselben verabscheute.

Deshalb hat Börne Unrecht in der Annahme, daß Heine seine Partei in dem großen umfassenden Sinne des Wortes, den Schatz von Ideen, für welchen er gestritten, jemals verleugnet habe. Das that er nicht einmal, als er auf seinem achtjährigen Siechenlager mit Mühe seine armen gelähmten Augenlider öffnete, um Gott in dem Himmel zu suchen, dessen Leere er selbst mit Wehmut und Trotz geschildert hatte.

Heine war kaum weniger Patriot als Börne. Jeder Kenner seiner Schriften erinnert sich gewiß der schönen Stelle am Schluß der „Reisebilder", wo er die Chronik Kaiser Maximilians erzählt, der in Tyrol gefangen saß, von seinen Rittern und Höflingen

vergessen, als sich plötzlich die Kerkerthüre öffnete und ein verhüllter Mann hereintrat, in welchem der Kaiser seinen treuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren, erkannte.

Ich finde es nicht nur geistreich, sondern wahr, wenn Heine sagt: „O deutsches Vaterland, teures deutsches Volk! Ich bin Dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil ist, und der Dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in Deinen Kerker zur Zeit der Not. Hier unter dem Mantel bringe ich Dir Dein starkes Szepter und die schöne Krone — erkennst Du mich nicht, mein Kaiser? ... Wenn Du auch in Fesseln danieder liegst, so siegt doch am Ende Dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenrot."

Will man sich nicht an Einzelheiten, an rings zerstreute tolle Ausfälle und übermütige Wendungen hängen, so wird man sehen, daß das Gefühl, welches sich hier einen klassischen Ausdruck gegeben hat, in Heine mächtig ist. Weder sein Parteistandpunkt noch die damit verbundene Bewunderung vor der Fremde haben eine aufrichtige und tiefgehende Vaterlandsliebe ausgeschlossen, welche Entbehrungen über Entbehrungen für ihn während des Exils erschuf. Nur besaß er nicht die Art von Patriotismus, welche er irgendwo dem Durchschnittsdeutschen zuschreibt, diejenige, die darin besteht, daß das Herz einschrumpft, sich wie Leder in der Kälte zusammenzieht, sondern die, welche das Herz erwärmt und so erweitert, daß es durch die Liebe zum Vaterlande das ganze Reich der Zivilisation umfaßt.[1] Er konnte ja überhaupt nicht anders, als Deutschland lieben! Er hat es so gesagt, wie es ein jeder über sein Land sagen muß: „Das ist es, Deutschland, das sind wir selber." Sein ganzes Wesen war ja durch seine Geburt und Entwickelung in Deutschland bestimmt.

[1] Heines Werke. Sechster Band S. 57; vergl. vierzehnter Band S. 45 und dreizehnter Band S. 16.

Und als er die letzte Hälfte seines Lebens in freiwillig unfreiwilliger Landflüchtigkeit verbringen mußte, insofern heimatlos, als seine Schriften in den deutschen Bundesstaaten verboten waren, wurde die deutsche Sprache ihm das wahre, höhere, eigentliche Vaterland. Das deutsche Wort hat er selbst das heiligste Gut, den unüberwindlichen Freiheitswecker genannt, und selbst als ein neues Vaterland für den bezeichnet, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigert haben.

XIX

Die Kenner von Heines Schriften und Briefen werden die innige Freundschaft und Waffenbrüderschaft bemerkt haben, die ihn in seiner Jugend mit Karl Immermann verband. Er hatte Immermann angeboten, einige Epigramme in seine „Reisebilder" einzufügen, und wirklich brachte das Werk zwischen den Abschnitten Norderney und dem Buch „Le Grand" einen halben Bogen Xenien von Immermann, die verschiedene litterarische Personen und Zustände damaliger Zeit verspotteten, unter anderem auch den in morgenländischen Formen dichtenden Poeten einen Hieb versetzten. Platen fühlte sich davon getroffen und dies rief seine dramatische Satire „Der romantische Ödipus", wie diese wieder die Antwort Heines hervor.

Es war ein sonderbarer Zufall, daß Platen in seiner Ungeschicktheit mit einem Schlage die beiden Männer zu Romantikern stempelte, die, jeder für sich das Ihre, und zwar mehr als Platen selbst, dazu beigetragen haben, einen neuen Geist und eine neue Kunst aus der romantischen Hülle sich entwickeln zu lassen, indem jeder von ihnen auf seine Weise Grundleger der modernen Dichtung wurde.

Karl Immermann (geb. 1796) war drei bis vier Jahre älter als Heine, Sohn eines strengen, regelrechten Beamten in Magdeburg, selbst eine fest und zuverlässig entwickelte Persönlichkeit, zeitig vom altpreußischen Geist, von dem sich in Heine keine Spur fand, geprägt. Sie waren Gegensätze auf fast allen Gebieten.

Immermann nahm als Freiwilliger an der Schlacht bei Waterloo teil, zog mit dem Heere in Paris ein, wurde als Offizier verabschiedet und nahm darauf das unterbrochene Studium der Jurisprudenz in Halle wieder auf, wo er sich durch sein strenges Rechtsgefühl mit der mächtigen Studentenverbindung Teutonia überwarf, die eine Art moralischer Oberhoheit über all die Studierenden sich angemaßt hatte und die Reinheit der Sitten durch Roheit heben wollte, sich dabei aber ebenso herrschsüchtig wie brutal erwies. Gegen dieselbe führte er einen mehrjährigen Kampf. Wiederholentlich mußte er die Hilfe der Regierung gegen die Kränkungen und Verfolgungen, die ihm zugefügt wurden, anrufen. Die Folge war, daß er von der herrschenden Partei als Angeber dem allgemeinen Haß preisgegeben wurde — und zwar um so mehr, weil die politische Reaktion ohne sein Verschulden aus dieser Opposition gegen vererbte Unsitten in den Studentenverbindungen, Veranlassung nahm, dieselben zu placken und zu unterdrücken. Immermann war von da ab eine isolierte Gestalt. Vieles in seinem Wesen, zumeist das Trockene und Eigenartige, wurzelt in diesem Verhältnis. Für Stolz und Selbstgefühl war die Isoliertheit der günstigste Boden.

Im Jahre 1819 wurde Immermann zu Münster in Westfalen, dieser alten, streng katholischen Provinzialstadt, als Justizbeamter (Divisionsauditeur) angestellt. Er fühlte sich von Anfang an hier uneinig mit allen, und allem ungleichartig. Hier lernte er nach Verlauf kurzer Zeit die Frau kennen, die das Schicksal in seinem Leben wurde.

Elisa von Lützow stammte aus Dänemark. Sie war eine geborene Komtesse Ahlefeldt-Laurvig aus Tranekjär auf Langeland und mit dem Brigadekommandeur Adolf von Lützow, dem berühmten Führer der von Körner besungenen Freischar, verheiratet. Damals neunundzwanzig Jahre alt, war sie nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen eine durch Anmut, Anstand, Seele bei aller Vornehmheit herzgewinnende und bezaubernde Persönlichkeit. Von frühester

Jugend an hatte sie einen tiefen Eindruck auf alle Männer, die in ihren Zauberkreis geführt wurden, gemacht.

Sie war als vermeintliche Erbin großer Reichtümer, aber in unglücklichen Familienverhältnissen aufgewachsen. Der Vater und die Mutter hatten sich einander entfremdet und trennten sich, als Elisa vierzehn Jahre alt war. Graf Ahlefeldt, ein Liebling des Königs Friedrich VI. von Dänemark, war eine vergnügungssüchtige Paschanatur mit einem wechselnden Harem, ein Musik- und Theaterfreund, der eine eigene Kapelle unterhielt, und der deutsche und französische Schauspielertruppen auf Tranekjär auftreten ließ. Dabei war er so gastfrei und gedankenlos verschwenderisch, daß selbst sein ungewöhnliches Vermögen nicht zu dieser Lebensführung ausreichte. Die Veranlassung zu Elisas Bekanntschaft mit Immermann war die, daß sie eines rechtskundigen Beistandes bedurfte, weil der Vater nicht nur ihr Erbteil mütterlicherseits zurückhielt — die Mutter war 1812 gestorben — sondern ihr nicht einmal die ihr zugesicherte jährliche Rente auszahlen wollte.

Lange hatte Graf Ahlefeldt seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit dem vermögenslosen und noch unbekannten fremden Offizier verweigert. Er gab sie endlich im Jahre 1810. Als im Jahre 1813 auf Friedrich Wilhelm des Dritten Aufruf die preußische Jugend begeisterungsvoll zu den Waffen griff und Lützow das berühmte Freikorps der schwarzen Husaren bildete, folgte sie ihrem Mann in das Feld, und die Lützower, „die wilde verwegene Jagd", fanden ihre Walküre in der so auffallend schönen Gemahlin ihres Anführers; sie wurde von der ganzen Schar als ein höheres Wesen angebetet.

Elisa, die von Kindheit an, wie es scheint, Deutsch gesprochen hatte, fühlte sich auf deutschem Grunde ganz als Tochter des neuen Vaterlandes und ging in dessen Schicksal vollkommen auf. Sie begeisterte die Tapferen, pflegte mit heldenmütiger Ausdauer die Verwundeten, war die Vertraute der vorzüglichsten unter

den jungen Leuten, ihre Helferin und Trösterin, und nach einem Siege brachte man ihr immer den feinsten Teil der Beute. Der Lieutenant, der nach der Schlacht bei Belle-Alliance zuerst in den eroberten Wagen Napoleons gestiegen, brachte ihr sogar ein paar Handschuhe und ein paar Gläser des Kaisers als Andenken mit.

Nach dem Friedensschluß wohnte sie mit ihrem Manne in den verschiedenen Städten, wohin er versetzt wurde, von 1817 an in Münster, dessen steifes, kleinliches, bigottes Wesen ihr zwar zuwider war, wo sie aber doch, wie überall, einen enthusiastischen Kreis um sich versammelte, der sich ihres ungewöhnlichen Schönheitssinnes, ihrer feinen Intelligenz erfreute. Sie verstand, ohne beredt zu sein, in Gesprächen schon durch ein Lächeln oder ein Kopfnicken Begabung an den Tag zu legen.

Auf Immermann wirkte sie bei der ersten Begegnung wie eine Offenbarung aus einer höheren, edleren Welt, nach der er während seines einsamen Lebens geschmachtet hatte. In dem schloßähnlichen Hause, das Lützow als Dienstwohnung eingeräumt war, einem früheren Kloster mit hohen Fenstern und mächtigen Flügelthüren, wo sie von Blumen, Büsten, Büchern, Bildern, Vögeln, Hunden und Bewunderern umgeben lebte, glich sie einer Ritterdame aus vergangener Zeit, oder einer jener Prinzessinnen der Renaissance, welche Dichter an ihren Hof zogen und sie inspirierten.

Das Jahr 1825 brachte eine große Veränderung in Elisas Schicksal. Der gutmütige und ritterliche, aber flüchtige, leicht entzündbare Lützow verliebte sich so heftig in eine kokette und unbedeutende Dame, daß er seine Frau ersuchte, ihm seine Freiheit zurückzugeben. Sie war keineswegs auf einen solchen Schritt vorbereitet, aber ein Wort von Lützow an einen Freund, das sie zufällig gehört hatte, und das darauf hinaus ging, daß er von Anfang an fest entschlossen gewesen sei, eine reiche Erbin zu heiraten, hatte sie die Ausdauer, womit er in ihrer früheren Jugend an ihr festgehalten hatte, in einem neuen Licht erscheinen und ihn in ihren Augen viel

verlieren lassen. Stolz, wie sie war, erklärte sie nun sofort, daß sie seinem Glücke nicht im Wege stehen wolle, und sie willigte augenblicklich in eine Trennung, deren Ursache sie allen verheimlichte.

Kein heftiges Wort wurde zwischen den Gatten gewechselt. Im April des Jahres 1825 fand die Scheidung statt. Vor und nach derselben sandte Lützow an Elisa Briefe, welche die lebhafteste Freundschaft und die wärmste Bewunderung verraten. Für ihn hatte diese Begebenheit nur unglückliche Folgen. Er wurde allgemein wegen des von ihm gethanen Schrittes getadelt; als es zur Entscheidung kam, gab seine launenhafte Dame ihm einen Korb, und zu spät bereute er, daß er auf Elisa verzichtet hatte, um einem Blendwerk nachzulaufen. Als er sich einige Jahre später, um sich aufs neue ein Heim zu gründen, mit der Witwe seines verstorbenen Bruders verheiratete, zeigte sich seine zweite Frau von einem so schwierigen Charakter, daß er seine letzten Lebensjahre in einem geradezu verzweifelten Gemütszustand verbrachte.

Für Elisa, die durch die Scheidung heimatlos und im Leben vereinsamt dastand, führte dies Ereignis nach und nach eine stets innigere Annäherung von seiten des jungen Dichters, der in ihr sein Ideal sah, herbei. Immermann wünschte leidenschaftlich sie für immer an sich zu binden. Aber Elisa schreckte vor einer zweiten Ehe zurück; die Institution selbst war ihr durch die Enttäuschungen, die sie ihr gebracht hatte, verhaßt geworden; auch die sechs Jahre, die sie älter war als er, machten sie bedenklich. Als Immermann im Jahre 1827 eine Anstellung als Landesgerichtsrat in Düsseldorf erhielt, bestürmte er Elisa mit Bitten, ihm dorthin zu folgen. Sie willigte ein, obgleich sie aufs neue erklärte, daß sie sich mit ihm nicht verheiraten werde; dagegen gaben beide einander das unvorsichtige Versprechen, niemals an eine Verheiratung mit anderen denken zu wollen.

Die beiden Liebenden bewohnten im Dorfe Derendorf bei Düsseldorf einen in einem mächtigen, an Rosen überreichen Garten be-

legenen Landsitz, den sie zu einem eleganten und harmonischen Heim ausschmückten, in welchem er und sie ihre abgesonderten Zimmer hatten. Während einer langen Reihe von Jahren lebten sie hier ein inhaltsreiches, glückliches Leben. Düsseldorf war damals ein Versammlungsort für eine nicht geringe Anzahl von Deutschlands ausgezeichnetsten Künstlern, von Malern wie Schadow, Lessing, Hildebrandt. Dorthin zogen außerdem Poeten (wie Grabbe), Komponisten (wie Mendelssohn), Kunstliebhaber und Kunstforscher (wie Schnaase) aus allen Gegenden Deutschlands. Das Haus Immermanns und Elisa von Ahlefeldts wurde ein Vereinigungspunkt für alle diese Geister. Schon in Münster hatte er in Elisas Kreis ein ungewöhnliches Talent als Vorleser dramatischer Dichtwerke verraten. Er fuhr hier fort, halböffentliche Vorlesungen derselben Art zu halten. Hieraus entwickelte sich der Wunsch, ein Theater zu leiten. Er studierte mit der Schauspielgesellschaft zu Düsseldorf eine Reihe von Mustervorstellungen ein, fremde Künstler kamen ihm zu Hilfe, der große Schauspieler Seydelmann aus Berlin spielte den Nathan, Felix Mendelssohn setzte zwei Opern in Szene und dirigierte die Aufführungen.

Als im Jahre 1832 Elisas Vater starb, erbte sie zwar nicht den Reichtum, der ihr in ihrer Jugendzeit bestimmt schien, erhielt aber von einem Vetter, dem die Grafschaft zufiel, von nun an eine sehr reichliche Leibrente. Mit Immermann machte sie nun verschiedene Reisen, dem Rhein entlang, nach Dresden, nach Holland. Eine Reise, die Immermann allein unternahm, ist diejenige, die sich in seinem „Reisejournal" beschrieben findet, das ganz aus den Elisa zugesandten Briefen besteht. Alles übrige, was er schrieb, entstand unter ihren Augen und wurde ihrer zwar liebevollen, aber nicht ganz selten tadelnden Kritik unterworfen.

Nach dreijährigem Bestehen mußte das von Immermann geleitete Theater zur großen Trauer des Dichters aus Mangel an Staatsunterstützung eingehen. Er versuchte sich durch eine von ihm

später beschriebene Reise in der fränkischen Schweiz (1837) zu zerstreuen.

Auch die Briefe, aus welchen die „Fränkische Reise“ besteht, sind alle an Elisa gerichtet. Es waren die letzten, die er ihr schickte. Denn auf dieser Reise sah er zum erstenmale in Magdeburg ein junges, achtzehnjähriges Mädchen, Marianne Niemeyer, das einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Als er wieder mit Elisa zusammentraf und mit ihr die Heimreise nach Düsseldorf antrat, forderte er sie zu ihrer Verwunderung noch einmal auf, sich mit ihm zu verheiraten. Sie lehnte wie gewöhnlich ab. Es ist, als wäre er im voraus dieser Antwort sicher gewesen, und als habe er nur sein Gewissen erleichtern wollen. Unmittelbar danach eröffnete er, ohne Elisa etwas davon zu sagen, einen lebhaften Briefwechsel mit Marianne, warb um ihre Hand und bekam das Jawort. Elisa erfuhr seine Verlobung durch andere und beschloß, sofort aufzubrechen und abzureisen.

Im August 1839 verließ sie Düsseldorf mit einer Freundin, von Immermann bis nach Köln begleitet. Bisher hatte sie trotz ihrer neunundvierzig Jahre ihre Schönheit bewahrt; nun wurde sie auf einmal alt. Im Oktober 1839 verheiratete sich Immermann; im August 1840 starb er. Elisa überlebte ihn um fünfzehn Jahre.[1]

Es ist deutlich genug, daß das Verhältnis zu Elisa, welches Immermann so viele Jahre hindurch eine Freude und Stütze gewesen, ihm zuletzt zu einer Last geworden war. Aber unverantwortlich ist es (wie Goedeke es gethan hat), dieses Verhältnis so darzustellen, als ob erst dessen Auflösung und die darauf folgende legitime Verbindung Immermann die dichterische Kraft, die er in seinem letzten Hauptwerke „Münchhausen“ an den Tag gelegt, gegeben hätte. Münchhausen ist ganz ebenso wie Immermanns andere Werke während des Zusammenlebens mit Elisa geplant und ausgeführt worden.

---

[1] Ludmilla Assing, Gräfin Elisa von Ahlefeldt. 1857.

Ihre Erscheinung und seine Stellung zu ihr haben verschiedenartig und mehrfach seine Dichtung beeinflußt. Man hat Spuren von ihr in seinem Drama „Petrarca“ finden wollen, das die Liebe Petrarcas zu Laura behandelt, und darauf ausgeht, die unwiderstehliche Macht einer so hochgeborenen Liebe, selbst wenn sie einem nicht freien Weibe gilt, darzustellen. Man hat ihre Ansichten über das unbedingte Recht der Liebe in dem Schauspiel „Cardenio und Celinde“ wiederfinden wollen. Sie scheint ferner das Modell zu der Heldin im Lustspiele „Die schelmische Gräfin“ gewesen zu sein, und sie ist unzweifelhaft das Vorbild der Johanna im Romane „Die Epigonen“. Doch dies alles ist verschwindend im Vergleich mit dem entwickelnden und verfeinernden Einfluß, den sie überhaupt auf Immermann als Dichter ausgeübt hat.

Es ist sonderbar mit seinem Ruhm gegangen. Von all seinen Werken wird heutzutage nur ein einziges, der Roman „Münchhausen“, gelesen, und, genauer bestimmt, ist das, was von jenem Roman seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird, wiederum nur ein einzelner Abschnitt, kaum die Hälfte des Ganzen, den man seit einiger Zeit sogar aus dem Zusammenhang mit dem übrigen herausgelöst und für sich allein herausgegeben hat. Dieser eine Abschnitt überwiegt in Wirklichkeit Immermanns ganze übrige Produktion.

Der Roman „Münchhausen“ war, wie in der Regel romantische Erzählungen, vorsätzlich unordentlich angelegt. Das Buch beginnt z. B. mit dem elften Kapitel. Der Held, ein westfälischer Freiherr, ist ein Nachkomme des alten Lügen-Münchhausens, und phantastisch verlogen wie dieser. Das Ganze sollte ein satirisches Repertorium jeglicher Art von Humbug und Windbeutelei in der damaligen Zeit sein, worin die Laune des Dichters sich mit voller Freiheit tummeln könnte. Aber aus all diesem Freien und Flatternden, das dem Titel „Eine Geschichte in Arabesken“ entspricht, entwickelt sich nach und nach die große ländliche Novelle, die in der deutschen Litteratur unter dem Namen „Der Oberhof“ eine dauernde Stellung einnimmt.

Die Hauptfigur darin, der Hofschulze, und die blonde Lisbeth stellen eine neue Wahrheit und eine neue Poesie dar; sie bewegen sich auf der „roten Erde“ von Westfalen und führen zum erstenmal das gemeine deutsche Volk, ohne das Süßliche der Hirtenidylle und ohne die ballettartige Entstellung der Operette, wenn auch stark stilisiert, doch mit dessen eigenartigem Stammgepräge in die Litteratur ein. Es findet sich in diesen Charaktern eine kräftige und frische Natürlichkeit, die nicht veralten wird.

„Der Oberhof“ ist der Grundtypus aller europäischen Bauernerzählungen geworden, und es giebt Punkte, in denen er sie alle übertrifft, so veraltet er auch in gewisser Weise schon jetzt erscheinen mag. Hundert phantastische Fäden ziehen sich von dieser meisterhaften Novelle in den großen romantischen Roman hinein, aber man kann sie ohne Schwierigkeit überschneiden, und hat die Novelle dann wie den festen Kristall vor sich liegen, in welchen sich die Romantik in Immermanns Seele zuletzt verdichtete.

Man ist heutzutage daran gewöhnt, in den Bauernerzählungen einen direkten Ausläufer der Romantik zu erblicken. Sie haben nichtsdestoweniger im Norden wie in Frankreich den Übergang zu einer naturwahreren Kunst, als es die romantische war, gebildet. In Deutschland war es in Wirklichkeit eine Sphärenveränderung, welche erfolgte, als Immermann das historische oder phantastische Jambendrama aufgab, das bald in diesem, bald in jenem Lande, wo er nie gewesen war, spielte, und in dem wenig bekannten Westfalen, wo er als Richter gelebt und gewirkt hatte, eine einfache, menschliche Handlung vor sich gehen ließ. Westfalen war damals noch ein Land ohne Eisenbahnen und ohne Industrie, aber ein Land, das, patriarchalisch und gesund in Sitten und Gebräuchen, nur mit der Treue, die zugleich verklärt, dargestellt zu werden brauchte, um die Schilderung aller früheren willkürlichen Erzeugnisse der dichterischen Einbildungskraft Immermanns zu übertreffen.

Von dem Hofschulzen, der die Hauptperson der Novelle ist,

stammen die urkräftigen, tiefselbständigen Großbauern in allen deutschen und in vielen fremden Bauernerzählungen ab. Aber er übertrifft alle, sogar die, übrigens oft so vortrefflichen, Bauern Auerbachs durch die sozusagen historische Größe, die seiner Gestalt mitgeteilt ist, und die auf seinem innigen Verhältnis zu der tausendjährigen Vorzeit des Landes beruht. Dieser Großbauer tritt auf dem Hintergrunde der in jener Gegend noch lebendigen Überlieferungen aus fernen und halbvergessenen Zeiten hervor.

Er ist ein echter Bauer. Er ist gar nicht liebenswürdig; er hat nicht Zeit gehabt, sich ein liebenswürdiges Wesen anzueignen, hat von Jugend an sich sein Leben all zu sauer werden lassen müssen. Er ist ein durch und durch gesunder Verstand, er zeigt Ernst, Starrköpfigkeit, Standesstolz und erlaubten Eigennutz. Aber es liegt etwas Granitartiges im Grunde seines Wesens. Als echter Bauer ist er klug, ja schlau in Handel und Wandel, immer bereit, seinen Standesgenossen zu raten, wie sie den Expropriationen vorhabenden Autoritäten gegenüber eine schlechte Sache verteidigen können, immer auf seinem Posten gegen die Abgesandten der Regierung, selbst wo es sich um Fortschritte, wie Anlage neuer Wege, handelt, kalt in allen seinen Familienverhältnissen, an alle Vorurteile des Bauernstandes gebunden.

Und doch ist er groß. Er übt den Einfluß eines Herrschers aus und setzt immer durch, was er will. Er regiert nicht nur auf seinem großen Hof wie ein strenger und väterlicher König des Altertums, gute alte Sitten aufrecht erhaltend, ein Auge auf alle und auf alles habend, mit einem Sprichwort verweisend, belohnend mit der Ehre, bei ihm zu dienen; sondern er hat auch als der ohne Vergleich Erste in seiner Umgebung seine Nachbarn dahin gebracht, zu ihm als ihrem Führer aufzusehen, und hat sie dann dazu vermocht, stillschweigend, ohne Empörung oder Widerstand irgend welcher Art, von der Oberhoheit der Staatsmacht und der Behörden sich freizumachen und mit ihm als einer Art von Richter (im Stil der

alten israelitischen Richter) an ihrer Spitze sich selbst zu regieren. In seiner Gegend finden keine Rechtsstreitigkeiten statt, noch kennt man dort Kriminalsachen. Niemand führt einen Prozeß und niemand giebt auch einen Verbrecher an. Es könnte aussehen, als wäre diese Gegend eine Oase des Friedens und der Schuldfreiheit. Sie ist weit davon entfernt es zu sein; aber vom Mittelalter an haben hier die alten Femgerichte existiert, und die Bauern haben sich unter Leitung des großen Bauern dahin geeinigt, daß sie dieselben aufrecht erhalten und selbst für Recht und Gerechtigkeit zwischen ihren Eigenen sorgen wollen. Sie sammeln sich nachts insgeheim an einer einsamen Stelle, an einem abgelegenen Hügel und schlichten dort ihre Streitigkeiten durch Urteile, die beachtet und in Ehren gehalten werden, ohne daß sie jemals andere Strafe anwenden als eine Art von Achterklärung des Missethäters, die ihn aber so hart trifft, wie es nur irgend eine vom Staat diktierte Strafe könnte. Denn ein Bauer, von dem sich alle zurückziehen, dem niemand im Dorfe oder in der Gegend beistehen und den niemand kennen will, leidet, selbst ohne daß sonst etwas ihm geschieht, die Qual des Isoliertseins fast ebenso hart, wie derjenige, welcher in einem Zellengefängnisse sitzt.

Als Sinnbild seiner Macht und Würde verwahrt der alte Hofschulze einen Degen, von welchem er glaubt, daß er das sei, wofür er der Sage nach gilt: das Schwert Karls des Großen. Dieser Degen ist deshalb in seinen Augen das kostbarste Kleinod seines Hofes. Er führt es, wenn er ein Urteil fällt. Das Schwert, welches aus der Erde ausgegraben worden, ist in Wirklichkeit eine ganz gewöhnliche Waffe, nur ein paar Hundert Jahre alt, und bewundernswürdig ist die Darstellung, wie ab und an den alten Hofschulzen Zweifel an dem Alter des Schwertes überkommen, und wie er dann mit echter Bauernverschmitzheit sich bemüht, dieselben für immer niederzuschlagen. Er läßt einen Altertumsforscher, der sich in der Gegend aufhält, als Gegenleistung für eine selten schöne

Amphora, die er ihm überläßt, ein Zeugnis darüber ausstellen, daß jenes Schwert wirklich Eigentum Karls des Großen gewesen sei.

Ein Vagabund hat nach einem Liebesverhältnis mit der Tochter des Hofschulzen dessen Sohn in Notwehr getötet. Die tragische Katastrophe der Erzählung beruht darauf, daß dieser Landstreicher, um sich für den Bann zu rächen, der über ihn ausgesprochen worden ist und sein Leben verödet hat, das alte Schwert stiehlt und so gut versteckt, daß es der Bauer nie wiederfindet. Dieser unermeßliche Verlust schmettert den alten Mann nieder. Alle Heimlichkeiten, die sich an das Femgericht und das Schwert knüpfen, werden verraten, und der alte Bauer infolge dessen in Verhör genommen.

„Herr Richter!" sagt er in seiner letzten Rede, „ich mag mit meinem Schwerte und mit der Heimlichkeit am Stuhl wohl wie ein Narr da in den Schriften stehen, und Possen, wenn mir recht ist, nannte der junge vornehme Herr, an dem ich mich in meiner Angst vergreifen wollte, die Sachen, woran mein Herz gehangen hat. Ich will aber jetzt explizieren, was für eine Bewandnis es mit diesen Possen gehabt hat." Er entwickelt nun, wie er gleich von Jugend auf, seit er anfing zu denken, gesehen habe, daß nach Unglücksfällen, wie Überschwemmung, Hagelwetter, Mißwachs oder Viehsterben, hin und her die Herren kamen, „die sich auf Schreiberei verstanden und auf das Besserwissen, als die Leute, welche die Sache angeht"; sie notierten sich das Unglück lange danach auf, denn während der Gefahr sei meistens keiner der Herren zu finden gewesen. Sei inzwischen einiges Geld geschickt worden, so sei das selten an den Rechten gekommen: „Erstaunend, absonderlich aber war eine Sache. Mitunter machte ein Herr von der Schreiberei unter uns Bauern Dinge, worüber wir lachen mußten, und dann traf es sich wohl, daß ein solcher Herr ein paar Jahre darauf von weither mit vier Pferden durch die Bauernschaft gefahren kam und hatte eine Miene, als habe er bei Erschaffung der Welt mitgeholfen, und allerhand bunte Bänder vorne am Rocke. Dies alles nun in meinen ein-

fältigen Gedanken betrachtend, vermeinte ich letztlich, daß die Herren von der Schreiberei da draußen uns Bauern eigentlich wenig hülfen, und das auch eigentlich nicht wollten, sondern nur schreiben und sich nach und nach in die Wagen mit vier Pferden hineinschreiben ... Da dachte ich, daß ein ordentlicher Mensche schon durchkommt, der auf Wind und Wetter achtet, und auf seine Füße schaut und in seine Hände und sich mit seinen Nachbarn getreulich zusammenhält ... Und nach diesem gewöhnte ich mir selbst zuerst die Gedanken nach Hilfe von draußen ab, zahlte meine Steuern und trug meine Lasten ... Hernach gewöhnte ich es auch den Leuten um mich herum ab. Sie nahmen an mir ein Exempel, und so kam von vielen Sachen, um die sie anderer Orten ein groß Halloh erhoben, nichts über die Gemarkung hinaus ... Als aber die Sache erst einmal in Gang war, machten wir die Scherereien unter uns ab. Denn über Mein und Dein und wem die Mauer gehört und jener Wiesenstreifen, kann man schon selbst mit seinem Bauernverstande fertig werden. Wenn aber wo eingebrochen ist, so kennt fast immerdar das Dorf den Dieb, was freilich oft nicht streng zu beweisen steht, wornach denn ein solcher angezeigter Spitzbube frech und zum Skandal ganz schandhaft umhergeht und sich seiner Beute wohl noch gar erfreut, die der Bestohlene nicht wiederkriegt. Handhabten also selber Recht und Gerechtigkeit in allem Frieden und konnte uns niemand darum anfassen, denn wir thaten keinem was zu leide, sondern gingen nur nicht mit dem Ungerechten und Frevelhaften um, wenn wir ihn in die Feime gesetzt hatten; es entstand aber weit größere Furcht dieserhalb unter den Leuten, als vor Urtel und Gefängnis."

„Und," sagt er zuletzt, „stellte sich jedermann so zusammen mit seinesgleichen, der Bürger mit dem Bürger, der Kaufmann mit dem Kaufmann, der Gelahrte mit dem Gelahrten und auch der Edelmann mit dem Edelmanne, es müßte eine ganz herrliche und kostbare Wirtschaft geben. Denn die Menschen wären dann nicht wie die dummen

Kinder, die immer schreien: Vater, Mutter! Fürst wäre jeder bei sich zu Hause und mit seinesgleichen. Dann wäre auch erst der König ein rechter großer Potentate und ein Herr sondergleichen, denn er wäre der König über viermalhunderttausend Fürsten."

Am Schluß des Buches fühlen wir, daß nun, wo die Heimlichkeit verraten und das Schwert verschwunden ist, der Freistuhl eingehen wird. Aber der Verfasser hat fast direkt in dieser Partie der Handlung seine Meinung ausgesprochen, indem er den verständigen Diakonus sagen läßt, daß jenes Wort der Selbständigkeit, welches dieser Bauer und seine Freunde gefunden und geformt haben, das sei die wirkliche Losung, die nicht verloren gehe, selbst wenn sie verraten werde, und daß die Idee, um welche sie sich vereinigt, nämlich, daß der Mensch von seinem Nächsten abhänge, und nicht von Fremden, die auf verkünstelte Weise ihr Spiel mit ihm treiben, nicht des Steines unter der alten Linde bedürfe, um ihr gutes Recht zu schöpfen. Ihm ist endlich der Großbauer selbst, dieser alte gewaltige Mensch, das wahre Schwert Karls des Großen, das kein Dieb rauben kann, das wahre Mark des Reiches.

Man bemerke, daß dieses von einem Dichter geschrieben ist, der Justizbeamter und Sohn eines preußischen Beamten war.

Im Gegensatz zur mächtigen und harten Gestalt des Schulzen, aber ebenso sicher hat Immermann die Heldin, das junge Landkind, die gelbhaarige Lisbeth, gezeichnet. In sie verliebt sich der junge Graf Oswald, der das Land zu Fuß durchstreift, und es ist die Liebe dieser beiden ganz jungen Wesen, deren schicksalsreiche Geschichte den Hauptreiz der Erzählung ausmacht. Immermann hatte sich lange in seinen Werken von dem Glauben an die unbeschränkte Macht der Liebe über die Kinder der Menschen durchdrungen gezeigt, aber hier hat er das Leben einer jugendlichen Verliebtheit wie nie zuvor dargestellt. Hier sind es zwei junge unschuldige Herzen, welche klopfen und brennen. In der Fülle ihrer Ahnungen, reich an gesunden, knospenden und schwellenden Hoffnungen finden

sie einander. Keine Entsagung, keine Täuschung hat sie bis dahin um einen Tropfen ihres warmen Blutes gebracht. Originell ist die Weise, wie sich der Abstand zwischen ihnen nach und nach verkürzt: Der junge Jäger ist der schlechteste Schütze auf der Welt; er hat von seinen Eltern mit dem Trieb zum Schießen auch die Unfähigkeit zu treffen geerbt; ein einziges Mal in seinem Leben thut er auf der Jagd einen Schuß, der ein lebendes Ziel erreicht und trifft das junge Mädchen mit einer Ladung Schrothagel in die Schulter. Sein tiefes Schamgefühl bei diesem Anlaß gleitet nach und nach in heftige Verliebtheit über. Als Lisbeth späterhin geheilt ist und beide einander gefunden haben, gehen sie eines Tages zusammen in den Wald.

„Ich will Deine Wunden um Verzeihung bitten, sagte der Jäger, nahm ihr das Tuch ab und küßte die feinen roten Pünktchen zwischen dem Busen und der glänzenden Schulter. Sie duldete es ohne Sträuben, sie hatte die kleinen Hände kreuzweis auf ihren Schoß gelegt; so saß sie da, ein ergebenes Opfer der Liebe, aber sie sah ihn schamhaft bittend an. Den Blick ertrug er nicht. Thränen stürzten ihm aus den Augen, wie damals, als er mit ihrem Häubchen sein Spiel trieb, er legte ihr hastig das Tuch um Busen und Schulter, fiel ihr zu Füßen, drückte ihre Kniee wider sein Herz und lief dann eine Strecke von ihr weg auf den Rain, um seiner Bewegung Meister zu werden."

So etwas läßt sich nur ungenügend erzählen. Man muß sie lesen, wie sie im Original steht, diese Feldidylle zwischen den Liebenden, wie er ihre Größe an der seinen mißt, wie er mit ihren Locken spielt und sie immer nichts weiter sagen kann als „O Du!" — Sie halten eine Mahlzeit, die aus Weißbrot und Äpfeln besteht, welche sie unterwegs gekauft haben, beide gleich einig darin, daß die Romanschreiber die Unwahrheit sagen, wenn sie versichern, daß die Liebe von der Luft lebe. Sie ißt aus seiner Hand und er aus der ihren. Es ist so echt und so gut wie irgend etwas von dem, was

Auerbach, Keller oder Björnson später in ähnlicher Art geschrieben haben.

Und Immermann steht hier nicht weniger hoch in der Schilderung unglücklicher Liebe als in der Darstellung der glücklichen. Nichts in der Novelle übertrifft die Stelle, wo der alte Bauer Lisbeth verrät, daß ihr Geliebter ein hochvornehmer Mann ist, und ihr den Glauben raubt, daß Oswald daran denke, sie zu heiraten. Dieser hat in Wirklichkeit nur in der Absicht seinen Stand verschwiegen und sich für einen einfachen Förster ausgegeben, um ihr später eine freudige Überraschung zu bereiten. Dächte sie verständig nach, so würde sie schließen können, daß sie von ihm keine Treulosigkeit zu befürchten habe. Aber sie wird mit einem Schlage durch die Mitteilung, daß der Geliebte gelogen, aus ihrem Gleichgewichte gerissen, und Immermann hat hier das tiefe Wort: „Denn die Liebe ist, ungerüttelt, göttlicher Scharfsinn ... verstört, in falsche Bahnen gelenkt, ist sie Wahnsinn, der bei Domen vorübergeht, ohne sie wahrzunehmen, und Maulwurfshügel für Alpengipfel ansieht.“ Diese Worte sind tief, weil sie eine so wahre Psychologie eines Gefühles enthalten, das ganz in dem Unbewußten wurzelt. Bei Heine ist die Liebespsychologie so einfach; wenn er klagt, so ist es immer über die Treulosigkeit als ein ihm mit Bewußtsein zugefügtes Unrecht. Immermann hat hier das Nachtwandlerartige in den Bewegungen des Gefühles, die somnambule Sicherheit bezeichnet, die es, unberührt von störenden Mächten, bewahrt.

Im Großen wie im Feinen ist also diese erste Bauernerzählung gediegene Poesie. Das Romantisch-Phantastische ragt noch in ihr Gebiet hinein: schon das heimliche Gericht, die Feme, das Schwert Karls des Großen, die Schwärmerei für alte Gebräuche sind romantische Züge, ja sogar Lisbeths phantastische Herkunft, der Umstand, daß diese junge wahre Seele die Tochter des verlogenen Münchhausen sein soll, verrät, daß die Erzählung aus der im Sterben befindlichen romantischen Litteratur sich entwickelt. Aber

eben dadurch bezeichnet sie desto schlagender den mühsamen und doch kräftigen Verdichtungsprozeß, unter welchem ein moderner Wirklichkeitssinn für das volkstümlich Gesunde aus der willkürlichen Phantasterei der jüngst vergangenen Zeit entstand.

Es bestätigt sich bei Immermann wie bei Daniel Defoe, dem Abbé Prévost, dem dänischen Dichter Wessel, Bernardin de Saint-Pierre und Chamisso, daß ein einzelner Band genügt, um den Namen eines Schriftstellers durch die Zeiten hindurch zu bewahren, selbst wenn all das übrige, welches er geschrieben hat, schnell in Vergessenheit geraten ist. Von Immermann hat sich im Grunde genommen weiter nichts gehalten. Er hat scherzhafte Heldengedichte, wie „Tulifäntchen", das zu seiner Zeit Beifall erweckte und jetzt ungenießbar ist, geschrieben. Er hat Arbeiten verfaßt, welche für seine Zeit als verdienstvoll bezeichnet werden müssen, die aber nun von Motten und Rost verzehrt werden, wie z. B. das Drama „Merlin" (1831), ein großes romantisches Opus in hübschen Versen, ein mißlungenes Gegenstück zum zweiten Teil von Goethes „Faust", oder wie die historische Tragödie, welche zuerst den Titel „Das Trauerspiel in Tirol" trug, später aber den Namen „Andreas Hofer" erhielt. Von diesen Schauspielen ist das letztere das beste; es fußt auf Immermanns Kindheitserinnerungen an den großen Kampf der Tiroler gegen die Franzosen und ist mit der Fähigkeit und dem Willen zu wahrheitsgetreuer und unparteiischer Schilderung des Kampfes der zwei so ungleichen Völker und ihrer einander entgegengesetzten Kulturen gedichtet. In seiner älteren Form (1826) ist das Stück von Börne in den „Dramaturgischen Blättern" kritisiert und von Platen im „romantischen Ödipus" verspottet worden; es ist interessant und absonderlich, wie ein Bastard von Kleists Genius mit Schillers Muse erzeugt; denn es erinnert durch die Beschaffenheit des Helden an Schillers „Wilhelm Tell" und zugleich durch das Liebesverhältnis zwischen dem Franzosen und der Tirolerin mit dessen schrecklichem Ausgange an

Kleists „Hermannsschlacht“. Der Mangel dieses Schauspiels an tiefer gehender, ergreifender Originalität machte es eines langen Lebens unfähig, und als Immermann es schließlich im Jahre 1831 einer Umarbeitung unterwarf, welche alles entfernte, was Anstoß und Widerspruch erweckt hatte, das ganze Liebesverhältnis und den (gleichfalls an Kleist erinnernden) Zug mit dem Schwerte, das der Engel Hofer im Traume zurückbringt — so schnitt er selbst das Herz aus dem Leibe seines Dramas heraus. Schon aus Stolz hätte er die Gestalt, welche Platen als die schändliche „Depeschenmordbrandehebruchstirolerin“ verhöhnt hatte, aufrecht erhalten sollen.

Es war ein unseliges Spiel von Umständen, das zwei so freiheitsliebende Männer wie Immermann und Platen und zwei so seltene Geister wie Platen und Heine dahin brachte, als bittere Feinde gegeneinander aufzutreten. Was die Veranlassung zu dieser litterarischen Fehde gab, was die plumpen und häßlichen Ausfälle gegen Immermann und Heine im „romantischen Ödipus“ und Immermanns Antwort „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier“, wie Heines übelriechenden, schon durch den Gestank tötenden Angriff gegen Platen in den „Reisebildern“ verursachte, war eine solche winzige Kleinigkeit, ein so unbedeutendes (wenn auch verhöhnendes) Distichon von Immermann, daß ein Selbstgefühl und eine kriegerische Laune wie diejenige Platens erforderlich waren, damit ein Kampf, mit vergifteten Waffen geführt, daraus entstehen konnte.

Platens Briefe geben Zeugnis davon, wie nah ihm die zwei Zeilen von Immermann in den „Reisebildern“ gingen, die nur auf seine Ghaselen gemünzt sein konnten, und wie sein Entschluß feststand, sich dafür aufs rücksichtsloseste zu rächen. So groß und sicher Platen, rein als Künstler betrachtet, war, und so männlich sich sein Charakter in seiner politischen Freiheitsschwärmerei offenbart, so verrät doch die Art und Weise, wie er gegen die Männer einschritt,

die sich an ihm vergriffen hatten, eine Selbstbewunderung, die durch das Prahlende ihrer Äußerungen peinlich wirkt, und eine Roheit, die teils Standeshochmut ist, teils der Rücksichtslosigkeit der verletzten Eitelkeit entspringt.

Der Brief Platens aus Rom vom 18. Februar 1828 zeigt, daß er in Wirklichkeit Immermanns „Trauerspiel von Tirol", welches anzugreifen er im voraus fest entschlossen war, gar nicht kannte. „Der romantische Ödipus" war beinahe fertig, als Platen an Fugger schrieb: „Vorzüglich mußt Du mir etwas aus Immermanns »Andreas Hofer« mitteilen, etwas von der Handlung und einigen pikanten Unsinn. Ich brauche es zum Schlusse des fünften Aktes, wo ich ihn vollkommen überschnappen lasse." Die grenzenlose Verachtung, womit Platen Immermann in seinem Schauspiele behandelt, kann also trotz seiner Proteste nur als Äußerung der Rachsucht betrachtet werden. Und was Heine betrifft, so ist es im Grunde genommen in den Briefen wie in dem Schauspiele nur Heines jüdische Herkunft, die Platen ihm zur Last zu legen hat. Im Schauspiele dreht sich alles um diesen Punkt: Heine ist der Petrarca des Lauberhüttenfestes, der Stolz der Synagoge. Ja, so persönlich anzüglich ist der Angriff, daß Nimmermann erklärt, er sei zwar Heines Freund, aber seine Geliebte möchte er nicht sein, denn sein Kuß habe Knoblauchsgestank. Aus den Briefen ersieht man, daß Platen in völligem Irrtum über die Stärke des von ihm derartig herausgeforderten Gegners sich befand. Er ist in seiner eigenen Meinung immer derjenige, der den „Juden Heine zerschmettern" kann, sobald er nur will. Als die Freunde ihm gegenüber geltend machen, daß ein Angriff auf Heine wegen dessen jüdischer Geburt ohne Gewicht sei, antwortet er unerschüttert: „Daß er ein Jude ist oder war, ist kein moralisches Gebrechen, aber ein komisches Ingrediens. Einsichtige werden beurteilen, ob ich es mit aristophanischer Feinheit benutzt habe." Und er fühlt sich so sicher seines Rechtes und seiner Überlegenheit, daß er noch im Dezember 1828,

kurz bevor er von Heines Rückschlag getroffen wird, in ihm nur den „schamlosen Juden, einen armseligen Schmierer und Sansculotte“ sieht; freilich war seine sittliche Entrüstung über die ersten Bücher der „Reisebilder“ so groß, daß er den Autor und seinesgleichen als „wahre Satanasse“ bezeichnet.[1] Daß er eine verhöhnende Antwort auf eine verhöhnende Anrede erhielt, war nicht unverdient; seine Unterschätzung von Heine wie von Immermann rächte sich hart. Was in Heines Polemik unedel war, strafte sich am schärfsten an ihm selbst durch die Mißbilligung, die es auch bei seinen Freunden und Bewunderern erweckte. Aber daß Immermann und Platen dazu kamen, eine Konstellation des Hasses zu bilden, das beruhte im Grunde nur auf der Ähnlichkeit in dem Wesen der beiden Dichter; auf dem Einsamkeitsgefühl, das im Verein mit einem beständig wachen Selbstgefühl in ihnen die Neigung heraustreten ließ, ihr eigenes Lob ungestüm zu verkünden und andere mit unverständiger Bitterkeit anzugreifen, bevor sie genügend ihre Eigenschaften kennen gelernt hatten. Sie bezeichnen beide, jeder auf seine Weise, den Übergang von dem romantischen Wesen zum modernen. Platen, der ganz in den Spuren der Romantiker sich immer mit fremden Formen, morgenländischen wie die Ghasele, südländischen wie das Sonett, altgriechischen wie diejenigen der aristophanischen Komödie und der pindarschen Ode beschäftigte, erreichte kurz vor seinem frühen Tode in seinen nachgelassenen Gedichten und Liedern (Politische Poesieen, darunter die Polenlieder) einen Höhepunkt freisinniger moderner Lyrik, und Immermann, der sein lebenlang tragische und phantastische Stoffe mit romantischer Überspanntheit oder Symbolik behandelt hatte, verwob kurz vor seinem Tode ein Stück Wirklichkeit seiner Heimat mit einer gesunden Poesie, die inspirierend auf die ganze ihm folgende Generation ringsherum in Europa wirkte.

[1] Platens Werke. Briefe vom 18. Februar, 12. März, 13. Dezember 1828.

XX

Es war die Hegelsche Philosophie, welche im Verein mit der Julirevolution die Geister in das bewegte Leben der Geschichte und der Politik hineinzwang. Nicht daß Hegel selbst mit der Julirevolution sympathisierte, im Gegenteil. Derartige heftige Eingriffe in das, was er als die Vernunft der Verhältnisse ansah, konnten ihm in seinem sechzigsten Jahre nicht mehr zusagen, wie es in seiner Jugend die große Revolution bei ihrem Ausbruch gethan hatte. Längst war er in allem Politischen hochkonservativ geworden.

Aber nichtsdestoweniger veränderte die Julirevolution den Charakter der Hegelschen Philosophie. Sie war der historische Wendepunkt, der historische Umschwung, der nötig war, um sie von den Kathedern hinaus ins Leben zu führen. Die Lehre selbst hatte ja die Eigentümlichkeit an sich, auf entgegengesetzte Weisen ausgelegt werden zu können. Von nun an wird sie eins der am stärksten eingreifenden Elemente der Umformung des Lebens. Wir haben es schon bei Heine gesehen, bei dem Hegels Übergang zum preußischen Konservatismus nie anders erwähnt wird, als um entschuldigt zu werden; für Heine bleibt Hegel immer der große Philosoph der neuen Zeit, der Inhaber aller Macht im Reiche der Gedanken.

Bevor Hegel nach Berlin berufen wurde, hatte er als Lehrer keinen Erfolg gehabt. An den anderen Universitäten hatte er sich wenig hervorgethan, in seinen jüngeren Tagen sogar lange vor drei bis vier Zuhörern reden müssen. Jetzt stand er auf der Höhe

seines Ruhmes. Im Gegensatz zu Schelling, der so frühzeitig reifte und so früh unfruchtbar wurde, trat Hegel, die schwerfälligere, langsamere Natur, mit seinem achtundvierzigsten Lebensjahre in die bedeutendste Periode seines Lebens ein.

Die Erwartungen, die man an ihn geknüpft hatte, waren sehr groß, aber sie wurden vollständig erfüllt. Seine Einsicht war so mächtig, er schien so ganz in seiner Zeit wurzelnd dazustehen und doch über der Zeit zu schweben, vertraut mit all ihren Ideen und sie alle mit ruhiger Würde und tiefer Überzeugung beurteilend. Hundert und aber hunderte von Zuhörern strömten ihm zu.

Als Universitätslehrer bot er dem Anfänger, der ihn zum erstenmal sah, einen sonderbaren Anblick. Eine früh gealterte Gestalt trat ein, gebeugt, obgleich ursprünglich kräftig. Der Eindruck, den sie hervorrief, war derjenige altbürgerlicher Biederkeit. Er stieg auf das Katheder hinauf, setzte sich, vertiefte sich in sein Folioheft, blätterte darin herum, suchte irgend etwas bald oben, bald unten an der Seite. Seine Haltung war linkisch und charakterlos, die Züge waren schlaff, das Gesicht war fahl, Stirn, Wangen und Mund wie durchfurcht, nicht von Leidenschaften, sondern von der hartnäckigsten Gedankenarbeit. Aber die Formen des Kopfes waren schön und edel, und wenn das Gesicht mit seinem Gepräge großen Verstandes sich dem Zuhörer zuwandte, so geschah es mit dem Ausdruck des tiefsten, naiv erhabenen Ernstes.

Er begann zu reden, räusperte sich, hustete, stotterte, suchte mit Mühe nach Worten. Er redete mit einem stark schwäbischen Accent, stoßweise, ohne Rhythmus im Vortrage, schiffte sich in langen verwickelten Perioden ein und erreichte selten mit ihnen den Hafen; er suchte lange nach dem bezeichnenden Worte, fand es aber immer zuletzt, und es kam den Zuhörern gleich schlagend vor, ob es ein alter bekannter Ausdruck oder ein ungewöhnlicher war. Allmählich schien der Vortrag dem Zuhörer nur die außerordentliche Schwierigkeit der inneren Gedankenarbeit zu veranschaulichen.

Es konnten ermüdende Wiederholungen kommen, wenn aber die Aufmerksamkeit des Zuhörers erschlaffte und er einige Sätze überhörte, so konnte es auch geschehen, daß er zur Strafe den Faden völlig verlor. Denn durch anscheinend bedeutungslose Zwischenglieder hatte indessen der eine oder andere Gedanke seine Einseitigkeit, seine Beschränktheit verraten, sich in Widersprüche verwickelt, und nun galt es diese Widersprüche zu überwinden, falls sie nicht schon überwunden waren.

Was am eigentümlichsten bei ihm erschien, das war die Vereinigung zweier Elemente: einmal die Sachlichkeit des Redners, der Umstand, daß alles um der Sache willen von ihm gesagt wurde, sodann sein Streben nach Klarheit, welches den Anschein hervorrief, daß alles dennoch um des Zuhörers willen allein gesagt werde, damit er im stande sei, es vollkommen zu verstehen.[1]

Ein schlechter Erzähler war dieser Redner, aber ein ungewöhnlicher Denker und Erklärer. Freilich waren die Kunstworte, die er anwendete, diese eigentümliche Terminologie, nach welcher „an sich" der Anlage nach und „an und für sich" die entwickelte Existenz bedeuten sollten, sehr dunkel; aber man gewöhnte sich daran, und es kam einem bald vor, als schwebte man über der Erde in Abstraktionen, so verdünnt und so sinnreich einander ergänzend, daß die Dialektik in Platons „Parmenides" unfein im Vergleich mit dieser Dialektik erschien, bald war es umgekehrt, als dringe man immer tiefer in immer konkreter werdende Gegenstände hinein. Die Stimme des Redners wurde kräftiger, der Blick, mit dem er um sich schaute, frei und sicher, wenn er mit bündigen Worten eine Gedankenbewegung, ein Zeitalter, ein Volk oder auch nur ein besonders merkwürdiges Individuum charakterisierte, wie z. B. jenen Neffen Rameaus, der ohne Nennung des Namens in der „Phänomenologie" geschildert und erklärt ist.

[1] Hotho, Vorstudien für Leben und Kunst. S. 383; Haym, Hegel und eine Zeit. S. 392; Scherer, Mélanges d'histoire religieuse. S. 299.

Der Anfänger, der den berühmten Redner ohne jegliches Exemplifizieren die abstrakten Begriffe entwickeln hörte, die für alles in den Welten der Natur und des Geistes gemeinsam seien, und von denen daher gesagt wurde, daß sie Natur und Geist in ihrem zugleich geheimnisvollen und methodisch geflochtenen Netze tragen, konnte zwar die Versuchung spüren, baldigst seines Weges zu gehen oder wenigstens nicht wieder zu kommen.

Aber er kam wieder, denn bald fesselte ihn der mühsame Vortrag, und bald machte er die ersten Fortschritte. Es war ihm ab und an, als ob ein Gedankenblitz das Dunkel erhelle. Der Zuhörer gewahrte, daß es sich hier nach der Auffassung des Redners nicht um ein System wie andere Systeme, um einen tieferen oder umfassenderen Unterricht als anderer Unterricht verwandter Art handle, sondern daß sich dieser Mann als den Verkünder einer ganz originellen Wissenschaft betrachte, die das Dasein umfaßte, alles, Gott und die Welt, erklärte, und alles abschloß, da alle Gedanken früherer Denker in seinem System aufgenommen waren, wie alle niederen Tierformen in dem Entwicklungsgang des menschlichen Embryos vertreten sind; alles Vorausgegangene deutete auf ihn hin, alle früheren Bestrebungen waren mit ihm dergestalt vollendet, daß von nun an nur von einer genaueren Ausführung der einzelnen Partieen des großen gegebenen Grundrisses die Rede sein konnte.

Von dem Augenblick an war der Zuhörer dem Zauber unterworfen. Selbst die Dunkelheit der Terminologie war ein Reiz mehr; die Schwierigkeit spornte an; es wurde eine Ehrensache zu verstehen, eine Lebensaufgabe zu verstehen. Und mit welchem Entzücken verstand man!

Ja, man verstand es: diese ganze Sinnenwelt war nur Schein; ihr Wesen war der Gedanke. Nicht all dieses Einzelne und Individuelle, nur das Allgemeine war wahr, war reell. — Ich denke, und durch das notwendige Fortschreiten meiner Gedanken kraft fester Gesetze erreiche ich die vollständige Kenntnis meiner

selbst und der Welt. — Ich denke meinen eigenen Gedanken, betrachte ihn nicht mehr von der Seite, von wo aus er der meine ist, sondern als den allgemeinen Gedanken, denke mir alle menschlichen Intelligenzen mit der meinen vereint, beraube sie alle jener Form der Individualität, die wesentlich erscheint, aber es nicht ist, und sehe in all diesen Geistern einen einzigen Geist und in demselben das Prinzip des Daseins. Dieses Grundwesen, das seinen höchsten Ausdruck im Menschen erreicht, ist dasselbe, das die Welt durchdringt, die Welt hervorbringt. Dieses Grundwesen, welches in der Natur blindlings wirkt und formt, wird sich in mir bewußt. — Das Unbedingte, die Idee, das, was populär Gott genannt wird, ist kein bewußtes oder persönliches Wesen, denn Bewußtsein und Persönlichkeit setzen voraus, daß ein Etwas außerhalb des Bewußtseins und der Persönlichkeit existiert, aber es ist auch nicht absolut unbewußt. Das Bewußtsein des Menschen von Gott, das ist Gottes Selbstbewußtsein. Ich höre auf als einzelner zufälliger Mensch zu leben, um das All in mir leben und pulsieren zu fühlen.

Die Logik, die eine scholastische Schulknabendisziplin gewesen, welche mittelst ihrer barbarischen Nomenklaturen (Barbara, Celarent, Ferio, Camestres, Baroco) sich aus sich selbst ergebende Folgerungen dem Gedächtnisse einprägte, die Logik, die nach langem Hinsiechen verachtet mit Tod abgegangen war, erstand somit in der Lehre von den Daseinsgedanken in ihrem Zusammenhange und ihrer Einheit zu neuem Leben, denn der erste Gedanke forderte den zweiten, rief denselben herbei, verschmolz mit ihm zu einem dritten, der seinerseits seinen Gegensatz, welcher zugleich seine Ergänzung war, hervorrief, und so forderte Gedanke mit Notwendigkeit Gedanke, bis die Gedankenschlange sich in den eigenen Schwanz biß und einen großen, undurchbrechbaren Ring bildete, von dem sich wieder die Reiche der Natur und des Geistes ablösten, wie die Ringe aus Odins Ring niederträufeln.

Und alle Wissenschaften kamen herbei und schöpften aus der neuen Metaphysik, wie aus einem Lebensbronnen, der sie alle verjüngte.

Und das System erhob sich vor dem Auge des Jüngers, einheitlich, wohlgegliedert, streng symmetrisch, mit innerer Unendlichkeit, ein Organon des Geistes, eine ungeheure gotische Kirche, wo jeder Teil das Ganze wiederholte, jede kleine Dreiheit die große Dreieinigkeit: Gedanke, Natur und Geist. Auf dem Granitgrund des Gedankens aufgebaut, strebte es durch alle die Pfeiler und Bogen der Naturreiche zum Geiste hinan, in die mächtige, den Himmel berührende Turmspitze auslaufend, in deren dreigeteiltem Bau die Religion das unterste, die Kunst das mittlere, die Philosophie das oberste Stockwerk einnahmen.

Doch mehr noch als das System galt dem Jünger die Methode. Denn die Methode, das notwendige Verfahren des Gedankens, war der Weltschlüssel, der Himmelsschlüssel. Es war die Methode, kraft deren man verstand. Es war die Methode, kraft deren man sah, daß die Weltgeschichte ein zusammenhängendes Drama sei, ein einziges, großes Freiheitsdrama. Jede Völkerschaft hatte darin ihre Rolle und alle diese Rollen griffen ineinander ein.

Zwar war es nur eine große Gedankendichtung, die man mit wissenschaftlicher Beweisführung verwechselte, eine neue Poesie, nur eine mehr dramatische, eine besser zusammengefügte als die, welche die intellektuelle Anschauung Schelling geoffenbart; zwar war es nur ein neuer, aber feinerer und stärkerer Rausch, als der, den man sich bei dem Naturphilosophen geholt; zwar ist heutigentags das System zusammengebrochen, und das allzu feine Gerät der Methode in unserer Hand zersprungen, so daß nur einzelne große Grundgedanken übrig bleiben — doch wer selbst in seiner frühen Jugend die Hegelsche Zeit innerlich miterlebt hat, wird vollkommen das Entzücken verstehen, welches das junge Geschlecht in jenen Tagen ergriff, die Kraft, die es aus diesen Weltgedanken sog.

Unter Hegels Schülern befanden sich um 1830 bereits Männer, die selbst schon Meister waren, Denker wie Hotho, Gans, Marheineke, Michelet; ja nahezu alles, was von nun an, bis tief in die fünfziger Jahre hinein, in den verschiedensten Fächern an hervorragenden Geistern ersteht, gehört ursprünglich der Hegelschen Schule an; so Rosenkranz und Werder, Strauß und Vischer, Feuerbach, Marx und Lassalle. Und es kamen Cousin von Frankreich, Heiberg von Dänemark, Vera von Neapel, um die Lehre nach ihrer Heimat zu verpflanzen.

Vom Lehrstuhle in Berlin breitete die Hegelsche Philosophie sich über ganz Deutschland, über die Welt aus. Selten oder nie hat man wohl ein geistiges Königtum so festgegründet gesehen. Als die Cholera 1831 Hegel hinwegraffte, verglichen seine Schüler ihn mit Aristoteles, mit Alexander dem Großen, ja mit Christus.

Was die schöne Litteratur des nächsten Jahrzehnts, besonders das junge Deutschland betrifft, so wirkte der Hegelianismus im allgemeinen wie eine in geistiger Beziehung befreiende Macht, als diejenige Macht, welche den religiösen Dogmenglauben stürzte und das Individuum dem staatskirchlichen Christentume gegenüber eine freie Stellung einnehmen ließ. Wir haben bereits gesehen, daß selbst so lyrische Naturen, wie Heinrich Heine, in dieser Hinsicht einen schwachen Anflug von Hegelianismus hatten, abgesehen davon, daß Heines scharfer Verstand in der Hegelschen Schule derartig durchgebildet wurde, daß man aus der Form seines Witzes die Hegelsche Dialektik, die jeden Begriff in sein Gegenteil umschlagen läßt, herauszufühlen vermag.

Doch insbesondere wirkte die Hegelsche Philosophie im Sinne eines modernen Griechentums auf die jungen Gemüter. Hegel beeinflußte die Jugend noch unzweideutiger in hellenischer Richtung, als selbst Goethe es gethan hatte.

Man erinnert sich vielleicht der Stelle in Heines Schrift über Börne, wo er von dessen nazarenischer Borniertheit spricht. Er

sage „nazarenisch“, erklärt er, um weder den Ausdruck jüdisch noch christlich zu gebrauchen, da ihm diese beiden Ausdrücke synonym seien, und er sie nicht sowohl gebrauche, um einen Glauben, als um eine Naturanlage zu bezeichnen. Und er stellt das Wort „nazarenisch“ in Gegensatz zu „hellenisch“, welches ihm gleichfalls eine angeborene, wie angeeignete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichnet. Mit anderen Worten: alle Menschen sind ihm entweder Nazarener oder Hellenen, entweder Menschen mit asketischem, bilderfeindlichem, krankhaft spiritualisierendem Hang, oder solche von lebensfreudigem, entwickelungsstolzem und wirklichkeitsliebendem Wesen. Und nun bezeichnet er sich selbst als einen Hellenen — eine Bezeichnung, die kein deutscher Romantiker sich jemals beigelegt haben würde.

Hellenismus in diesem Sinne strömte von Hegel aus. Hegel ist seiner ganzen Geistesrichtung nach ein Anhänger derselben damaligen Tendenz, die antiken Formen mit dem Inhalte einer neuen Zeit zu erfüllen, welcher wir auch bei Goethe begegnen, wenn er seine Iphigenie dichtet, oder bei Thorwaldsen, wenn er die Statue der Fürstin Barjátinska in griechischem Gewand ausführt. Es ist kein Zufall, daß Hegel und Thorwaldsen im selben Jahre, 1770, der eine nur wenige Monate nach dem andern, geboren sind, noch war es ein Zufall, daß Hegel am besten die Seite von Goethes Wesen verstand, die sich Griechenland zuwendete.

Hegel hatte als Württemberger seine Bildung aus zwei Quellen geschöpft, der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Empörung gegen die Theologie, und dem klassischen Altertum, das ihm bereits in den gelehrten Schulen seines Geburtslandes entgegengetreten war. Schon auf der Schulbank beschäftigte er sich beständig mit griechischer Sprache und Litteratur, und schon als Kind begeisterte er sich für die Antigone des Sophokles, die ihm späterhin als das typische griechische Kunstwerk gilt, auf welches er in seinen Schriften immer und immer wieder zurückkommt. Er nennt

das Studium der Antike die wahre Einführung in die Philosophie und bildet allmählich sein System als Ganzes den Systemen des Altertums nach; es verhält sich zu dem Gedankenbau des Aristoteles, wie Goethes Iphigenie zu der des Euripides, oder Thorwaldsens Alexanderzug zum Fries des Parthenon sich verhält.

Seine eigentliche ursprüngliche Gesinnung dem Christentume gegenüber verrät sich in den Studien und Forschungen, die er in seiner Jugend als Theologe pflegt und deren Inhalt Haym nach den Manuskripten wiedergegeben hat. Er zeigt hier, daß die griechisch-römische Religion eine Religion für freie Völker war, daß die Idee eines freien Gemeinwesens dem Griechen das Höchste, das Ideale, dem er seine Arbeit, sein Leben widmete, war. Der Gott des Christentums war nur ein Surrogat für die verloren gegangene republikanische Freiheit. Man hatte keine Macht mehr, konnte nicht mehr wollen, nur noch wünschen und beten. Und je mehr nun der Mensch zum Sklaven wurde, desto mehr bedurfte er eines Gottes außer und über sich. Und Hegel zieht den Schluß, daß es unseren Tagen vorbehalten blieb, die Schätze, die an den Himmel geschleudert worden sind, als Eigentum der Menschen zurückzufordern. Er greift hier Heine und Feuerbach vor.[1]

Hegel sieht in seiner Jugend das jüdische Altertum beständig durch das Glas der klassischen Auffassung. Die alte Geschichte der Juden nennt er „den Zustand einer vollkommenen Häßlichkeit". „Das große Trauerspiel des jüdischen Volkes," sagt er, „ist kein griechisches; es kann nicht Furcht noch Mitleid erwecken; denn beide entspringen aus dem Schicksale des notwendigen Fehltrittes

[1] Die Objektivität der Gottheit ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen in gleichem Schritte gegangen, und jene ist eigentlich eine Offenbarung dieses Geistes der Zeiten ... Außer früheren Versuchen blieb es vorzüglich unseren Tagen aufbehalten, die Schätze, die an den Himmel geschleudert worden sind, als Eigentum der Menschen wenigstens in der Theorie zu vindizieren; aber welches Zeitalter wird die Kraft haben, dieses Recht geltend zu machen und sich in den Besitz zu setzen?

eines schönen Wesens.“ Wie man sieht, hebt sich ihm Geschichte und Schicksal des Judenvolkes von einem Hintergrunde sophokleischer Weltanschauung und aristotelischer Theorieen ab. Begriffe wie Gesetz und Strafe erscheinen ihm nur häßlich. Die christliche Vorstellung der Sündenvergebung vermag er nur beizubehalten, indem er sie mit dem Begriffe eines durch Liebe versöhnten Geschickes vertauscht. Mit anderen Worten, er kann die Leidensgeschichte Christi nur schön finden, wenn er sie vom selben Gesichtspunkte aus wie „Ödipus in Kolonoi“ betrachtet, als ein Schicksal, von dem der Unschuldige betroffen wird, nicht als ein um anderer Sünden willen gebrachtes Opfer. Auch ihm ist sonach Judentum und Christentum eins und dasselbe: der häßliche Gegensatz zum Hellenismus.

Aus dem Schiffbruch des Positiv-Religiösen rettet er für sein Bewußtsein nur die Person und die Geschichte Jesu, indem ihm Jesus in persönlicher Form das wird, was ihm die Antike in der Form des Staatslebens war: ein schönes, göttlich-menschliches Leben. Dieser Jesus ist denn nicht schlechthin Jesus, es ist ein Jesus-Apollo, dem später von Heine im Gedichte „Der Friede“ geschilderten gleich: die mächtige Gestalt, die als Herz in der Brust die rote flammende Sonne trägt. Und wenn Heine in seinem Nachwort zum „Romanzero“ von seinem letzten Kniefalle vor der „hochbenedeiten Gottheit der Schönheit unserer lieben Frau von Milo“ spricht, die mitleidig auf ihn herabgesehen, selbst trostlos, ihm nicht helfen zu können, so treffen wir bei ihm auf die gleiche Verschmelzung des Heidnischen und des Christlichen. Denn diese Göttin ist nicht schlechthin Venus, es ist Venus-Madonna.

So ist denn Hegel selbst der Stammvater jenes heidnischen Hellenismus, dessen das junge Deutschland zu beschuldigen später Gebrauch wurde. Ja, es herrscht sogar in seiner Philosophie der Geist, aus dem sich ein Stichwort, wie das von der „Emanzipation des Fleisches“ entwickeln konnte. Es war ein Ausdruck, dem Heine von Frankreich her in der deutschen Litteratur Eingang verschafft

hatte, und der von seinen Bewunderern und Nachahmern weitergetragen, von den Feinden und Anklägern der jungen Litteratur aufgeschnappt und wie nichts anderes in gehässigster Weise gegen sie ausgebeutet wurde. Er mochte allerdings in Heines Mund einen frivolen Beiklang haben, einen häßlichen Beiklang in Laubes Mund. Bei den besseren unter den Männern des jungen Geschlechtes jedoch bedeutete er nichts, was im Grunde nicht schon Goethe und Hegel gewollt hatten. Karl Gutzkow hat mit Recht hervorgehoben, daß nur eine schmutzige Phantasie mit diesem Ausdrucke die Vorstellung einer Entfesselung böser Leidenschaften verbinde. Das Wort Fleisch enthalte ja an und für sich nichts Anstößiges. Sagt doch das Neue Testament: „Das Wort ist Fleisch geworden." Das Fleisch bedeutet im christlichen Sinne den Naturmenschen, das Ungetaufte, Ursprüngliche im Menschen. Unter dessen Emanzipation verstanden die jungen Schwärmer jener Zeit in Wirklichkeit nichts anderes, als die Wiedereinsetzung der Natur in ihre Rechte und den Krieg wider das Naturfeindliche. Was sie anstrebten, war, die Gesetze der Natur zum Maßstabe für unsere Lebensführung zu machen, das Natürliche vom Banne und Interdikt zu erlösen.[1]

Es schwebte ihnen ein im Hegelschen Geiste gehaltener Neuhellenismus vor.

Es hatte demnach in ihren Augen nicht gar viel zu bedeuten, daß Hegel als Greis bei dem starrsten, preußischen Konservatismus angelangt war, oder daß die Hegelsche Rechtsphilosophie die bestehenden Institutionen samt und sonders als Heiligtümer anerkannte und die höchsten ethischen Ideen als Götzen verwarf. Er hatte die Macht der zeitgenössischen Skepsis unterschätzt.

Wie viele Institutionen gab es wohl, die einem normalen Menschen der damaligen Zeit noch Gegenstand der Ehrfurcht und des Glaubens gewesen wären? Höchstens diese vier: das Königtum, die Kirche,

---

[1] Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. S. 135.

die Ehe und das Eigentum. In bezug auf diese ist Hegels Lehre die folgende:

Er behauptet das Königtum nicht so, daß er dessen Vorzug darin sieht, eine Garantie der ununterbrochenen Durchführung großer, politischer Pläne zu sein; nein, der Monarch ist ihm nur die vom Gedanken geforderte oberste Spitze des Staatsgebäudes, gleichsam der Punkt über dem i — und zwar im logischen Widerspruch zu seiner Theorie. Ist doch sonst bei Hegel das Subjektive stets nur ein sich wieder aufhebendes Moment; konsequenterweise müßte der Monarch hier in der Souveränität des Staates aufgehen. Das Königtum wird demnach nur durch ein Zugeständnis an das Bestehende von ihm behauptet. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich ein folgendes Geschlecht fand, welches die Schlußfolgerung zog!

In bezug auf die Kirche nahm Hegel dieselbe Schwenkung vor, die später von seinem Schüler Cousin als Minister in Frankreich ausgeführt wurde. Er ließ seine Anhänger von der Rechten, wie Göschen, die Übereinstimmung seiner Philosophie mit Bibel und kirchlichem Christentum nachweisen, ja er überhäufte sogar in seiner Zeitschrift Göschens Aphorismen mit Lob. Er, der als Jüngling in seinen Briefen an Schelling Kants Philosophie aus dem Grunde angegriffen, weil sie sich im Dienste der Orthodoxie verwenden ließ, er, der Hölderlin beschworen hatte, mit Dogmen niemals Frieden zu schließen, trieb nun in seiner Religionsphilosophie das zweideutige Spiel, jedes Dogma zum Symbol eines Gedankens zu machen und es dann mit der Wendung aufrecht zu halten, daß es dieselbe Wahrheit wie die Wissenschaft, nur in der Form der Vorstellung ausspreche. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Schüler daraus Schlüsse zogen.

Was die Ehe betrifft, so faßte sie Hegel ganz als Moment in der Familie, als mit dem Familieneigentum gleichberechtigt auf. Auf welchem Wege sie gestiftet wurde, war von untergeordneter Bedeutung. Daß die Eltern bestimmend eingriffen, wurde als

das sittlichere Vorgehen betrachet. In seiner Abneigung gegen die Eigenmächtigkeit des Individuums betonte er, welche Unvernunft darin liege, daß der einzelne „sich gerade auf dieses Mädchen kaprizioniere". Er sprach hierüber halb wie ein alter Spartaner, halb wie ein alter Spießbürger, und die Jugend, die weder spartanisch noch spießbürgerlich war, folgte hier nicht seiner Führung.

Das Eigentum endlich faßte Hegel als gänzlich von der Familie abhängig auf. Dasselbe ist ihm als Gemeinbesitz der Familie sittlich berechtigt. Nur wenn es nicht Besitz des einzelnen ist, erscheint ihm, was er die Begehrlichkeit des Egoismus nennt, überwunden. Er verwirft übrigens natürlicherweise mit Leidenschaft den Kommunismus. Doch die schiefe Ebene der Konsequenz lag offen, und die Zeit kam, wo Hegelianer, wie Marx und Engels, revolutionäre Schlußfolgerungen aus der scheinbar so konservativen Philosophie des Meisters zogen.

XXI

Kommt man von Hegels allumfassendem Blicke, der hohen Kunst Platens, dem geschliffenen Witze Börnes, dem lyrischen und satirischen Genie in Heines Gedichten, der klassischen Inhaltsfülle in Immermanns „Oberhof" zu den Männern des eigentlich sogenannten jungen Deutschland, so wird man den Übergang unleugbar als einen Sturz in künstlerischer Beziehung empfinden, als einen Sturz von der Überlegenheit und vollendeten Fertigkeit von Meistern zur Anfängerunreife, zu Anfängerflausen herab, und es gab unter den Männern des jungen Deutschland einige, die verurteilt waren, ewig Anfänger zu bleiben. Besonders, wenn man an Heine denkt, wird einem der Übergang von ihm zu seinen Nachahmern als ein Sturz von graziöser, göttlicher Frechheit zu jugendlich plumpen, wider alles anerkannte Herkommen, alle Gewohnheits-Sittlichkeit gerichteten Herausforderungen fühlbar.

Und doch waren die Besten unter ihnen, in ihren besten Augenblicken einer selbstlosen Hingebung fähig, die man bei Heine vergebens suchen würde.

Der traditionellen Gepflogenheit nach schließt man in das „junge Deutschland" weder Heine und Börne ein, die man als dessen Väter betrachtet, noch den Kreis von jungen Gelehrten, für welche Ruges und Echtermayers „Hallische Jahrbücher" einen Vereinigungspunkt abgaben, noch die Gruppe politischer Dichter, die in den vierziger Jahren den Gefühlen poetischen Ausdruck gaben, die sich 1848 Luft machten.

Traditionell wird die Bezeichnung in weit engerem Sinne als in dieser Schrift genommen.

Ihr Urheber war ein nicht sonderlich begabter, aber allzeit begeisterter, norddeutscher Schriftsteller, namens Ludolph Wienbarg (geboren zu Altona 1803). Er gab im Jahre 1834 unter dem vom Verleger Campe erfundenen kriegerischen Titel „Ästhetische Feldzüge" eine Reihe von Vorlesungen heraus, die er in Kiel gehalten, und um derentwillen ihm, so unschuldig ihr Inhalt auch war und so wenig sie mit ihrem salbungsvollen Tone jemanden aufzureizen vermochten, das Recht, an der Universität zu lehren, entzogen worden war. Diese Vorlesungen, durch die es einem Jetztlebenden schwer fällt, sich hindurchzuarbeiten, sind mit der Zueignung eingeleitet: „Dem jungen Deutschland, nicht dem alten, widme ich dieses Buch." Von dem Werke ist heutigentages nur noch diese Zueignung dem Gedächtnis aufbewahrt. Wienbarg verstand unter dem jungen Deutschland alle diejenigen jugendlichen deutschen Gemüter, welche in Kunst, Kirche, Staat und Gesellschaft mit der Überlieferung gebrochen hatten und auf litterarischem Wege ihren Drang nach Reformen zu befriedigen suchten.

Sein Programm für die neue Epoche der Litteratur ist von erschreckender Gewöhnlichkeit. Ihre Weltanschauung soll auf einer harmonischen Verbindung von Verstand und Sinnlichkeit beruhen. Er prophezeit einen neuen Hellenismus, bei welchem das Sinnliche mehr vom Geiste durchdrungen sein wird als bei den Griechen, das Geistige mehr von Sinnlichkeit durchsetzt als bei den Christen. Doch vor der Litteratur müsse erst das Leben selbst seine Wiedergeburt feiern. Das echte Kunstwerk vermöge das junge Geschlecht erst dann zu formen, wenn das Leben um und in ihm frisch und harmonisch geworden.

Wie man sieht, enthielten diese Deklamationen und Verheißungen nichts Neues. Heine hatte in hundert scherzhaften und poetischen Wendungen längst dasselbe gesagt. Sogar Menzel hatte es in seiner ersten

Periode mit all der Beredsamkeit eines verunglückten Poeten und eifrigen Parteimannes ausgesprochen. Hier nun wurde es in jener breiten blumigen Sprache und mit jenem Pathos vorgetragen, die auf unreife Gemüter selten ihre Wirkung verfehlen.

Neu war allein, daß hier zum erstenmal ein Repräsentant der Jugend, die in Heine den großen Schriftsteller des Zeitalters erblickte, sprach, wie daß zum erstenmal die Anschauung zu Worte kam, die Prosa sei die Form der neuen Zeit und von größerem Werte als die Versform. Die Wienbargsche Ästhetik, die auf eine Verherrlichung Heines hinausläuft, feiert ihn daher als den großen, den größten Prosaisten. Erst jetzt habe sich die deutsche Prosa, besonders durch die Einwirkung der französischen, geformt. Wienbarg ist Schillers Stil eine Paradesprache, der Goethesche Stil eine Hofsprache. Alle die früheren Größen der Litteratur, sogar Jean Paul nicht ausgenommen, hätten in einem Zauberkreise, fern vom Strome der großen Welt, gelebt. Was die Prosa eines Heine, eines Börne, eines Menzel, eines Laube von derjenigen früherer Schriftsteller unterscheide, sei ihr Mangel an Ruhe und Behaglichkeit, doch eben dieser Mangel sei deren entschiedener Vorzug, der des Lebens. Besonders wird Heine gepriesen, daß er „den flüchtigen Ruhm“, ein lyrischer Dichter zu sein, um des größeren willen verschmäht habe, auf dem kolossalen, alle Töne der Welt umfassenden Instrumente, das die deutsche Prosa darbiete, zu spielen.

Dieser Verherrlichung der Prosaform auf Kosten der metrischen schlossen sich zuerst Mundt, dann Laube, die beide nicht imstande waren, einen wohlklingenden Vers zu schreiben, mit Eifer an, besonders weil sie damit gegen die schwäbische Dichterschule, den Spätling der Uhlandschen Romantik, Protest einlegten. Von Mundt wurde dieser Prosakultus förmlich als das Evangelium der neuesten Zeit verkündet. — Wie wenig tieferer Gehalt sich bei Wienbarg fand, verrät besonders seine zweite Schrift „Zur neuesten Litteratur“ (1835), eine Sammlung von Essais ohne Kraft und Mark,

an denen nur das eine verdienstvoll ist, die mutige Treue des Autors Heine gegenüber zu einer Zeit, da sich die von Neidern und Moralisten beeinflußte öffentliche Meinung wider diesen gekehrt hatte.

Wienbarg hatte dem jungen Deutschland den Namen gegeben, einen Namen jedoch, der, wie man sieht, keine bestimmte Gruppe genannter Männer umfaßte. Auf bestimmte Persönlichkeiten wurde der Name sonderbarerweise erst infolge einer Angeberei und einer brutalen Regierungsverfügung angewendet.

Das ging folgendermaßen zu: Eine Reihe junger Schriftsteller, die zwar in keiner näheren Verbindung miteinander standen, jedoch geistige Emanzipation zu ihrer Losung gemacht hatten, war nach und nach aufgetreten. Sie standen alle dem Christentum fern und träumten von einer neuen pantheistischen Religion für die neue Zeit. Mehrere von ihnen strebten unter dem Namen einer „Emanzipation des Fleisches", oder „Rehabilitation des Fleisches", wie sie es nannten, eine Auflösung des Herkommens in der Moral und freiere Formen für die Vereinigung und Trennung der beiden Geschlechter an, doch trat dies Verlangen bei einigen, wie Laube, schal chimärisch, bei andern, wie Gutzkow, geschmacklos trotzig und seltsam hypochondrisch auf, bei dritten wieder, wie Mundt, gestaltete es sich zu einer Verfechtung dessen, was er in vager Weise Frauenemanzipation nannte, worunter er nichts anderes als eine freiere Stellung des Weibes im väterlichen Hause und in der Ehe verstand.

Alle schätzten in hohem Grade gewisse hervorragende Frauen, so in Frankreich George Sand, die einen starken Einfluß auf sie übte, in Deutschland Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Alle sprachen gern und laut von dem Rechte der Jugend, alle hatten von Hegel einen gewissen Freiheitsglauben und von der Julirevolution ihre allgemeine politische Tendenz. Wie Hegel Idee und Wirklichkeit versöhnt hatte, so wollten sie ihrerseits die Litteratur mit dem Leben verschmelzen. Sie hegten keine tiefere Sympathie für

einander und trennten sich rasch; zwischen ihnen herrschte keine andere Gemeinschaft, als die in der Regel unter Männern derselben Gruppe und Altersklasse stattfindet, so daß sie weit weniger eine politische Partei, als eine geistige Genossenschaft waren. Gleichwohl war nicht die Litteratur ihr eigentlicher Zweck; sie wollten sich den bewegenden Mächten der Zeit dienend anschließen.

Hierin lag auch der Grund, warum sie sich nicht mit den reinen Kunstformen abgaben, weder mit epischer, noch mit lyrischer und nur spärlich mit dramatischer Poesie.

Sie vergötterten alle den „Zeitgeist“ und huldigten ihm in journalistischen und novellistischen Arbeiten, in kritischen Versuchen und Räsonnements, oder in der Form von Reisebeschreibungen, Reisenovellen, mitunter auch in lang ausgesponnenen Romanen.

Der ohne Vergleich kräftigste Geist unter ihnen war der 1811 in Berlin geborene Karl Gutzkow, ein arbeitender, energisch forschender und strebender Geist, der Mann der tausend modernen Probleme, ewig ruhelos, der Zwitter eines analysierenden Kritikers und eines Poeten, aber ein Geist, dem nichts von selbst zufiel, der nichts mit Leichtigkeit erreichte. Sein Wesen war ohne Anmut, seine Jugend ohne Frische, seine Prosa ohne Rhythmus. Aber er besaß Kühnheit, Erfindungsgabe, Verstand und Unternehmungsgeist. Er hatte Pathos, doch keine Lyrik, Pointen im Stile, doch keine Melodie. Das, wofür er Sinn hatte, waren Ideen, all die Gedanken und geistigen Strömungen, welche die Zeit hervorgefördert.

Von Natur gehörte er zu den Schwerfälligen; doch seine litterarische Begeisterung war so echt, sein Ehrgeiz so groß und sein Wille so kräftig, daß er allmählich ein geistiger Mittelpunkt wurde und seinen Einfluß nach vielen Seiten hin ausstrahlen ließ. Um 1840 war ein Zeitpunkt, wo die Richtung eines großen Teils der besseren deutschen Presse von ihm und seinen Anhängern bestimmt wurde.

Wir haben gesehen, wie die Julirevolution den Schriftsteller

in ihm erweckte. Das Jahr darauf, die Blütezeit der Entlassungen, Einkerkerungen, Landesverweisungen in Preußen, drückte ihm die Feder in die Hand.

Jeder Buchstabe unterlag damals der strengsten Zensur. Sogar jede Anzeige im „Intelligenzblatt“ wurde darauf hin revidiert, ob sie nicht eine geheime politische Anspielung enthielt.

Gutzkow begann damit, eine Zeitung, „Forum der Journallitteratur“, herauszugeben. Er war mit den Hegelschen Ideen vom welthistorischen Fortschritte zu immer größerer Freiheit genährt und erzogen. Wie Gottschall es ausdrückt: Vor seinen Augen dämmerten lauter politische Morgenröten und befreiende Lehren. — Sein Blatt brachte es bis zu 70 Abonnenten und ging dann ein.

Mehrmals hatte der damalige Großmeister der deutschen Kritik, Wolfgang Menzel, ihn von Stuttgart aus auffordern lassen, zu ihm zu kommen, um ihn an seinem Litteraturblatte zu unterstützen, da er als neugewähltes Mitglied der württembergischen Kammer die Arbeit nur mit Mühe allein bewältigen könne.

Wolfgang Menzel stand zu jenem Zeitpunkte in den Augen der deutschen Jugend trotz seines Goethehasses und zum Teil gerade kraft desselben von einer Glorie umflossen da, wie später Katköff in Rußland oder Ploug in Dänemark in der ersten Hälfte ihres politischen Lebens. Er galt als Mann der Neuzeit und als Freiheitsmann, wie kein anderer. Eine der Aufgaben, die sich Gutzkow in seinem Blatte gestellt hatte, war gewesen, Menzel, den Mann nach seinem Herzen, gegen die Angriffe der Gegner in Schutz zu nehmen, und Menzel hatte viele Gegner, da er als Rezensent Rechthaberei und Streitsucht mit scheltender Grobheit verband. Doch er war gesinnungstüchtig, oder schien es zu sein. Während er Vaterlandsliebe und Religiosität tiefer erfaßt sehen wollte, als es Gebrauch und Sitte war, trat er zugleich politisch als eifriger Liberaler auf, war als solcher ein Bewunderer Börnes und Heines, die ihn als zuverlässigen Kampfgenossen betrachteten, und verfocht

auch, sobald er in die Kammer kam, daselbst alles, was moderner Fortschritt hieß, unter anderem die Emanzipation der Juden.

Als der kleine bleiche, magere und blonde Gutzkow, der kaum die Zwanzig überschritten, sich bei seinem um dreizehn Jahre älteren Herrn und Meister mit einer großen Ehrfurcht einfand, welche er selbst mit der des Studenten vor Mephistopheles-Faust im ersten Teile von Goethes Drama vergleicht, traf er einen Mann mit breiten Schultern, kräftigem Brustkasten und dunklem Haar, dessen glattrasiertes Antlitz dem eines katholischen Geistlichen glich. Um den Mund mit den häßlichen, gelben Zähnen spielte ein satirisches Lächeln, die von der Brille bedeckten, kurzsichtigen Augen hatten zugleich etwas Trotziges und Feierliches. Sein Temperament schien gewaltsam, sein Wille unbeugsam zu sein. Der Ausdruck seiner Mienen konnte, wenn er von irgend einem erotischen Buche sprach, in seiner Lüsternheit sich bis zum Faunischen steigern. Doch verabscheute er die Weltlichkeit Goethes in gleich hohem Grade wie dessen Gleichgültigkeit gegen Politik, und huldigte kritiklos Männern und Verhältnissen, die ihm als Vertreter des Rätselhaften erschienen. Sein Wesen war eine echt priesterliche Mischung von Ironie und Mystik. Er liebte Voltaire und schwärmte für Görres.

Im Anfange gestaltete sich das Zusammenleben und Zusammenarbeiten zwischen Meister und Lehrling gut. Gutzkow, der bald in dem einen, bald in dem andern kleinen Örtchen in der Nähe Stuttgarts lebte, rezensierte unverdrossen die Bücher, die er von Menzel stoßweise zugesandt erhielt. Er erlernte rasch den sichern, kurz angebundenen Journalistenton, und alles war in Ordnung. Selbstverständlich fanden die jugendlichen Arbeiten, die er selbst nunmehr herausgab, einen mehr als nachsichtigen Beurteiler in Menzel. Und doch waren diese Bücher schwach genug. „Briefe eines Narren an eine Närrin“ sind humoristische Ergüsse ohne Originalität in einem Stile, der halbwegs Jean Paul, halb Heine nachahmt; „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“ spielt in Tibet und schildert den

Seelenzustand eines Menschen, der zum Dalai-Lama gewählt und also als Gott angesehen wird; es ist eine heute unlesbare Phantasterei. Nichtsdestoweniger wählte Menzel, als er diese Bücher anzeigte, unter den Vignetten, die er abwechselnd in seinem Blatte brachte, einen Lorbeerkranz und setzte Gutzkows Namen zweimal hinein.

Gutzkow wollte in „Maha Guru" zeigen, wie der Gott, den man in Dalai-Lama inkarniert glaubt, von dem Menschen in ihm überwunden wird, so daß die falsche Gottheit von dem wahren Adel, der wahren Göttlichkeit des Menschen in Schatten gestellt wird. Doch sollte das Buch zugleich ein philosophisch-satirischer Roman im alten Stile, der unter fremder Maske auf die heimischen Zustände anspielte, sein. Die Theokratie in Tibet sollte an die Hierarchie in Europa erinnern, die tibetanische Polyandrie auf die europäische Frauenemanzipation hinweisen. Die fremden Landschaften, die Gutzkow nie gesehen, die fremden Sitten, die er nicht um ihrer selbst willen schilderte, konnten nur geringes Interesse einflößen. Was ihm zu dem Buche Anlaß gab, war eine Anekdote über den französischen Atheisten Billaud Varennes, der in der Schreckensperiode der Guillotine entgangen, nach Amerika geflohen und dort von den Wilden als Gott verehrt worden sein sollte. Wegen seiner Geschicklichkeit Vögel zu fangen, abzurichten und auszustopfen hätten ihn die Eingeborenen als einen zweiten Schöpfer betrachtet. Der Anlaß hatte also nichts mit Tibet und nichts mit dem angeblichen Ernste des Buches zu thun.

Noch bis zu diesem Zeitpunkte waren das junge Deutschland und dessen Väter in Menzels Augen weder Lästerer des Heiligen, noch schlechte Patrioten. Gutzkows Irreligiosität störte noch nicht das gute Verhältnis zu seinem Meister. Und Menzel selbst pries Börnes Pariser Briefe, die von allen Seiten angegriffen wurden, als eine männliche That und entschuldigte deren starke Ausdrücke als Stimmungsausbrüche, die nicht mit allzugrober Handgreiflichkeit

beurteilt werden dürften, sie mit Johanniswürmchen vergleichend, die in milden Sommernächten lieblich glühen, doch zu armseligen, grauen Insekten zusammenschrumpfen, sobald man mit plumpen Händen nach ihnen greift.

Gleichwohl war es unvermeidlich, daß sich das Band zwischen Menzel und Gutzkow baldigst löste. Gleich von vornherein hatte es Gutzkow nicht an Warnungen gefehlt, sich mit dem Stuttgarter Schriftsteller nicht allzutief einzulassen. Selbst Hegel, der für den jungen Mann Interesse hegte, hatte zu ihm gesagt: „Wie kann man sich mit einem solchen Menschen verbinden!" Die erste Nichtübereinstimmung zwischen ihnen ergab sich auf Grund der Stellung, die Menzel den süddeutschen Lyrikern gegenüber einnahm, der sogenannten schwäbischen Dichterschule, welche sich an Uhland, der nicht nur den Ruf, den er vollauf verdiente, sondern einen noch weit größeren genoß, angeschlossen hatte. Als guter Schwabe schätzte und förderte Menzel diese Männer, Gustav Schwab, Gustav Pfizer, Karl Mayer u. s. w.; als Stütze der herkömmlichen Frömmigkeit und Moral hielt er sie hoch und spendete ihnen Lob. Gutzkow aber mit seinem lebendigen Sinn für die Ideenseele eines Zeitalters, Gutzkow, für den die Litteratur die streitende Kirche war, empfand den tiefsten Widerwillen gegen diese Sonntagsnachmittagslyriker mit Goldschnitt, die als Dichter entweder alte, tote Balladenstoffe in Reime brachten, oder ihre kleinen, sentimentalen Stimmungen versifizierten, dabei stets als vorsichtige Beamte für ihr Avancement lebend, nie ihr Ziel, Professoren oder Konsistorialräte zu werden, außer acht ließen.

Als nun Goethes Gespräche mit Eckermann erschienen, zeigte es sich, wie streng Goethe seinen Bewunderer Uhland beurteilt hatte. Er erkannte nur dessen Balladen an und fand im übrigen den Inhalt seiner Dichtungen so dürftig, daß er sich nicht damit beschäftigen mochte. Goethes Briefwechsel mit Zelter brachte noch weit schärfere, höhnisch wegwerfende Urteile über die gesamte

schwäbische Schule von Uhland bis zu Pfizer: Goethe hätte sich von dieser Seite nie etwas Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes versprochen. Diese Herrlein verdeckten ihren Mangel an Genie mit „dem sittig-religiös-poetischen Bettlermantel“.[1]

Da fand denn auch Gutzkow den Mut es auszusprechen, wie widerwärtig ihm all diese alte Kloster- und Hirtenromantik sei. In einer Abhandlung „Goethe, Uhland und Prometheus“ richtete er einen leidenschaftlichen Angriff gegen diese Dichter, die „ihren Glauben ihrem Taufscheine; ihre Sitten der Gewöhnung, ihre Grundsätze dem Herkommen und ihre eigene Poesie der Poesie anderer“ verdankten, und er ruft ihnen zu: „Was habt Ihr? Abendsonnenspaziergänge, Stimmungen, Sommerfäden. Wo ist Euer Ringen zum Neuen?“

Unterdessen war in der Welt rings um ihn her die Reaktion gegen den Einfluß der Julirevolution in vollem Gange. Metternich beherrschte nicht nur Österreichs, sondern auch Preußens Politik, und als der Jugend in Deutschland ein Licht darüber aufging, wem die Macht und die Energie nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in einer unabsehbaren Zukunft gehörten, da schloß sie sich den Machthabern an. Gutzkow sagt, daß in jenen Tagen von hundert Studenten an der Berliner Universität siebenundneunzig hochkonservativ gewesen, und es habe jede Begegnung mit einem alten Schul- oder Universitätskameraden, geschweige mit einem Beamten oder Offiziere, auf sein Gemüt stets den peinlichsten Eindruck gemacht.

Unter solchen Verhältnissen verlieren begabte und trotzige Jünglinge nicht selten ihren Gleichmut, und begehen Unbesonnenheiten, die ihnen ihr ganzes Leben lang zum Vorwurfe gemacht werden.

---

[1] „Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.“

Schleiermacher war tot, war mit Sang und Klang als einer der Kirchenväter des Protestantismus, einer der Heiligen der Theologie zur Erde bestattet worden. Mit Recht hatte man schon früh über ihn die Äußerung gethan, sein Name entspreche seinem Wesen. Mittelst Hunderter von Halbheiten und Unklarheiten hatte er bis zu seinem Tode seine Popularität aufrecht erhalten. Niemand hatte nach demselben seine romantische Jugendsünde, die vertraulichen Briefe über Lucinde erwähnt.

Da konnte Gutzkow der Versuchung nicht widerstehen, das vergessene Buch wieder herauszugeben und sich und seine Freunde gegen die immer und immer wieder vorgebrachte Beschuldigung gottloser Frivolität dadurch zu decken, daß er die gleiche erotische Anschauungsweise, die sie vertraten, ja selbst ihre Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches in dessen Rechte auch bei dem Manne Gottes nachwies, welcher der bewunderte Herr und Meister der Theologen war.[1]

Das hätte ein guter, taktischer Zug sein können, wenn er nicht, dreiundzwanzig Jahr alt, wie er war, das Buch noch dazu mit einer knabenhaften, geschmacklosen Vorrede eingeleitet hätte. Er wendet sich hier gegen „die Zionswächter“, verhöhnt ihre Scheinheiligkeit und geistliche Koketterie und fordert sie auf, einen Augenblick ihre Talare wegzuwerfen, die Beweisstellen dafür, daß ein von ihnen immer wieder neu gekreuzigter Mensch Gott gewesen, zu vergessen, und zu hören, was sich einst auf anderen Gebieten in der Welt der Freiheit, der Jugend und der Phantasie begeben habe.

Diese Begebenheiten sind Schlegels „Lucinde“, dieses liederliche Skelett, welches Gutzkow herrlich und klassisch, und Schleiermachers Briefe darüber, welche er göttlich findet. Diese Briefe sprechen für sich selbst. So ungerechtfertigt auch deren Überschätzung von „Lucinde“, so ist das sich darin kundgebende echtmenschliche Gefühl

[1] Man vergleiche den zweiten Band dieses Werkes. S. 108 flg.

doch kühn und schön. Gutzkows Vorrede unterstreicht alles in herausfordernder, unschöner Weise. Er tritt hier ein für die Genialität der Liebe, hebt hervor, daß der Priestersegen in bezug auf die Heiligkeit eines Liebesverhältnisses weder etwas hinzuthun, noch etwas hinwegthun könne, eifert in höhnenden Worten gegen die kalte Prosa der Alltagsehen, „die Wassersuppenhochzeiten und die ganze Misere ordinärer Kindererzeugung und schimmlichter Broterwerbung“. Hierauf schließt er mit mutwilliger Geckenhaftigkeit: „Nichtwahr, Rosalie, erst seitdem Du Sporen trägst an Deinen seidenen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen, und ich eine neue Art von Inexpressibles für Dich erfinden mußte und Du überall als meinen jüngsten innigstgeliebten Bruder giltst, weißt Du, was ich sprach, als ich sprach: Ich liebe Dich!“ Und nicht zufrieden mit dieser Hosen tragenden Weiblichkeit, die des jungen Gutzkows Begriff von Emanzipation verwirklicht, spielt er zu allerletzt noch einen atheistischen Trumpf aus: „Wo ist Franz? — Komm, Du holder Junge, den sie mir heimlich getauft haben! Sprich, wer ist Gott? Du weißt es nicht? Unschuldiger Atheist! Philosophisches Kind! Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!“

Man bedarf keines besonders feinen Gehörs in kritischer Beziehung, um das Unwirkliche in dieser burschikosen Großsprecherei herauszuhören. Das Original jener Rosalinde, die Gutzkow in Pagentracht begleiten sollte, war wohl weit eher Byrons Kaled in „Lara“ als irgend ein Nähmädchen aus Heidelberg oder Berlin. Man kann sich indes leicht vorstellen, wie eine solche Vorrede zu einem solchen Buche auf das große Publikum und eine wohlgesinnte Journalistik wirkte.

Es bedurfte nur noch eines Tropfens, um den Becher des Ärgernisses überfließen zu machen und Gutzkow der öffentlichen Sympathieen zu berauben.

Er versäumte nicht diesen Tropfen einzugießen. Er schrieb

1835 „Wally, die Zweiflerin", einen äußerst schwachen, in einem entscheidenden Punkte parodistischen Roman, der indes das folgenreichste Werk der schönen Litteratur jener Zeit wurde.

Strauß' „Leben Jesu" war eben damals erschienen, und hatte durch seine Auflösung des vermeintlich Historischen in Mythen — genial und kühn, ja bis zur Tollkühnheit vermessen, wie die Hypothese war — das geistig bewegte Deutschland in die heftigste Aufregung versetzt. Die Entrüstung war allgemein. Ein tausendstimmiges Verdammungsurteil scholl durch ganz Deutschland, von der Eider bis zur Schweiz. Noch ein Menschenalter später haftete infolgedessen auf dem Namen von David Friedrich Strauß im Bewußtsein der großen Menge ein schwarzer Fleck.

Überall wurde das Buch diskutiert, und als Gutzkow eines Abends dessen Problem erörterte, erhielt er von einem jungen Mädchen, in das er ein wenig verliebt war, die Antwort: „Davon reden Sie nicht! An all das nur zu denken macht wahnsinnig!" — Worte, die einen starken Eindruck auf ihn machten.

Das Buch von Strauß hatte ihn indessen nicht befriedigt. Rationalist, wie er war, verlangte es ihn nach einem historischen Jesus. Er griff daher auf die alten Wolfenbüttler Fragmente von Reimarus, die schon Lessing so sehr beschäftigt hatten, zurück und beschloß einen Auszug derselben herauszugeben, wendete sich jedoch in dieser Angelegenheit vergebens an den mutigsten der deutschen Verleger, Campe; der trotz seiner unerschrockenen politischen Haltung nicht wagte, es mit den Hamburger Priestern, den Nachfolgern des Pastor Götze in der Seelsorge, zu verderben. Da inzwischen gleichzeitig die edle Charlotte Stieglitz ihren tragischen Selbstmord beging, verschmolz sich der Eindruck dieses Todesfalls mit den Eindrücken, welche die Worte des jungen Mädchens und Reimarus' Bibelkritik auf ihn geübt — und „Wally, die Zweiflerin" entstand.

Ein kindisches Buch ist diese „Wally", aber unschuldig, rechtschaffen und naiv. Die Heldin ist eine junge Weltdame, die aus-

Verzweiflung über ihre Unfähigkeit, Herr der Zweifel zu werden, welche von dem von ihr geliebten jungen Manne, dem skeptischen, innerlich ausgebrannten Cäsar, in ihr geweckt worden sind, sich mit einem Dolchstiche den Tod giebt.

Gutzkow hatte hier der Versuchung nicht widerstehen können, die ehrwürdigen Leuchten und Vorkämpfer der Kirche, die Inhaber des roten Adlerordens verschiedener Klassen daran zu mahnen, daß einstmals ein gewisser Voltaire, ein gewisser Hume, ein gewisser Lessing u. s. w. gelebt. Es reizt das ja einen Jüngling, solche feine Leute an solche vergessene Existenzen zu erinnern. Aber er hätte es jedenfalls mit Talent thun sollen. Nun schrieb er einen Roman, dessen Handlung ein bloßer Vorwand für Theorieen, eine schwache Nachahmung von George Sands kurz zuvor erschienener „Lelia“ war.

Doch er stand in seines Lebens Lenz. Es war ihm, als ob die ganze Welt im Begriffe sei, sich zu verjüngen. Noch strahlte am Horizont der Schimmer der untergehenden Sonne Hegels, Bettina ging wie ein Morgenstern auf, Rahels ewig junge Weisheit verbreitete sich nach ihrem Tode gleich befruchtendem Tau über die Lande, Lenaus und Rückerts erste Poesieen klangen wie Lerchengesang, Ruges erste kritische Artikel, Ludwig Feuerbachs erste philosophische Schriften waren wie frische, die Luft reinigende Frühlingsbrisen; die Zeit schien ihm so sonnenhell, so bezaubernd, so üppig fruchtbar, daß sie gleichsam von den beiden herrlichen Sommern 1834 und 1835, zwei schwellend reichen Frucht- und Weinjahren, symbolisiert ward. Und so beging er denn seine erste große Jugendeselei.

Er begnügte sich nicht damit, in seinem Buche seine religiösen Ketzereien niederzulegen, er rückte auch mit seinen sittlichen Ketzereien heraus — mit Trotz gegen die herkömmlichen Anschauungen in der Geschlechtsmoral, leider einem höchst plumpen, unreifen Trotz. Doch wie unschuldig Gutzkow in Wirklichkeit jenes von ihm selbst gebrauchte

Stichwort der „Emanzipation des Fleisches“ auffaßte, beweist am besten die berüchtigte Szene in „Wally“, worin der Verfasser seinem Kultus der Schönheit Ausdruck geben wollte.

Wally liebt Cäsar und findet bei ihm Gegenliebe, doch sie können sich nicht verheiraten, denn Wally hat sich dem sardinischen Gesandten verloben müssen. So richtet denn Cäsar an sie die Bitte, sie möge, um gleichsam symbolisch eine geistige Ehe mit ihm einzugehen, in der Brautnacht selbst sich einen Augenblick nackt „in ihrer ganzen natürlichen Schönheit“ vor ihm zeigen. Es giebt ein altes, deutsches Gedicht, in welchem Sigune sich auf diese Weise Tschionatulander offenbart.

Niemand wird leugnen, daß Cäsars Bitte verrückt und deren Erfüllung lächerlich ist. Die Szene war aber so keusch gemeint und ist so zahm ausgeführt, daß nur die äußerste Gemeinheit um eines so geringen Anlasses willen die Polizei gegen die Litteratur zu Hilfe rufen konnte. Es wird geschildert, wie links vor dem Held aus dem sonnigen Nebel ein Bild bezaubernder Schönheit tritt: Sigune, die sich verschämter entblößt, als die mediceische Venus ihre Nacktheit deckt. Sie steht da hilflos, von der Thorheit der Liebe, die sie um diese Gnade bat, geblendet; sie ist nicht mehr Wille, nur Scham, Unschuld und Hingebung. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die Szene heiligt, blühen dort keine Rosen; aber eine hochstämmige Lilie ist nahe an ihrem Körper emporgekeimt und deckt sie als Blume der Keuschheit symbolisch. Es war nur ein Atemzug, ein stummer Moment ... das Ganze war ein Frevel, aber der Frevel der Unschuld und ewig schmerzlichen Entsagens.

Das ist alles.

Gutzkows Verhältnis zu Menzel war nicht mehr das alte. Er hatte sich hier und da in einem Vorwort oder in einem Artikel einen leichten Scherz oder einen bescheidenen Protest gegen seinen ehemaligen Beschützer erlaubt. Dazu kam, daß er Menzel aus

praktischen Gründen schon seit längerer Zeit ein Dorn im Auge war. Durch die Herausgabe des litterarischen Beiblattes zu dem in Frankfurt erscheinenden Journale „Phönix“ machte er dem „Litteraturblatt“ eine gefährliche Konkurrenz. Schlimmer noch war es, daß sich allmählich ein freundschaftlicher Briefwechsel zwischen ihm und den leitenden Männern der emporstrebenden Litteratur, wie Laube, Wienbarg, Mundt u. s. w. entwickelte, und diese im Begriffe standen, sich so ziemlich aller wichtigeren litterarischen Organe in Berlin, Leipzig, Frankfurt und Hamburg zu bemächtigen. Als endlich Gutzkow und Wienbarg im Sommer 1835 mit einer Subskriptionseinladung zu einer großen litterarischen Revue in der Art der „Revue des deux mondes“ hervortraten und fast alle die angesehensten litterarischen Namen Deutschlands, darunter Universitätsprofessoren wie Böckh, einflußreiche Schriftsteller wie Varnhagen, von einem Talente wie Börne und einem Genie wie Heine nicht zu reden, auf der Liste der Mitarbeiter prangten —, da fühlte Menzel die Notwendigkeit, einen vernichtenden Schlag zu führen.

Der Aufruf zur Teilnahme an der „Deutschen Revue“ war erschienen, von Gutzkow in einer naiven, pathetischen Blumensprache verfaßt: wie die Wissenschaft aus ihren dumpfen Sälen sich in die freie Natur hinaus sehne, Minervas Vogel nicht mehr die lichtscheue Eule sei, sondern der Adler, der mit offenen Augen in die Sonne fliege u. s. w.

Statt sich an dieses unschuldige und in gewisser Beziehung vielversprechende Programm zu halten, ließ Menzel in seinem Litteraturblatte vom 11. und 13. September 1835 ein Manifest gegen die jungen Schriftsteller, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete, erscheinen. Die Rechtfertigung dieser seiner Handlungsweise, die er als alter Mann[1] versucht hat, bekundet zwar unzweifelhafte Beschränktheit, jedoch keine ehrliche Überzeugung. Um

[1] Menzel, Denkwürdigkeiten. S. 364.

den weltbürgerlichen Tendenzen und französischen Sympathieen des jungen Deutschland recht zu Leibe zu gehen, stempelte er es als „La jeune Allemagne“. Er richtete seinen Hauptangriff gegen „Wally“, indem er ein paar Stellen herausriß, um nachzuweisen, daß der Roman aus lauter Unzucht und Gotteslästerung bestehe, und stellte so das völlig verschwindende sensuelle Element des Romans, die Sigune-Szene, als die Hauptsache darin hin.

„Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren. Sie waren gang und gäbe bei den französischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palais Royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das Gott sei Dank gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaires. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes, jetzt wird es umsoweniger durchdringen. Die Litteratur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken ... Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht versähen, solches Gift dem Publikum feilzubieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben ... Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in Euern Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich erwärmt .... So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Litteratur entweihen.“

Und als praktischer Journalist begnügte sich Menzel nicht damit, wie es der wahre Schriftsteller thut, seine Meinung ein für allemal zu sagen; er wiederholte seine Beschuldigungen in jeder Nummer seines Blattes mit immer stärkerem Nachdruck, mit immer

gröberen Worten, giftigeren Beschuldigungen; er richtete immer bestimmter den Appell an den Staat, mit seiner Macht einzugreifen, während es noch Zeit sei.

Am 26. Oktober schrieb er unter anderem: „Ich weiß zwar wohl, daß es einigen sicheren Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasieen einiger weniger verirrter Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Christentum, gegen die Moral, gegen die Ehe vorderhand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden... Über dem neuen litterarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga ... Wie werden die Menschen, die nur an das Fleisch glauben, wie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, daß er reiner ist, als sie... Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, daß sie uns das Franzosentum in Worten und Werken predigen? ... Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf... Man schließt sich zum Teil an St. Simon an, man verkündigt einen noch ausschweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil... Heute gehören diese Grundsätze noch den engeren, aristokratischen Kreisen der Litteratur an... Aber wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind?"

Am 11. November richtet Menzel seine Angriffe direkt gegen die preußischen Universitätsprofessoren, die unbesonnen genug gewesen, Gutzkow ihre Mitarbeiterschaft bei seiner Revue zuzusagen:

„Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staat noch das Christentum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschend sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daß jetzt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks" und eine Republik der Sansculottes und Sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Christentum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen alles Bestehende wüten sollten?"

Und er schließt seine Ausfälle damit, daß er die guten Germanen Gutzkow, Wienbarg, Mundt, Laube, Kühne wegen ihres vermeintlichen Anschlusses an Börne oder Heine als eine jüdische Partei bezeichnet. Das junge Deutschland sei eigentlich ein junges Palästina.

Infolge dieser Denunziationen wurde Karl Gutzkow wegen Gotteslästerung und Schilderung unzüchtiger Gegenstände in Anklagezustand versetzt, und Menzel war unehrenhaft genug, während sich Gutzkow in Untersuchungshaft befand und der Prozeß geführt wurde, die öffentliche Meinung auch weiter noch gegen ihn aufzuregen. Nichtsdestoweniger wurde er in Mannheim nur zu zehn Wochen Arrest verurteilt und zwar wegen Angriffs auf die in Baden bestehende christliche Religionsgemeinschaft. Die Angst vor revolutionären Bewegungen, zu denen nach Menzels Behauptung die Lehren des jungen Deutschland führen mußten, brachte jedoch den deutschen Bund selbst in Bewegung, uud am 10. Dezember 1835 faßte der Bundestag einen Beschluß, der auf nichts Geringeres abzielte, als die ganze Gruppe der jüngeren und älteren Schriftsteller, die hier unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland" zusammengefaßt waren, zu vernichten. Es heißt darin:

„Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung »Das junge Deutschland« oder »Die junge Litteratur«

eine litterarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung ... sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1. Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker wie Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung »Das junge Deutschland« oder »Die junge Litteratur« bekannten litterarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern" u. s. w. u. s. w.

So kam die Benennung „Das junge Deutschland" zum erstenmal offiziell zur Anwendung. Der deutsche Polizeibundesstaat war es, der als kritische Autorität eine Gruppe mit Namen genannter Männer auf eine sogenannte unsittliche und verderblich wirkende „Schule" zurückführte, und zwar auf die Angeberei eines einzigen gehässigen Konkurrenten hin.

Menzel fällt dieselbe Bedeutung dem jungen Deutschland gegenüber zu, wie in der englischen Litteratur sie seiner Zeit Southey „der satanischen Schule" alias Byron und Shelley gegenüber hatte, oder ein Menschenalter später Katköff sie „der landesverräterischen Schule": Herzen, Ogarew und Bakunin gegenüber gewann. In bewegten Zeiten ist der Denunziant ein ebenso notwendig ergänzender Gegensatz zu den Vordergrundsfiguren, wie es in alten Tragödieen der Neidhart und Spion dem Helden gegenüber war.

XXII

Der Beschluß des Bundesrates in betreff der Unterdrückung der Schriften des jungen Deutschland erstickte nicht bloß die angekündigte „Deutsche Revue“ in der Geburt; auch Mundts in Leipzig erscheinender „Litterarischer Zodiacus“ und Laubes „Mitternachtszeitung“, die in Braunschweig herauskommen sollte, mußten ihr Erscheinen einstellen. Mundt hatte sich vergebens mit all der Tapferkeit eines vorsichtigen Mannes gleich nach Menzels ersten Angriffen auf Gutzkow und dessen Freunde beeilt, eine Reihe scharfer Artikel gegen Heine, Gutzkow und Wienbarg zu bringen. Es nützte ihm nichts.

In der nächstfolgenden Zeit sah es aus, als bezwecke der Bundesbeschluß nicht bloß alles das zu treffen, was die geächteten Schriftsteller bisher geschrieben, sondern auch alles, was sie etwa in Zukunft herauszugeben beabsichtigen könnten. So hieß es ausdrücklich in einem preußischen Ministerialreskript vom 11. Dezember 1835, „was H. Heines zukünftige Schriften betrifft, so sind dieselben, in welcher Sprache sie immer herauskommen mögen, den gleichen Bestimmungen zu unterwerfen, wie Gutzkows, Wienbargs, Laubes und Mundts Schriften“. Ja, man ging nicht allein darauf aus, die genannten Schriftsteller gänzlich zum Schweigen zu bringen, man verbot — wie in Rußland, wenn die Regierung jemandem an den Leib will — überhaupt im Druck ihren Namen zu nennen, sei es auch nur, um sich in geringschätziger Weise über sie auszulassen. Mundts Name wurde daher aus der Mitarbeiterliste der

„Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" gestrichen, und in den Ankündigungen der von Mundt und Varnhagen veranstalteten Ausgabe von Knebels litterarischem Nachlasse durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden.

Besonders strenge Maßregeln wurden zugleich gegen die ausländische Presse ergriffen. Einige wenige unschuldige englische und französische Blätter wurden gestattet. Gegen die übrigen griff man zu dem Auswege, das gleiche Postporto wie für Briefe für sie zu erheben, wodurch der Preis einer jeden Zeitung sich auf mindestens 500 Thaler jährlich belief.[1]

Die leitenden Männer des jungen Deutschland wurden auf diese Weise vor die Zwangswahl gestellt, entweder vollständig zu verstummen und in schweigendem Trotz ihre Zeit abzuwarten, oder ihre Vergangenheit zu verleugnen und durch demütigende Versprechungen hinsichtlich ihres zukünftigen Verhaltens sich andere Bedingungen zu erkaufen. Es wird niemand, der in bezug auf die Durchschnittsmannhaftigkeit in der litterarischen Welt Erfahrungen gemacht hat, wunder nehmen, daß nur sehr wenige die Probe bestanden, und umgekehrt die Zahl derer groß war, die zu dem letzteren Auskunftsmittel griffen. Weder Heine, Wienbarg, noch Gutzkow beugten sich, im übrigen jedoch florierte gar üppig die Erbärmlichkeit. Scharen von jungen Schriftstellern hatten mit ihren philosophisch-revolutionären, politisch-oppositionellen Ideen stolz gethan. Nun beeilten sie sich, ihre philosophische Zahmheit und politische Unschädlichkeit an den Tag zu legen. Es war ein Ehrenname gewesen, dieser Name des jungen Deutschland. Nun, da diejenigen, die ihn trugen, sich unter spezielle polizeiliche Aufsicht gestellt sahen, mochte sich niemand zu ihm bekennen; nun behauptete ein jeder, er wenigstens gehöre nicht zu dieser Schule, und habe er jemals dazu gehört, so sei das eine alte, längst begrabene Geschichte, er sei seit-

[1] A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 1874. Zweiter Band, S. 174 flg.

her der anständigste Mensch der Welt geworden. Es zeigte sich hier, wie so häufig, daß die moderne gelehrte Erziehung nur obenhin Kenntnisse vermittelt, nicht aber Charaktere bildet, und am seltensten unter dem schreibenden Volk.

August Lewald, der in allem und jedem der Gruppe angehört hatte, erwirkte die Aufhebung des Verbotes seiner Zeitschrift „Europa" nur durch die von ihm abgegebene Erklärung, nie etwas veröffentlicht zu haben, was dem Staate, der Religion oder den Sitten widerstreite. Verfolge das junge Deutschland derartige Tendenzen, so könne er demnach durch dieselben nicht kompromittiert sein. Eduard Duller, der als Gutzkows Mitredakteur die Zeitung „Phönix" herausgegeben, verwahrte sich öffentlich dagegen, mit den Bestrebungen des jungen Deutschland irgendwie zu sympathisieren und sagte sich von der ganzen Richtung seines früheren Mitarbeiters los. Theodor Mundt gab die Erklärung ab, „die fabrizierte Kategorie", das junge Deutschland, sei ihm stets fremd gewesen, da es sich voraussehen ließ, daß eine solche Benennung früher oder später ein litterarischer Ekelname sein würde, ja in der Zueignung seiner neuen Zeitschrift „Dioskuren für Wissenschaft und Kunst" betonte er, daß es sich den litterarischen Ausschweifungen der jüngsten Zeit gegenüber darum handle, eine Überzeugung an den Tag zu legen, „worin nichts Verheerendes wuchert".

Am mattherzigsten dürfte sich jedoch Heinrich Laube bezeigt haben, er, der von allen den Jungen der ungenierteste, herausfordernste gewesen, er, den Heine in einer Wendung, die nun lächerlich wurde, einen „jener Fechter, die nur in der Arena sterben" genannt hatte. Früher als alle anderen gab er in der „Allgemeinen Zeitung" eine Erklärung ab, die darauf hinausging, daß er mit seinem Versprechen, Dr. Gutzkow Beiträge für dessen neue Revue zu liefern, nie im Auge gehabt, Tendenzen des sogenannten jungen Deutschland zu fördern, welche darauf abzielten, die bestehende Zivilisation anzugreifen, geschweige denn sie zu zerstören oder zu

bedrohen. Er habe, im Gegenteil, von vornherein zu verstehen gegeben, daß eine eigentliche solidarische Teilnahme nicht nach seinem Sinne sei.

Am Neujahrstage 1836 schrieb er in dem Programm zur „Mitternachtszeitung", zu deren Herausgabe er sich die Erlaubnis gegen das Versprechen erwirkt hatte, nicht als Redakteur auf dem Blatte zu fungieren, er wäre ein anderer geworden: die Litteratur sei ihm nicht mehr ein Ausdruck für politische Wünsche, er wolle nicht Partei nehmen an den litterarischen Kämpfen des Augenblicks, an dem „Skandale, welcher sich tummelt mit wüster Stirn und ungewaschenen Gliedmaßen". Nein, er trage sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken, „eine neuromantische Schule" zu bilden und wolle bei dieser keine auflösenden, zerstörenden Elemente. Es gelte, dem Bestehenden förderlich zu sein, nicht aber ihm Krieg zu erklären. Er wolle sich zwar nicht Menzel anschließen (in der That!), „aber auch mit den angegriffenen Leuten, mit diesem sogenannten jungen Deutschland können wir nicht gehen". Er, der der Ausgelassenste gewesen, zeigte sich als der Geschickteste, als es galt, umzusatteln.

Wie es nicht anders zu erwarten war, brachten nun die Blätter Tag für Tag neue Erklärungen aller derjenigen preußischen Universitätsprofessoren, die unvorsichtig genug gewesen waren, der deutschen Revue ihre Mitarbeiterschaft zuzusagen. Ulrici und Eduard Gans, Hotho, Rosenkranz und Trendelenburg, Hegelianer und Antihegelianer, wuschen sich einer nach dem andern von aller Mitschuld rein. Die Beamtenseele in ihnen war von Reue erfaßt. Sie wetteiferten darin, Gutzkow so weit als möglich von sich wegzuweisen.

Heine, der nicht zu denen gehörte, die in einer schwierigen Lage den Mut oder den Kopf verlieren, und der teils infolge seines großen Rufes, teils durch die persönliche Sicherheit, die sein Aufenthalt im Auslande ihm gab, sich leichter als die anderen über

den Bannstrahl hinwegsetzen konnte, antwortete auf das Verbot seiner Schriften mit einem unterm 28. Januar 1836 an den Bundestag gerichteten Schreiben, über dessen feierlichen Ton er sich unmittelbar darauf in einem witzigen Briefe an seinen Verleger lustig macht. Er spricht darin seine Verwunderung aus, ohne Verhör und ohne zu irgend welcher vorausgehenden Verteidigung Gelegenheit gehabt zu haben, verurteilt worden zu sein, und hält dem Bundestage vor, daß das heilige römische Reich nicht also gegen Martin Luther gehandelt habe, mit dem er sich zwar keineswegs vergleichen wolle, „allein der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters". Wenn er sich gegen etwas verwahre, so sei es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches sein erzwungenes Stillschweigen (das er natürlich im stillen fest entschlossen war, baldmöglichst zu brechen) als das Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar als ein Verleugnen seiner Schriften ansehen könnte. — An Laube, dessen Haltung ihm dazumal noch nicht bekannt war, schrieb er gleichzeitig, daß in den politischen Fragen vorläufig so viel Konzessionen gemacht werden könnten, als man nur immer wolle, denn die politischen Staatsformen wären gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um die ersten Lebensprinzipien nicht entschieden sei. An der Diskussion über das religiöse Prinzip und die Moral aber müßten sie festhalten, da es sonst mit der ganzen protestantischen Denkfreiheit zu Ende sei. Wir haben gesehen, wie Laube, als sich die Notwendigkeit herausstellte, die Pfeife in den Sack zu stecken, es vorzog, alle Pfeifen auf einmal einzuziehen, die politische sowohl als die religiöse und moralische.

Ein kleiner Trost für die von der Denunziation Betroffenen war es, daß der Angeber nicht ungestraft sich der erreichten Resultate erfreuen konnte. Heine schrieb „Über den Denunzianten" und Börne „Menzel, der Franzosenfresser", eine Schrift, die mit Recht als seine witzigste und zugleich warmherzigste betrachtet wird. Der Heinesche Angriff war jedoch der schlimmere für Menzel, denn Heine

warf sich mit seiner ganzen, tigerartigen Kraft derartig auf ihn, daß nichts als ein paar lächerliche Fetzen von ihm übrig blieben.

Heine zeigt, wie gut Menzel die Zeit für seine Angeberei zu wählen gewußt, eine Zeit, in der die Stimmführer der Bewegungspartei teils landesflüchtig, teils verstummt waren, teils in wohlvergittertem Gewahrsam saßen. Er enthüllt die Heuchelei Menzels, der, so lange er selbst mit Gutzkow in Kompanie war, in kummervollem Schweigen zugesehen, wie das Christentum in Lebensgefahr schwebte. „Eine gewisse physische Moralität" wolle er ihm keineswegs absprechen. Die Tugend könne nämlich ein jeder allein üben, zu dem Laster aber gehörten immer zwei. Auch werde Herr Menzel von seinem Äußern aufs glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen wolle. Heine habe eine zu vorteilhafte Meinung von dem guten Geschmack des Lasters, als daß er glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe wäre in dieser Beziehung nicht so glücklich begabt gewesen. Was Menzels Politik betreffe, so dürfe Heine nicht über diese reden ... wegen der Politik. Und über dessen Privatmenschenleben — es steht, wie als Folge eines Satzfehlers: Privatschelmenleben — könne er, schon aus Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden.

Heine hat nie etwas geschrieben, das zugleich so grob und so vernichtend gewesen wäre.

Wie erging es indessen Gutzkow, der so jung, kaum vierundzwanzig Jahre alt, eine Art Mittelpunkt der litterarischen Bewegungen geworden war, und gegen den „der Goliath des Philisterheeres" sich erhoben hatte? Er war im ersten Augenblick überrascht und niedergeschlagen. Er machte die erste lehrreiche Lebenserfahrung. Seine Sünde war, sich naiv und aufrichtig in einem mittelmäßigen Romane ausgesprochen zu haben, und nun sah er sich plötzlich als eine Pest der Gesellschaft ausgeschrieen, von seinen Feinden verspottet, von seinen Freunden verlassen und verleugnet. Ruhig ließ er es sich gefallen, mit den Männern verglichen zu werden, welche

Jan von Leydens in Münster verübte Greuel, die Verteilung des Eigentums und die Ehe mit zwölf Weibern zu gleicher Zeit, vorbereitet hatten. Er war unerfahren genug, den Gerichtsverhandlungen mit Siegesvorstellungen entgegenzusehen, und es war ihm, als er in Mannheim verhaftet wurde, eine Erleichterung, das Gefängnis zu betreten. Hier war er von der Katzenmusik der Zeitungen befreit, hier hörte er nur das leise Pfeifen der Mäuse, die paarweise über sein Bett liefen. Ein friedliches Leben, ein Leben ununterbrochenen, ruhigen Schaffens that sich vor ihm auf. Er schrieb seinen Roman „Seraphine" und eine Arbeit „Philosophie der That und des Ereignisses", eine Art Kritik der Hegelschen Geschichte der Philosophie. Als er aus dem Gefängnisse entlassen war, nahm er mit Festigkeit, wenn auch mit größerer Vorsicht im Ausdrucke und vorläufig anonym, sein Lebenswerk wieder auf.

Vor Jahresfrist hatte er sich in Berlin in ein junges Mädchen verliebt und sich mit ihm verlobt. Aber die Berliner Zeitungen nannten ihn einen Gottesleugner. Die Mutter der jungen Dame war eine hysterische Spießbürgerin. Heute schloß sie Gutzkow in ihre Arme, morgen bedrohte sie ihn mit einem Küchenmesser und rief der Tochter zu: Er oder ich! Je bedenklicher es erschien, der Tochter Zukunft an die Gutzkows zu knüpfen, um so seltener wurden die milden Tage der Mutter, um so häufiger die rauhen, und als gehorsame Tochter zog die junge Dame sich zurück. Dieses Ereignis hatte einen ungeheuren Eindruck auf Gutzkows junges Gemüt gemacht. Er hatte erfahren, wie eine der Umgebung widersprechende Überzeugung auch im Privatleben isoliere, wie derjenige, der den Anschauungen der Gesellschaft Trotz bietet, nicht nur sein Wohlergehen, sogar sein Liebesglück gefährdet sieht.

Das Benehmen seiner Freunde bildete hierzu ein Seitenstück. Kaum aus dem Gefängnisse entlassen, begegnete er den Vorwürfen und Anklagen von Personen, denen er früher litterarische Beschäftigung zugesagt hatte, und die nun nicht nur ihre Hoffnungen

enttäuscht, sondern durch seine ehemalige Protektion sich noch bloßgestellt sahen.

Aus jenen ersten erotischen Enttäuschungen ging eine der besten seiner kleineren Novellen „Der Sadduzäer von Amsterdam“ hervor, und als nun zu diesen Enttäuschungen noch seine frühesten Welterfahrungen hinzutraten, bildete sich das Stimmungsleben in seinem Gemüte heraus, welches viele Jahre später der Dramatisierung der erwähnten Novelle das Gepräge gab. Aus jener Novelle ging sein vorzüglichstes Drama hervor, ja sein vorzüglichstes Dichtwerk überhaupt: „Uriel Acosta.“

Der Held dieses Schauspiels ist eine historische Persönlichkeit, Gabriel (später Uriel) Acosta, geboren 1594, ein Religionsphilosoph jüdischer Abstammung, dessen Eltern jedoch schon getauft waren. Wegen Unglaubens, dem Christentum gegenüber, mußte er aus seinem Geburtslande Portugal nach Holland flüchten, wo er anfänglich sich den Juden näherte, bald aber Schriften herausgab, die gegen die jüdischen Dogmen sowohl, wie gegen die christlichen sich kritisch verhielten. Er wurde erst zu Geldbußen, dann zu einer entehrenden Strafe verurteilt, nämlich dazu, nach vorhergegangenem Widerruf seiner Verirrungen, vor der Schwelle der Synagoge liegend alle Gläubigen über sich wegschreiten zu lassen. Nach siebenjährigen Verfolgungen unterwarf er sich dieser Buße, machte aber dann, beschämt und voll Verzweiflung, daß er sich zum Widerrufe seiner Anschauungen hatte bestimmen lassen, seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende (1647). Er war Spinozas Vorgänger und der Überlieferung nach auch dessen Lehrer.

„Der Sadduzäer von Amsterdam“ ist eine kleine Novelle in altväterischer Manier, worin die hervorragendsten Charaktere des späteren Dramas bereits skizziert sind. In Judith, Acostas wankelmütiger und schließlich treuloser Geliebten, ist offenbar die unbeständige, kleine Berlinerin gezeichnet. Der Stil ist naiv und schwach. Als Spinoza eingeführt wird, heißt es: „Sie rief, und ihr Einziger,

ein Knabe von sieben Jahren, eilte auf seinen Oheim zu, den er im Mondenschein leicht erkannte. Entblößt Eure Häupter! Dieser Knabe war Baruch Spinoza."

Was Gutzkow bei diesem Stoffe anzog, war offenbar dessen pathetischer Charakter im allgemeinen als Geschichte eines der ersten Märtyrer des freien Gedankens.

In unseren Tagen lesen wir von einem solchen Leben ohne besondere Gemütsbewegung. Die geistig Freigewordenen wissen, daß die Entwicklung nur gerade soweit fortgeschritten ist, um ihnen Duldung zu gönnen. Sie haben in dem Stück Leben, das hinter ihnen liegt, sich in dem Grade daran gewöhnt, dasjenige, was sie am höchsten schätzen, verdammen, was sie hingegen für niedrig oder verrückt halten, lobpreisen zu hören, daß kein Stoff dieser Art mehr Eindruck auf sie macht.

Für das Geschlecht von 1830 in Deutschland war dies jedoch anders. Selbst der Punkt, daß Uriel Acosta um Gnade bat und widerrief, kühlte Gutzkows Interesse für ihn nicht ab. Er schreibt in der Novelle: „Wir, die wir gewohnt sind, in einer gleichsam angeborenen, fortwährenden Märtyrerschaft unserer Überzeugung zu leben, werden leicht zur Hand sein, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten den Mut hatte und später im stande sein kann, zu der Hand, die ihn züchtigte, wieder heranzukriechen. Allein in Uriels Seele war Verwirrung eingezogen."

Er schildert diese Verwirrung: Der Glaube ist wie der Stab, der den Blinden führt. Wird der Mensch plötzlich sehend, so hat das Auge noch nicht die Übung, die Dinge zu unterscheiden, am wenigsten des Stabes tausendjährige Gewöhnung, ihn davor zu schützen, daß er falle, und so tastet und strauchelt er ärger als zuvor.

Nachdem der von Menzel entfesselte Sturm über Gutzkows Haupt dahingebraust war, mußte dieser Stoff notwendig eine neue

Bedeutung für ihn gewinnen. Indem er sich darin vertiefte, fand er in demselben nicht nur echt dramatische Elemente, er sah auch, wie dessen wesentlichste Punkte mit denen seines eigenen Daseins übereinstimmten: Auch er war ja in Bann gethan und mit Interdikt belegt worden. Auch er war verleugnet worden, nachdem man ihn verflucht. Auch er mußte für seine kühnen Gedanken büßen. Auch ihn hatte man vor der Schwelle der gekränkten Kirche niedergeworfen, und der ganze Schwarm war über ihn hinweggegangen und hatte auf ihn getreten.

Als er schließlich im Jahre 1846 in Paris unter dem Eindrucke der tragischen Spielweise großer Schauspieler dem Stoffe dramatische Form gab, nahm er einige Veränderungen vor. Er idealisierte die weibliche Hauptfigur, um der Handlung ein erhöhtes Interesse zu geben. Judith ist in der Tragödie „Uriel Acosta" die Verlobte eines anderen; Uriel ist ihr Lehrer. Als aber die Rabbiner in feierlichem Aufzuge den schrecklichen Fluch über ihn aussprechen, als alle von ihm weichen und er auf der einen Seite der Bühne allein zurückbleibt, während ihm die Worte entgegenschallen:

Fluch dem Freund,
Der Dir im Elend je die Treue hält!
Nie giebt sich Dir ein liebend Herz des Weibes —

da schreitet Judith quer über die Bühne und stellt sich an seine Seite mit dem bekannten, schönen Gefühlsausbruche, der mit dem Verse schließt:

Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!

Der Novelle entnahm Gutzkow ferner eine Figur, die dort kaum angedeutet ist; er schuf aus ihr eine unvergeßliche Gestalt, die ausgezeichnetste und originellste des Dramas: den Ältesten der Rabbiner, den neunzigjährigen Ben Akiba. Dieser Greis thut im Grunde nur einen einzigen entscheidenden Ausspruch, den er Uriel und den anderen gegenüber immer und immer wiederholt:

Es war alles da.

Bewunderungswürdige Worte! Ben Akiba, das ist das Alter, welches alles schon früher gesehen, welches die Kirche anfechten, die Kirche siegen, Zweifler und Kämpfer sich erheben, gedemütigt, niedergeworfen werden, sterben gesehen. Die anderen glauben, daß solches neu sei; es ist alles alt, es führt zu nichts. Ben Akiba, das ist der dogmatische Konservatismus in Menschengestalt, die Erfahrung, die ihr schweres Haupt schüttelt. Hört die Jugend auf ihn, so ist ihre Selbstaufgebung die unvermeidliche Folge.

Uriel läßt sich zum Widerruf überreden. Er thut es um seiner Mutter, um Judiths willen. Seine alte, blinde, gläubige Mutter kommt zu ihm, und in einer Szene, die auf der Bühne stets einen tiefen Eindruck hervorruft, bestimmt sie ihn, allein durch ihre stille Würde und große Liebe, ohne auch nur mit einem Worte ihn anzuflehen, um ihretwillen irgend einen Schritt zu thun — zu dem Widerrufe, dazu, sich der entehrenden Strafe zu unterwerfen. Indem er dieselbe über sich ergehen läßt, hofft er den Stein vom Herzen seiner Mutter zu wälzen und es möglich zu machen, Judith als Braut zu gewinnen. Doch während man ihn eingesperrt hält, damit er sich auf seine Buße vorbereite, stirbt seine Mutter und Judith wird zur Ehe mit Ben Jochai gezwungen. Er erniedrigt sich vergebens. Judith tötet sich mit Gift, und Uriel, wie es geschichtlich sich ereignet hat, mit einem Pistolenschuß.

„Uriel Acosta“ steht durch seinen Stoff in der Litteratur der damaligen Zeit einzig da. Es ist eine Tragödie der Denkfreiheit, ein Drama, das von der Zeit, aus der es hervorging, kräftiger denn irgend ein anderes Zeugnis ablegt — von einer Zeit, reich an energischem Freiheitsstreben, doch reicher noch an Unterdrückung, von dem Geiste des jungen Deutschland, keck vorwärtsstürmend, doch nur allzu sehr zu Abfall und Widerruf geneigt, wie es war. Dieses Drama ist endlich ein beredter Zeuge von der ganzen Art und dem eigentümlichen Talente des Dichters. Wer Gutzkows „Uriel Acosta“ mit Heines „Almanzor“ vergleicht, wird die oben

ausgesprochenen Worte, daß die besten Männer des jungen Deutschland in ihren besten Augenblicken einen männlichen Ernst an den Tag legten, wie er bei Heine nicht zu finden ist, bestätigen müssen.

„Uriel Acosta“ ist seit langer Zeit ein Lieblingsstück auf allen deutschen Bühnen. Sein reiner Stil, der in der Behandlung des Stoffes an Lessings „Nathan“ erinnern kann, hat Schwung und Pathos vor „Nathan“ voraus. Trotz verschiedener Schwächen — die Szene mit Spinoza z. B. — ist sein dramatischer Bau ein fester.

Das Stück ist von allen Arbeiten Gutzkows dasjenige, das die weiteste Verbreitung gefunden hat. Es ist in alle slawischen und alle romanischen Sprachen, überdies ins Englische, Ungarische, Schwedische übersetzt worden, nur Dänisch ist es noch nicht herausgegeben.

In Deutschland wurde „Uriel Acosta“, wie Gutzkow treffend bemerkt hat, eine Art Barometer der öffentlichen Zustände. War die kirchliche Reaktion im Steigen, pflegte man es an einer großen Zahl von Bühnen zu verbieten. Trat ein Systemwechsel ein, wurde das Stück freigegeben. Für Österreich ist es bezeichnend, daß es in den Provinzen des Reiches immer gegeben werden durfte, während der Aufführung im Burgtheater das Konkordat im Wege stand. Auf dänischen Bühnen ist das Stück, wie sich erwarten ließ, weder in jenen Tagen, noch auch später zur Aufführung gelangt.

Nach 1835 schreibt Gutzkow nichts Kindisches oder Unreifes mehr. Er ist von nun an der große, rastlose Arbeiter in der Litteratur, ein Forscher und Schilderer auf kritischem Gebiete, der jede Gestalt, sei es der Vorzeit oder der Gegenwart, mit den Forderungen und Problemen seiner eigenen Zeit in Verbindung zu bringen weiß, ein scharfsichtiger Entdecker und Beurteiler der Zeitströmungen, ein Psychologe von Rang im Verständnis des einzelnen Charakters. Sein „Goethe“ (1836) ist ein durchdachtes Schriftchen, zunächst als ein Protest gegen Menzel empfunden; die

von ihm entworfene lange Reihe von Porträts („Zeitgenossen“, nachher „Säkularbilder“) verrät Fähigkeiten, die ihm später als Romanschriftsteller zu gute kamen. Seine Lebensbeschreibung Börnes (1840) errichtet diesem Stammvater des jungen Deutschland ein Ehrendenkmal und macht gegen Heine Front, der durch seine unkluge und wenig hochsinnige Schrift über Börne bei dem jungen Geschlechte an Terrain verloren hatte.

Ein besonderes Interesse knüpft sich an Gutzkows damalige dramatische Versuche, weil er und Laube die ersten deutschen Schriftsteller von Rang waren, die nach den Tagen Heinrich von Kleists mit dem Theater wiederum in Verbindung traten und sich einen geachteten Platz auf Deutschlands Bühnen errangen. Gutzkow beginnt schwerfällig mit heutzutage unbefriedigenden, empfindsamen Dramen. „Richard Savage oder der Sohn einer Mutter“ (1839) ist eine einzige große Überspanntheit: Ein genialer englischer Dichter, der ohne seine Eltern zu kennen aufgewachsen ist, findet in einer schönen, glänzenden, aristokratischen Weltdame seine Mutter, die nichts von ihm wissen will, sondern ihn verleugnet und fortjagt. Das ganze Stück füllen nun die vergeblichen Versuche, das kalte Herz dieser Mutter zu gewinnen. „Werner oder Herz und Welt“, aus dem Jahre 1840, ist ein bürgerliches rührendes Schauspiel, das sich um das von Gutzkow des öfteren variierte Thema, den Kampf im Herzen eines Mannes zwischen einer älteren Liebe und einer neuen Verbindung, dreht. Heinrich Werner hat sich unter dem Namen „von Jordan“ adoptieren und adeln lassen und ein armes, aber bezaubernd schönes, junges Mädchen verlassen, um eine Dame von Stand zu ehelichen. In seinen neuen, reichen Verhältnissen aber vermißt er das ruhige Studienleben seiner bürgerlichen Jugend und besonders seine frühere Verlobte, an der sein Herz noch immer hängt. Da trifft er sie, Marie Winter, plötzlich in seinem eigenen Hause, wo sie als Erzieherin aufgenommen worden ist. Nachdem er eine Zeitlang zwischen seiner Gattin und dem jungen

Mädchen geschwankt, das er nur platonisch zu lieben sich vornimmt, das ihm jedoch teurer als jedes andere Wesen ist, kommt es zu einer häuslichen Krise. Die Gattin pocht auf ihr Recht, ein Recht, das von Heinrich verworfen wird. Seine Moral ist eine höhere, freiere als die ihre, während es ihr „vor seinen Grundsätzen graut". Schließlich wird der Knoten durch einen deus ex machina durchhauen, indem ein junger Freund Heinrichs, damit die einmal bestehende Ehe nicht weiter gestört werde, mit Marie übereinkommt, daß sie beide sich heiraten wollen. Wie man sieht, ist hier dem tragischen Motiv die Spitze abgebrochen.

Erst mit „Zopf und Schwert" (1843) gelang es Gutzkow ein Schauspiel zu schreiben, das mit einem gewissen Vergnügen gesehen werden kann. Das Stück hat sich auf deutschen Bühnen gehalten, während es außerhalb Deutschlands nie festen Fuß fassen konnte, da es eine Art Nationaldrama ist. Es pocht das Herz des Preußen darin. Friedrich Wilhelm I. und die Verhältnisse an seinem Hofe sind es, die Gutzkow in einem historischen Lustspiel, der Art, wie sie Scribe damals mit so viel Erfolg schrieb, darstellen wollte. So oberflächlich wie bei Scribe ist jedoch die historische Auffassung hier keineswegs. Gutzkow hatte Verständnis sowohl für die gediegenen, wie für die humoristischen Charakterseiten des geizigen Familientyrannen und spartanisch strengen Monarchen. Doch schon die Lustspielform macht eine wahre Vertiefung in das Wesen des Preußenkönigs unmöglich. Dazu kommt, daß es Gutzkows Sache nicht ist, noch weniger die Laubes, den historischen Situationen und Charakteren nachzuforschen, bis sie auf die historische Wahrheit in ihrem Gegensatze zur Überlieferung gestoßen wären. Sie gebrauchten das Geschichtliche nur als Mittel für eine mehr oder minder sinnreich verschlungene Handlung. Man braucht daher nur den ersten Band von Carlyles „Friedrich der Große" in die Hand zu nehmen, um einem so viel mächtigeren, ergreifenderen Bilde des barocken Preußenkönigs mit den langen Grenadieren zu

begegnen, daß im Vergleiche damit das Gutzkowsche Lustspiel zu einem matten Scherze zusammenschrumpft. Man braucht ferner nur in den Memoiren der weiblichen Hauptperson, Wilhelmine von Bayreuth, zu blättern, um zu erkennen, daß das zwischen ihr und ihrem Vater herrschende Verhältnis nicht Raum für irgend ein Lustspiel bot. Läßt man indes den Gedanken an das wirklich Geschehene fahren, so hat man hier ein hübsches Intriguenstück mit einem gewissen historischen Kolorit vor sich, das für preußisch gesinnte Zuschauer notwendigerweise einen Affektionswert behalten wird. „Zopf und Schwert" ist eine Art scherzhaftes Pendant zu Kleists ernstem „Prinz von Homburg".

Von Gutzkows übrigen Dramen aus den vierziger Jahren hat „Das Urbild des Tartüffe" das meiste Glück gemacht, doch ist es eine sehr überschätzte Arbeit. Sehr niedlich ist hingegen das anspruchslose Gelegenheitslustspiel „Der Königsleutnant", das Goethe in ganz jugendlichem Alter schildert, und das zu dessen hundertjährigem Gedenktage geschrieben wurde.

Nicht in den Rahmen dieser Darstellung fallen die enormen kulturhistorischen Romane „Die Ritter vom Geiste", „Der Zauberer von Rom" u. s. w., die Gutzkow in der Reaktionsperiode nach 1848 verfaßte und die in jener Zeit in so hohem Grade seine Herrschaft über die Geister befestigten. Sie sind Vorbilder für die spätere lange Reihe der Spielhagenschen Romane.

Nächst Gutzkow erscheint Heinrich Laube als der bedeutendste Mann der neuen Gruppe. Laube (zu Sprottau in Schlesien 1806 geboren) ist eine deutliche Physiognomie und ein frisches, unverdrossenes Talent, mit überströmender verve, mit Sinn für das, was da wirkt und sich gut ausnimmt, mit einer Gabe zu leichter, aber in den meisten Fällen hinreichender Charakteristik und einer Fülle kühner Zweiterhandgedanken ohne Tiefe. Er ist nicht ohne Gefühl, nicht ganz ohne Ernst, doch hauptsächlich ausgezeichnet durch ein frisches, energisches, praktisches Naturell. Er hatte von

1826 an in Halle und Breslau Theologie studiert und 1832 in Leipzig eine journalistische Thätigkeit begonnen. In seiner unpedantischen Schreibweise und in seinem ganzen äußeren Auftreten liegt etwas, das auf slawisches Blut in seinen Adern zu deuten scheint. Er liebte es, als Bursch im polnischen Schnurrock einherzugehen, geniale Mützen und Mäntel zu erfinden; er schrieb in flotter, ungestümer Weise, mit einer unreifen Natürlichkeit und einem Mangel an Gründlichkeit, die nicht eben an die deutsche Schule gemahnten. Sein Blut war heiß und leichtflüssig, sein Temperament sanguinisch-cholerisch, ohne einen Schatten von Melancholie.

Als Mitglied einer Burschenschaft, und weil er allzu offenherzig seiner Sympathie für die Julirevolution und deren Nachwirkungen in Deutschland Ausdruck gegeben, wurde er 1834 aus Sachsen ausgewiesen und saß neun Monate in Berlin im Gefängnis. Er hat seine Haftzeit in der Einleitung zu seinem ersten Drama „Monaldeschi" direkt geschildert — die Einförmigkeit in jenem wundervollen Sommer 1834, das Eingesperrtsein in der mit einem Tisch, einem Schemel, einem Bett, einem thönernen Wasserkrug und einem Waschtischchen mit Blechgeräten versehenen Zelle ohne irgend ein Buch. Indirekt und weit ergreifender hat er diese Zeit im dritten Teile von „Das junge Europa" gezeichnet, wo Valerius auf mühsam errafften Papierschnitzeln seine Eindrücke während des langen Aufenthaltes in einem preußischen Gefängnisse niederschreibt.

Um sein Auftreten nach dem vom Bundesrate gegen seine Schriften, als die eines dem jungen Deutschland Zugehörigen, gerichteten Interdikt mit Billigkeit zu beurteilen, muß man bedenken, daß dieser Schlag ihn gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse traf, wie daß er trotz seiner ängstlichen Vorsicht diesem Erkenntnisse gegenüber, 1837, kurz nach seiner Vermählung, wegen Teilnahme an den Bestrebungen der Burschenschaften zu einer neuen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Diesmal war die Strafe mild. Offenbar auf Fürsprache des Fürsten Pückler-Muskau hin

durfte Laube seine Strafe in einem Jagdhause zu Muskau abbüßen. Statt einer Zelle erhielt er einen Saal, statt einer Dachluke öffneten sich ihm acht Fenster nach drei Himmelsgegenden, ja es wurde ihm sogar ein täglicher Spaziergang in dem weltberühmten Parke gestattet. Er konnte lesen und schreiben, so viel er wollte. Seine Frau teilte das Gefängnis mit ihm. Von dieser Zeit an tritt er politisch äußerst gemäßigt auf, ja, als er 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt wird, schließt er sich nicht der republikanischen, sondern der „erbkaiserlichen" Partei an.

Laube beginnt in der Litteratur als Schüler Heines. Seine „Reisenovellen" (eine lange Reihe von Bänden) sind direkte Nachkommen der „Reisebilder"; doch ist es für ihn bezeichnend, daß sich Heines Einfluß bei ihm stets mit demjenigen Heinses kreuzt. Heine entnimmt er die mutwillige Ausgelassenheit und den Esprit des Stils, von Heine stammt auch zum Teil die sich zuweilen recht unangenehm geltend machende persönliche Geckenhaftigkeit. Von Wilhelm Heinse jedoch, den er im höchsten Grade bewunderte und dessen Werke er herausgab, kommt ihm die unverblümte Sinnlichkeit, die einen förmlichen Kultus mit der äußeren Schönheit des Weibes treibt und immer den Mund voll nimmt. Nur daß diese Verehrung für die weiblichen Formen und Farbentöne, diese Schwärmerei für das Fleischliche bei Heinse ursprünglicher, mehr naiv bachantisch, mehr aufrichtig religiös ist, während man bei Laube mitunter von einer gewissen Roheit verletzt wird, mitunter die Neigung, den guten Bürger zu ärgern, herausfühlt, zuweilen auch durch eine Art beinahe persönlicher Prahlerei mit den Gaben des Frauenbezwingers peinlich berührt wird.

Da Laube als alter Mann seine Jugendwerke neu herausgab, staunte das neue Geschlecht über die darin vorkommenden Geschmacklosigkeiten, die einige vierzig Jahre früher die Jugend der damaligen Zeit angesprochen hatten; und mancher stimmte dem strengen Urteile, das Emil Kuh kurz vorher in dem seinem Werke

über Hebbel eingefügten Abschnitte über das junge Deutschland gefällt hatte, bei. Es ist jedoch unbillig, um einiger grober und taktloser Einzelnheiten willen das Hauptgepräge dieser Produktion zu übersehen.

In den „Reisenovellen", so flott sie auch hingeworfen sind, ist wenig Originelles. Schon der Abschnitt „Leipzig" mit seinen französischen Sympathieen und seiner Ehrfurcht vor Napoleon ist allzu stark von den „Reisebildern" beeinflußt. Auch Laube will als Kind den großen Kaiser gesehen haben, ist dessen aber doch zu wenig sicher, um es nicht dahingestellt sein zu lassen, ob die Erscheinung Traum oder Wirklichkeit gewesen. Auch Laube hat (im Kavalleristen Gardy) seinen Tambour Legrand.

Doch will man einen vollen Eindruck von Laubes Jugendwesen gewinnen, so muß man seinen Roman „Das junge Europa" (vier Bände, 1833—37) durchlesen. Ein großes Stück seiner Entwicklung liegt in diesem, heute nicht mit Unrecht vergessenen, Buche, das nur noch für den Historiker ein lebendigeres Interesse hat, klar übersehbar vor einem da. Die drei Teile desselben: die Poeten, die Krieger und die Bürger, sind Arbeiten von höchst verschiedener Art und höchst verschiedenem Werte.

Der erste Teil steht ganz unter dem Einflusse von Heinses „Ardinghello". Es ist eine Prosahymne an die Frauenschönheit und die Freiheit der Liebe: Die Form ist gewaltig altväterisch. Man muß sich durch einen Roman in Briefen hindurcharbeiten, der die erotischen Geschicke von mindestens einem Dutzend Personen umfaßt. Doch der Totaleindruck ist der des stürmischen, begeisterten Begehrens junger, lebenslustiger, lebenskräftiger Männer, der resoluten Hingebung junger, kühner oder zärtlicher Frauen — der Eindruck eines Geschlechtes, in dessen Adern, politisch, sozial, erotisch, ein Freiheitsdrang glüht, der alle Formen und alles Herkommen sprengt. Wir thun einen Einblick in eine erdichtete, romantische Welt, die Welt von Laubes Jugendträumen, in der sich viel Kraft regt

und viel ungebundene Lebensfülle, und wo lauter Illusionen über eine Weltverjüngung durch Revolutionen verschiedener Art herrschen. Es ist ein Roman, handelnd von schönen männlichen und weiblichen Körpern und Seelen, deren Wesen Empörung gegen das Christentum und die Ehe ist.

Zwischen dem ersten und zweiten Teil hat sich in der Gesinnung des Autors offenbar ein nicht geringer Umschwung vollzogen. In die Zwischenzeit fällt der Eindruck, den die Gewalt der Reaktion auf ihn gemacht hatte; er scheint inzwischen zum Manne herangereift zu sein. Während man im ersten Teile kaum die Personen genügend auseinander halten konnte — die Männer unterschieden sich nur durch das mehr oder minder unbändige erotische und gegen das Herkömmliche trotzende Temperament, die Frauen nur durch die Ungleichartigkeit ihrer körperlichen Reize — werden wir im zweiten Teile in eine Welt eingeführt, in der man reelle Freiheitsziele nationaler und politischer Art verfolgt. Die Briefform ist hier aufgegeben, und es kommen verhältnismäßig wenig Personen vor.

Es ist der polnische Aufstand, der hier geschildert wird; Valerius, eine der Hauptpersonen des ersten Teils, beteiligt sich daran aus allgemeiner Freiheitsliebe. Der Stoff hat an und für sich ein gewisses Interesse, wenn auch da und dort allzuviel bloß Historisches aufgenommen ist. Laube hat Blick für die Eigentümlichkeiten der Polen als Volk, und schildert sie sicher und unparteiisch. Das lebhafte Nationalgefühl bei Hoch und Niedrig, die Vorurteile, die Tyrannei des Adels, die Wildheit und Kraft des gemeinen Mannes, all dies tritt, widergespiegelt in der Auffassung des deutschen Freiwilligen, deutlich hervor. Das Mißtrauen, mit welchem diesem als Fremden begegnet wird, der Mangel an Freisinn, den er die Freiheitsmänner seinem Freunde, einem jungen polnischen Offizier jüdischer Abstammung, gegenüber an den Tag legen sieht, läßt ihn in bezug auf eine, im Gefolge der Julirevolution für Europa heranbrechende, goldene Zukunft mehr und mehr seine Illusionen verlieren. Durch das

Buch ziehen sich tragische Stimmungen. Wir sehen, wie die Erhebung der Polen vergeblich ist, wie ihr vorherbestimmt scheint, mit der vernichtenden Niederlage zu enden. Wir sehen, wie der junge Jude Joel trotz seines tapfern Strebens, auf dem Schlachtfelde sich die Gleichberechtigung mit seinen aristokratischen Landsleuten zu erringen, sich aus der Stellung eines Paria im Polenstaate nicht zu erheben vermag. Seine Geliebte darf nicht daran denken, ihm ihre Hand zu reichen, selbst ein einfacher Bauer verschmäht seine Teilnahme. Als der Aufruhr erstickt ist, legt er voll Verzweiflung die Uniform beiseite, um als Schacherjude von Dorf zu Dorf zu wandern. Die Christen verstoßen ihn, die Juden hat er durch seinen Bund mit den Christen unlängst selbst von sich gestoßen. Menschenrechte besitzt er nicht. So will er denn seine Kenntnisse, seine philosophischen Bestrebungen, seine Freude an Wissenschaft und am Waffenhandwerk vergessen und mit Bändern handelnd umherziehen, wie seine Väter gethan.

Diese Figur hat ein besonderes Interesse für Dänen, da Goldschmidt offenbar einige der Grundmotive seiner Hauptperson in dem Romane „Der Jude“ von ihr entnahm. Auch hier ist ein Jude, der als Offizier im polnischen Freiheitskampfe mitgekämpft hat, und der ebenfalls in verzweifelnder Bitterkeit, nachdem er überall zurückgestoßen worden, als außerhalb der Gesellschaft stehender Wucherer endet.

Der dritte Teil des Laubeschen Romans „Die Bürger“ steht niedriger, ist nicht aus einem Gusse geformt. Am interessantesten sind darin zwei Züge: daß der ungestümste Held des ersten Teiles, Hippolyt, schließlich an der Zivilisation der modernen Welt verzweifelt, die keinen Raum für die großen Ausnahmen habe, und so zu der Forderung gelangt sei, daß alle Menschen gleich klein sein müssen, und endlich, daß hier der nächst ihm am weitesten gehende Freiheitsenthusiast des Romans, der anfangs so kühn auftretende Konstantin, welcher nach Paris ging und in den Julitagen auf den

Barrikaden kämpfte, wenige Jahre später als preußischer Oberrichter in seiner Strenge gegen politische Revolutionäre unbeugsam fanatisch auftritt. Konstantin setzt weitläufig auseinander, welche Eindrücke ihn dazu gebracht haben, seine Gesinnungen zu ändern (Laube hat offenbar lebende Modelle zu dieser Persönlichkeit im Auge gehabt); indes ist der Verfasser doch noch so sehr in seinen Jugendidealen befangen, daß er diesen Mann in seiner Verzweiflung, der früheren Überzeugung untreu geworden zu sein, Hand an sich selbst legen läßt.

Laube lebte bekanntlich vom Jahre 1849 an bis zu seinem vor wenigen Jahren eingetretenen Tode gänzlich dem Theater. Er entwickelte sich rasch zu dem tüchtigsten, angesehensten Theaterleiter Deutschlands und Österreichs, der als solcher jedoch stets eine Vorliebe für das französische Schauspiel bewahrte. Was er selbst für die Bühne geschrieben, wird das Andenken seines Namens am längsten erhalten.

Unter der langen Reihe historischer Dramen, die er geliefert, sind die bedeutendsten — „Monaldeschi“ (1834), „Struensee“ (1844) und „Die Karlsschüler“ (1847) — bezeichnend für die Ideale des jungen Deutschland, wie sie sich in Laubes Geist gestalteten. Das letzte dieser Schauspiele wurde populär und wird noch immer aufgeführt, die anderen sind effektvolle Theaterstücke in veraltetem Geschmack.

Monaldeschis Charakter ist mit Frische angelegt. Er ist der kecke Abenteurer, der keine Bedenken kennt, noch höhere Ziele hat als emporzuklimmen und das Leben in kräftigen, tiefen Zügen zu genießen, der jedoch den Wert der Macht zu schätzen weiß und sie würdig gebrauchen will, kurzum, er ist Hippolyt aus „Das junge Europa“ in historischem Kostüm. Die kompliziertere Frauennatur der Königin Christine hat Laube nicht zu bewältigen vermocht, doch sind hier Elemente gegeben, aus welchen es einer hervorragenden Schauspielerin gelingen dürfte, Eigenartiges zu gestalten. Als Ganzes

wird das Stück jedoch erdrückt von der unerträglichen Sentimentalität der erotischen Szenen (Monaldeschi liebt romantisch ein Fräulein Sylva Brahe); als Kunstwerk leidet es unter der Ängstlichkeit des Verfassers davor, die Ehrbarkeit eines philiströsen Publikums zu verletzen. Das wahre Verhältnis zwischen Christine und Monaldeschi ist bis zur Undeutlichkeit verwischt. Die scharfen Ecken des historischen Stoffs sind abgestoßen, damit er in die Formen der Theaterromantik gepreßt werden konnte.

In „Struensee", dem zweiten von Laubes Dramen, worin die Handlung an einen nordischen Hof verlegt ist, wird mit der Geschichte und den geschichtlichen Charakteren ein noch freieres Spiel getrieben. Struensee ist hier der edle, freiheitsliebende Reformator, dessen einziger Fehler allzu große deutsche Humanität ist, die davor zurückscheut, Blut zu vergießen. Wäre er nur ein bißchen weniger hochgesinnt und etwas rücksichtsloser gewesen, so hätte er mit Leichtigkeit seine Macht behauptet. Seine Schwäche, die ihn stürzt, ist eine ritterliche, platonische Schwärmerei für Karoline Mathilde, die seine Gefühle ebenso unschuldig erwidert. Christian VII. ist zu einem von Schwermut befallenen, aber würdigen, etwas einsilbigen Monarchen geworden. Struensee wird hier von lauter Deutschen gestürzt, die teils neidisch auf ihn, teils gehässig gegen ihn aus dem Grunde sind, weil er ihre unvernünftigen Wünsche nicht erfüllen will; die bittere Lehre des Stückes ist die, daß niemand einem deutschen Geisteshelden so gram ist, als seine eigenen Landsleute. Stets sei es so gewesen, daß, bar alles Nationalgefühls, sogar Fremden gegenüber, Deutsche sich am schlimmsten gegen Deutsche gezeigt. Selbst wenn man von dem Bruch mit dem Historischen ganz abzusehen versucht, ist dieser sentimental erotische, „für alles Edle und Schöne begeisterte" Struensee eine durchaus unwirkliche Gestalt als Parvenüminister. So leicht hat es Laube sogar mit dem Gang der Begebenheiten genommen, daß Struensee, wie ein zweiter Marquis Posa, durch einen Schuß fällt, der an jenem 17. Januar 1772,

an dem er verhaftet wurde, auf Guldbergs Befehl abgefeuert wird. Zur Entschuldigung des Verfassers muß jedoch eingeräumt werden, daß eine Hauptursache aller dieser Umdichtungen in der Notwendigkeit lag, das Historische so anzuordnen, daß die Zensur sich nicht veranlaßt sähe, das Stück aus Rücksicht auf eine befreundete Macht zu verbieten. Von der Strenge dieser Zensur erhält man einen Begriff, wenn man bei Laube liest, wie das Stück gleichwohl jahrelang, um das dänische Königshaus nicht zu verletzen, in Preußen verboten gewesen ist.

Erstaunlich ist es indessen, daß ein so völlig unschuldiges, gegen die Staatsautorität unendlich rücksichtsvolles Schauspiel, wie „Die Karlsschüler", das Schillers Jugend zum Vorwurfe hat, bei seinem Erscheinen 1846 in Österreich, Preußen, Hannover, Württemberg, Hessen-Kassel, sämtlichen Großherzogtümern und mehreren Herzogtümern mit einem Schlage verboten wurde. Es enthält im Grunde nichts anderes, als eine Verherrlichung des deutschen Nationaldichters durch die Darstellung der Schwierigkeiten, die sich ihm, dem in des Herzogs Karl von Württemberg Diensten stehenden jungen Regimentsfeldscher, in den Weg stellten, und schließt mit seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim. Es bildet eine Parallele zu dem die Jugend Goethes behandelnden Lustspiele „Der Königsleutnant" von Gutzkow, das es jedoch an dramatischem Leben übertrifft. Auch hier ist die strenge historische Wahrheit geopfert. Der Charakter des Herzogs Karl ist gemildert und abgeschwächt, genau wie der des Königs Friedrich Wilhelm in Gutzkows „Zopf und Schwert". Dies ist eine Kunst, die nicht nur Rücksichten zu nehmen genötigt ist, sondern auch unter dem Drucke eines Herkommens zur Welt kam, das den Sinn des Dichters selbst gefangen genommen. Doch war dieser Sinn ein leichter, und die Hand, die das Drama schrieb, eine leichte Hand. Von dem Glanze, der den Namen der Hauptperson umstrahlt, ist etwas auf das Stück gefallen. Solange Schiller seine hohe Popularität in Deutschland bewahrt, wird man

wahrscheinlich seine Freude an dieser Umschreibung seiner Jugendgeschichte haben, eine Geschichte, die man allerdings heute genauer kennt, als zur Zeit, da die Karlsschüler entstanden. Außerhalb Deutschlands dürfte ein Schauspiel wie dieses kaum Anklang finden.

Neben Gutzkow und Laube wird am häufigsten Mundt genannt, wenn man in heutiger Zeit der Führer des jungen Deutschland gedenkt. Als Organ der Gefühle und Ideen der Gruppe steht er ungefähr um das Jahr 1835 auf seiner Höhe. In diesem Jahre giebt er diejenige seiner historisch darstellenden Arbeiten, die allein für das Seelenleben der Jugend Bedeutung erlangte, nämlich das Werk „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" heraus. Es riß zwar hauptsächlich durch den Stoff, doch auch durch die Wärme und Pietät, mit der er behandelt ist, Tausende von Herzen mit sich fort. Und in demselben Jahre erschien auch sein „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen", von allen Schriften Mundts die sowohl für die Gefühlsweise des jungen Deutschland, wie für sein eigenes Wesen bedeutsamste.

Theodor Mundt, geboren zu Potsdam 1808, war eine hingebende, an Sache und Person zugleich mit Schwärmerei und mit Verstand, sich hingebende Seele. Er war nicht bloß wie Wienbarg eine begeisterte Natur, sondern — bei allerdings geringerer Tapferkeit — ein weit reicherer und vielseitigerer Geist. Und doch war er ein Geist ohne Schneide, ein Verstand ohne Schärfe, ein Phantast ohne Grazie, ein Schriftsteller ohne Konturen, ein Stilist ohne kernige Kraft. Sein Buch über Charlotte Stieglitz hat ihn allein überlebt, und zwar ist dies das Verdienst des Stoffs. Er konnte scharf, bissig, ungerecht sein, wie schwache Naturen es oft sind oder werden, aber selbst seine schärfsten Ausfälle sind nicht Ausbrüche eines kriegerischen Naturells, sondern in der Regel nur auf das Mißverständnis eines Widerparts sich gründende Selbstverteidigung und Selbstbehauptung, nur gefahrlose Stöße eines wildgewordenen Hammels.

Es überrascht den modernen Leser, daß eine Arbeit wie Mundts „Madonna" jemals als ein gefährliches Buch betrachtet werden konnte. Man muß die Angst der Regierenden vor Schemen in voller Erinnerung haben, um es zu fassen. Doch darf derjenige, der das Zeitalter studieren will, nicht unterlassen, es zu lesen, denn es liegt etwas Typisches in dem Ausdruck, welchen es den Gedanken und Schwärmereien der Jugend leiht. „Madonna" ist schon durch die Formlosigkeit des Werks für Mundt und diejenigen, deren Geschmack mit dem seinigen zusammenfiel, charakteristisch. Es ist Lyrik in Prosa, es sind Reiseschilderungen, persönliche Bekenntnisse, weltumgestaltende Theorieen von der Ehrenrettung des Fleisches kraft einer bisher unbekannten Mystik, alles um ein novellistisch mitgeteiltes Frauenschicksal gruppiert.

Das Buch leitet eine Posthorn-Symphonie ein; sie ist nicht übel geschrieben, in altem romantischen Stil, doch ohne romantischen Inhalt. Sie verherrlicht „die Bewegung", das Stichwort, welches Mundt erfand, in das er sich verliebte. Bewegung ist ihm, was andern der Fortschritt, der Kampf für die Freiheit war — die Losung der neuen Zeit. Er spricht von der Bewegungspartei; die neue Litteratur ist ihm Bewegungslitteratur, selbst „Madonna" stempelt er in einer Nachschrift zu einem Buche der Bewegung. Der Ausdruck ist, wie man sieht, recht neutral und unschuldig.

Lesbar in „Madonna" sind heutzutage nur die Mitteilungen der Hauptperson über ihr Leben und ihren Lebenswandel. Der Verfasser trifft sie in einem kleinen böhmischen Dorfe und bleibt, als er sie auf der Straße, als Teilnehmerin bei einer katholischen Prozession, erblickt, von ihrer auffallenden Schönheit wie gebannt stehen. Ein Zufall führt ihn später am selben Tage gerade in das Haus ihres alten Vaters. Er gewinnt (in recht verrückter Weise) das Herz des bornierten, alten Mannes durch seine salbungsvollen Mitteilungen über Casanova, welcher in der Gegend auf dem Schlosse Dux gelebt, erlangt eine Einladung für den Abend und verbringt

einen Teil der Nacht in schwärmerischen Gesprächen mit der Tochter, in welcher er ein Weib findet, das seiner Vorstellung nach eine Heilige zu nennen ist („eine Weltheilige"), und die ihm als solche unter heißen Thränen eine Umarmung und einen Kuß schenkt. Da er den nächsten Morgen die Gegend verlassen muß, legt sie bald darauf in einer unmäßig langen Epistel „Bekenntnisse einer weltlichen Seele" ihr ganzes Wesen, alle ihre Erlebnisse offen vor ihm dar.

Die Ärmste ist ein Opfer trauriger Verhältnisse; von ihrer Vaterstadt Teplitz und ihren Eltern hinweg hat eine verderbte weibliche Verwandte sie, als armes Kind, nach Dresden gelockt und unter dem Vorwande, ihre Zukunft zu sichern, für einen reichen, vornehmen Wüstling erzogen. Sobald sie zur Jungfrau erwachsen, soll sie dessen Beute werden. Schon sind alle Vorbereitungen getroffen. Sie ist zur Nachtzeit mit ihrem Wohlthäter und Nachsteller, der ihr widerwärtig ist, in einem Zimmer eingeschlossen — da macht sie sich mit einer Kraftanstrengung frei, stürmt hinaus und sucht in ihrer Verzweiflung Schutz bei einem jungen Theologen, der im selben Hause wohnt und in dessen Zimmer sie Licht erblickt. Lange schon liebt er sie, wie sie ihn liebt. Nun giebt sie sich ihm, der es nicht über sich gewinnen kann, sie von sich zu stoßen, in keuschverschämtem Enthusiasmus hin. Doch tags darauf treibt ihn die christliche Reue über diese Sünde zum Selbstmord, und das junge Mädchen muß zu Fuß von Dresden nach ihrem väterlichen Dorfe in Böhmen wandern, wo sie, die an dem Leben und den Zerstreuungen der Hauptstadt teilgenommen, nun in der Hütte ihres Vaters verschmachten muß. Der Greis ist gelähmt, außerdem in katholischem Fanatismus stockborniert.

Die Pointe der Erzählung scheint die Betonung der Unschuld in der Hingabe des jungen Mädchens, so sehr letztere auch als Verbrechen in den Augen der Welt gilt, zu sein. Der Erzähler erblickt in ihr eine Heilige, eine Madonna, den Inbegriff liebenswürdiger und typischer Weiblichkeit. Eine weltliche Heilige sei sie allerdings, aber, lehrt er, es kann gar nichts Heiligeres gedacht werden, als diese

Weltlichkeit, nichts, das geistlicher wäre, als sie. Und er setzt nun seine, weder neue, noch merkwürdige, jedoch etwas sonderbar formulierte Lehre von der notwendigen Verschmelzung von Fleisch und Geist auseinander, wonach der Gegensatz zwischen Weltlich und Geistlich nun endlich fallen müsse. „Die Welt und das Fleisch müssen wieder eingesetzt werden in ihre Rechte, damit der Geist nicht mehr sechs Treppen hoch wohne in Deutschland." Und mittelst der breitausgesponnenen böhmischen Legende von Libussa gelangt er zu seiner Jubelhymne: „Das freie Weib ist souverän; sie entscheide, sie spreche, denn sie darf reden! Und das Glück der freien Liebe ist süß!"

Mundt hatte als Hegelianer begonnen, ist jedoch hier zu einer Umwandlung des Hegelianismus in der Richtung einer phantastischen Mystik gelangt: Christus habe gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und doch sei er zu uns gekommen und sei selber Welt geworden. So blühe Gottes Reich überall auf Erden, aber sei dennoch, wie Christus verkündet, nicht von dieser Welt, das heißt: nicht von der Welt, wie sie als das von dem Jenseits abgetrennte und in sich verlorene Diesseits hier dastehe. Mundt ergeht sich nun, wie ein zu früh der Schule entlaufener Pedant, in einer weitläufigen Polemik gegen „das Diesseits", das ohne „das Jenseits" existieren und „das Jenseits", das nichts von „dem Diesseits" wissen wolle, worauf er in wilder Begeisterung für das, was er „das Bild" nennt, schließt. Das Bild ist ihm der geistlosen Materie und dem körperlosen Geist gleich fern. „O Ihr Philosophen!" ruft er aus, „was Euch fehlt, ist das Bild ... Ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes."[1]

War irgend ein Mann nicht zum Führer und Meister anderer veranlagt, so war es dieser salbungsvolle Verkünder allzu einleuchtender Wahrheiten. Er schrieb nach „Madonna" eine lange Reihe historischer Romane — eine noch weit längere lieferte seine

[1] Th. Mundt, Madonna. S. 142, 274, 374, 406.

Gattin unter dem Pseudonym Luise Mühlbach — überdies eine nicht geringe Zahl kritischer und litterarhistorischer Schriften. Eine der besten unter diesen ist seine „Geschichte der Litteratur der Gegenwart", 1842, weil hier der Verfasser von etwas spricht, das er gründlich kennt. Doch auch dieses Buch ist, wie alle seine anderen, eine formlose Arbeit, voll unbeherrschten Stoffes und mit scheinbaren Tiefsinnigkeiten vollgepfropft. So findet er hier eine besondere Bedeutung in dem Umstand, daß Hegel gerade von der Cholera hinweggerafft wurde. Er entwickelt, daß, da Casimir Perier, der das Justemilieu-System erfunden, an der Cholera gestorben sei, auch Hegel, der Gründer des Systems des Geistes, das ein ebenfalls alles nivellierendes Justemilieu-System des Begriffes gewesen, von dieser Krankheit entführt werden mußte in das geheimnisvolle Land, das noch kein Erkennen kannte: „Die Cholera als den physischen Ausdruck des allgemeinen Zeitleidens anzusehen, mochte man sich überhaupt nicht so leicht enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte seines eigenen Lebens einen Krieg mit sich selbst an ... Das Leben hat sich aus Angst und Unruhe in seine eigenen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenschaft, sich selbst zu erkennen und sich selbst zu begreifen, zuletzt mit dem äußersten Akt der Selbstreflexion, nämlich sich selbst auszuspeien."[1]

Der besonders als Theaterdirektor bekannte Feodor Wehl hat in einer „Das junge Deutschland" betitelten Schrift, die hauptsächlich aus Briefen an den Herausgeber besteht, sich bemüht, der Lesewelt eine bessere Meinung von Mundt als die heute vorherrschende zu geben; und es ist ihm geglückt, uns die Vorstellung beizubringen, daß Mundt ein Mann von sehr viel gutem Willen war, nicht wenige Kenntnisse besaß und auch nicht wenig Wärme für das, wovon er sich angezogen fühlte. Doch als eine irgendwie bedeutende Kraft wird dieser Schriftsteller niemals gelten können.

[1] Mundt, Litteratur der Gegenwart. S. 355.

Im Grunde sind die Schriftsteller zweiten Ranges, die, wie Gustav Kühne, Hermann Marggraff und Alexander Jung, den Nachtrab des jungen Deutschland bilden, ebenso hervorragend wie er. Sie sind alle, gleich ihm, halb publizistische, halb dichterische Talente. Es sind Männer von Charakter, Bildung und ausgesprochener stilistischer Begabung, durchdrungen von denselben Grundvorstellungen, die bei den Männern der vordersten Reihe zu finden sind.

Wer z. B. Kühnes „Weibliche und männliche Charaktere" (1838) lesen will, wird von dem Schwung und Glanz der Darstellung, wie nicht minder von der Richtigkeit der über öffentliche Persönlichkeiten gefällten Urteile angenehm überrascht werdeu. Seine Heldinnen sind, wie die aller jener Männer: Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. Er sieht sie mit eigenen Augen und schildert sie mit Enthusiasmus, ohne Phrasen. Die Dichter, die er charakterisiert und verherrlicht, sind nicht bloß große Radikale der Vergangenheit wie Shelley, nicht bloß die ganze Reihe der Freiheitslyriker von Anastasius Grün bis Karl Beck, sondern auch so ruhige Geister wie Chamisso und Rückert. Er ist zwar ohne kräftige Originalität, aber auch ohne Einseitigkeit und Vorurteile.

Dasselbe kann von Hermann Marggraff gesagt werden. Sein Buch „Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche" (1839) folgt zwar den Spuren des jungen Deutschland, doch hat sich der Verfasser seine volle Selbständigkeit bewahrt. Er ist ein denkender, kritisch prüfender Mann, der gut schreibt, immer natürlich, zuweilen geistvoll ist, und fehlt er, so geschieht dies weit eher aus konservativen Tendenzen, als infolge eines allzuweit gehenden Modernismus.

Wenn man daher nicht gerade die enfants perdus der neuen Gruppe aufsucht, und solche hat eine jede Richtung, kann man keineswegs sagen, daß sie zu den leidenschaftlichen Angriffen, deren Gegenstand sie wurde, Anlaß gegeben hätte; die stärksten Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten sind durchgehends auf Seite der Angreifer, nicht auf der des jungen Deutschland.

Ein solcher Angreifer war der damals bereits alternde Tieck. In mehreren seiner Novellen macht er Ausfälle gegen das junge Deutschland, am direktesten richtete er jedoch seine Satire gegen dasselbe in der Novelle „Der Wassermensch". Allerdings ist die Karikatur hier so grob, daß die Wirkung verfehlt wird.

Der junge Florheim, welcher die Jugend, der Tieck zu Leibe gehen will, vertritt, ist halbverrückt vor Begeisterung für Franzosen und Juden; er äußert sich als Freiheitsmann und Demokrat in Repliken, die für einen normalen Primaner allzu unreif sein würden. Er will, daß man nie ein Konzert gebe, bei dem nicht die Marseillaise gespielt wird — damit die Menschen daran erinnert würden, was denn eigentlich die Hauptsache sei. In allen Büchern, selbst in Kochbüchern, wünscht er Bildnisse der vorzüglichsten Freiheitshelden, wie Mirabeau, Washington, Franklin, Kosciuszko angebracht zu sehen. Er fordert, daß die Volkskalender den ganzen Monat Julius mit rotgedruckten Lettern aufweisen, um die Erinnerung an die glorreiche Julirevolution immerdar frisch zu erhalten und hofft, „alle Edlen" werden sich vereinigen, die Substantive Fürst, Herr, König, Herzog, Graf, Junker u. s. w. fortan mit kleinen Anfangsbuchstaben zu drucken, um auf solche Weise ihre Geringschätzung für diese Begriffe an den Tag zu legen. Als der Geheimrat, der in der Novelle den verständigen Konservatismus repräsentiert, Florheim fragt, wie er und seinesgleichen (Sie, die Sie sich das junge Deutschland nennen) ihre Pläne gegen das Bestehende durchzusetzen hoffen, antwortet dieser naiv: Durch ewiges Schelten auf alles, was uns entgegen steht. Und er erklärt, sie hätten schon dem alten Goethe in dessen letzten Lebensjahren auf diese Weise mitgespielt — eine Wendung, die der Wahrheit vollkommen widerspricht — jetzt, wo sie die Partei der Bewegung seien und sich bereits der meisten Journale und gelesensten Blätter bemächtigt hätten, seien sie im stande, ein unsichtbares und doch offenkundiges, sich über ganz Deutschland schlingendes Bündnis zu schließen und jeden Schriftsteller, der nicht von ihrem

Glauben sei, herabzuwürdigen, hinwieder die Schüler und Mitgenossen durch immer und immer wieder lobende Kritik zu Ansehen und Berühmtheit zu bringen.[1]

Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Die Karikatur hat hier den doppelten Fehler, nicht ähnlich und nicht amüsant zu sein. Mundt nahm in geistreicher Weise Rache an Tieck, als er einige Jahre später zuerst die Initiative zur Aufführung von Tiecks Märchenkomödieen in Berlin ergriff.

[1] L. Tieck, Gesammelte Novellen. Breslau 1835. Erster Band S. 38, 79.

XXIII

Weder die Darstellung des Verhältnisses zwischen Litteratur und Politik, noch die des Ganges der litterarischen Begebenheiten, noch die Zeichnung der vornehmsten Männercharaktere des jungen Deutschland vermag das seelische Leben jener Zeit völlig zu veranschaulichen.

Was geschaffen wird und was geschieht, ist äußerliches Ergebnis. Was in der Welt der Bücher hervorgebracht wird, zielt naturgemäß auf Wirkung; schon um der Deutlichkeit willen wird hier alles bis zu einem gewissen Grade stilisiert und in Relief dargestellt. Aber um zu erforschen, wie in einem bestimmten Zeitalter geistig gelebt wurde, muß man den fühlenden Persönlichkeiten so nahe als möglich zu kommen trachten, und man darf nicht unterlassen, den Eindruck, den man durch die Beobachtung der leitenden Männer der Zeit empfangen, durch das Studium der typischen Frauengestalten der Periode zu ergänzen.

Wo mehr empfunden und weniger geschaffen wird, wo die Gestaltungsgabe zu schwach ist, um das Geschaffene von der Persönlichkeit gänzlich loszulösen, doch aber große Ursprünglichkeit vorhanden ist, da eröffnet sich dem Forscher am leichtesten der Weg zu den verborgenen Quellen eines Zeitalters. Der Brief einer reichbegabten Frau gestattet zumeist unmittelbarer einen Blick in den lebendigen Menschen, in seine wahre Gefühlsweise zu thun, als eine politische Rede oder ein Trauerspiel.

Keine der wenigen großen Frauen, welche in diesem Zeitraum die Geister beherrschen, hat irgend ein Kunstwerk hervorgebracht,

ja auch nur einen Versuch in dieser Richtung gemacht. Sie haben weder Romane noch Abhandlungen geschrieben. Sie wirkten, auch litterarisch, unmittelbar durch ihre Persönlichkeit und gewannen offenbar nur dadurch eine so große Macht über die Gemüter, weil sich in ihnen etwas von dem innersten Wesen des Zeitalters verkörperte. Ihre Naturen entbehren aller Plastik, aller Greifbarkeit, es ist etwas Undeutliches, Verschwommenes in den Konturen ihres Geisteslebens. Ist es aber aus diesem Grunde schwierig, ihre Individualitäten zu schildern, so bieten deren Äußerungsformen dafür um so günstigere Gelegenheit, der Zeit den Puls zu fühlen.

Durch sie gelangt man zu der Einsicht, daß die dem Leben der Besten in dieser Periode zu Grunde liegende und in der Opposition gegen den Kultus der Regel, den Zwang des Herkommens Ausdruck findende Idee darin besteht, das einzige eines fühlenden, denkenden Wesens Würdige sei, die menschlichen Verhältnisse in selbständiger, ursprünglicher Weise aufzufassen und sein Thun und Lassen auf diese Auffassung zu gründen. Es war das eine in der deutschen Kultur schon nicht mehr neue Idee. Sie stammte von Herder, sie hatte sich auf alle die Verkünder des Naturevangeliums, darunter auch Heinse, der auf einzelne Männer des jungen Dentschland so mächtig einwirkte, vererbt. Zur unumschränkten Herrschaft, zur Anwendung auf allen Gebieten des Lebens war sie jedoch erst durch Goethe gelangt. Vertieft man sich in die eigenartigsten Frauengestalten jener Zeit, so wird einem klar, daß das, was von 1810—1835 sich innerlich vollzogen hat, was die Zeit als verstohlene Heimlichkeit unterirdisch barg, nichts anderes war, als die Schritt für Schritt erfolgende Verdrängung der kirchlichen Weltanschauung durch die Goethesche, welche sich aller großen Instinkte und aller wirklichen Begabungen der Zeit bemächtigt hatte.

Die unvergleichlich bedeutendste Frau, die in den dreißiger und vierziger Jahren die geistig Interessierten in Deutschland beschäftigt, ist Rahel Varnhagen von Ense. Sie stirbt im März 1833,

und 1835 giebt ihr Mann in drei Bänden jene Auswahl ihrer Briefe und Tagebücher heraus, die der großen Lesewelt, was sie gewesen, offenbarten. Dieser Veröffentlichung folgten allmählich eine große Zahl anderer, die ihre Person zum Mittelpunkt hatten.

Weit weniger genial, aber weit talentvoller als Rahel war Bettina von Arnim, von welcher im Jahre 1835 das Aufsehen erregende Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", welches mit Begeisterung aufgenommen wurde, erschien.

Während Rahels Name wegen ihres vieljährigen ununterbrochenen, wenn auch rein privaten Wirkens in der Stille unvergessen bleibt, während glänzendes Talent und funkelnder Witz dem Namen Bettinas Glanz verleihen, ist der Name einer dritten Frau, welche auf die Männer und Frauen der damaligen Zeit einen tiefen Eindruck machte, ausschließlich um einer Handlung, eines Selbstmordes willen, der Nachwelt erhalten geblieben. Es ist Charlotte Stieglitz, die im Dezember 1834 sich entleibte, und deren Lebensgeschichte, Aufzeichnungen und Briefe 1835 der Lesewelt von Theodor Mundt vorgelegt wurden. Sie wurde sofort zum Gegenstande zahlreicher Studien und verherrlichender Schriften seitens der jungen Schule. Besonders schön hat Gustav Kühne sie charakterisiert. Ihr Tod gab überdies, wie erwähnt, den Anstoß zu Gutzkows „Wally".

Rahel Antonie Friederike Varnhagen (geb. Levin, später unter dem Familiennamen Robert bekannt) kam in Berlin 1771 zur Welt. Sie wäre also insofern einer ganz andern Epoche als der der Julirevolution zuzurechnen. Allein erst nach ihrem Tode wurde sie eine der Allgemeinheit angehörige Person, erst dann trat sie durch das gedruckte Wort in Beziehung zum Publikum und zu den Schriftstellern der Zeit. Sie war eines jener seltenen Wesen, die kraft ihrer unvergänglichen Gemütsfrische alles und alle verstehen, mit den verschiedenartigsten Individualitäten und Richtungen Fühlung haben, mit scharfem Blick überall das Wesentliche herausfinden und mittelst ihrer vielseitigen, nie versiegenden Sympathie bis an den Tod ebenso

sehr von den Besten der Jüngeren wie der Älteren bewundert und hochgehalten werden. Rahel wurde von Gutzkow gehuldigt, wie ihr von Schelling und Friedrich Schlegel, von Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt gehuldigt worden. Ihr, der glühenden Patriotin, welche im Freiheitskriege Spitälern in Berlin und Prag vorstand, zollte noch Heinrich Heine Bewunderung, der Fünfzigjährigen das lyrische Intermezzo im „Buch der Lieder“ widmend. Sie, die mit den ausgezeichnetsten Männern der Wende des Jahrhunderts, mit dem Fürsten von Ligne, mit Fichte, dem Prinzen Louis Ferdinand, Fouqué und vielen anderen in vertraulichem Verkehr gestanden, begrüßte zum Staunen ihrer Umgebung noch die „Orientales“ Victor Hugos, die Schriften der Saint-Simonisten mit lebhafter Freude. Dieses Leben, so undramatisch es ist, hat etwas Großes

Man ahnt die Vielseitigkeit ihres Wesens, wenn man die Schar der so ganz verschiedenartigen Persönlichkeiten überblickt, zu denen sie in nahen Beziehungen stand. Es offenbaren sich Tiefen in ihr, die noch immer überraschen, zugleich aber auch Unklarheiten, die einem modernen Menschen ungenießbar sind. Der Zauber ihres Wesens lag im Mündlichen, Unmittelbaren, in der gelegentlichen Äußerung. Ihn heute zu rekonstruieren, ist daher kein Leichtes. Sie hat stark nach außen gewirkt, immerhin aber war ihr eigentliches Leben gänzlich nach innen gekehrt. Sie war in ihrem Geistesleben entschieden aristokratisch, dabei aber so herzensgut, daß ihre Güte ihr Rücksichten auch für Menschen, die ihr vollkommen ferne standen, eingab.

Als junges Mädchen ohne Schönheit, ohne irgend ein Talent, wächst sie im Hause ihres Vaters, eines reichen, jüdischen Kaufmanns, zu einer Zeit in Berlin auf, wo der jüdische Stamm noch keinerlei Bürgerrechte besaß. Fünfundzwanzig Jahre alt, ist sie bereits ein bedeutsames Mitglied der höheren Gesellschaft der Hauptstadt. Von ihrem dreißigsten Jahre an ist sie bis zu ihrem Tode Mittelpunkt der Intelligenz in Berlin, einer der Mittelpunkte

der Intelligenz ganz Deutschlands. Durch die Ursprünglichkeit ihres Wesens zog sie an. Ist es doch allen Menschen wert und teuer, ihr Wesen in dem Geiste eines bedeutenderen Menschen sich wiederspiegeln zu sehen; ein jeder ersehnt Mitgefühl, ein jeder will verstanden sein. Und instinktiv fühlten alle, die ihr nahten, Fürsten und Adlige, Diplomaten und Philosophen, Dichter wie Gelehrte, daß dieses junge Mädchen mit der leichten, anmutigen Gestalt, den feinen, runden Körperformen, dem leidenden Zug in dem von dichtem Lockenhaar umrahmten Antlitze und dem tiefen, festen Blicke der dunklen Augen ihres Vertrauens würdig sei, und zwar aus dem einfachen, aber triftigen Grunde, weil sie vollkommen frei von jedem Vorurteile war.

Sie geht mit Freude mit einer reizenden Hetäre, wie Pauline Wiesel, der Freundin des Prinzen Louis Ferdinand, um. Sie ist zugleich ihre Vertraute, die ihres cynischen Mannes und die ihres fürstlichen Liebhabers. Sie ist einem reaktionären Wüstling wie Friedrich Gentz aufrichtig zugethan. Sie beglückwünscht ihn mit Wärme, als er, über sechzig Jahre alt, Fanny Elslers Liebe gewinnt. Sie schätzt in ihm das glänzende Prosatalent und den Politiker, der in einem entscheidenden Augenblick nationale Bedeutung gehabt. Die Menschen sind ihr in Goethescher Weise Naturprodukte.

Daß sie, streng sittlich und politisch freiheitsliebend, wie sie war, sich zur Höhe einer solchen Vorurteilsfreiheit erheben, einen so weiten Horizont gewinnen konnte, das kam daher, daß sie auf einer Freistätte außerhalb der Gesellschaft, nämlich in einem wohlhabenden jüdischen Hause in Berlin geboren war.

Ein paar Jahrhunderte lang hatten in dem altväterisch steifen, intoleranten Preußen die fremden, verachteten, krummnasigen Familienväter in ihren Wechslerbuden gesessen; alles Sinnes für anderes, als für den Wert des Geldes bar, hatten sie Thaler zu Thaler gelegt, Obligationen gekauft und schließlich dann und wann Fürsten

Geld geliehen. Bei all ihrem Reichtume waren sie unwissend, orthodox, abergläubisch. Da brach in der Aufklärungsperiode Moses Mendelssohns Wirksamkeit über sie herein. Ihre Religiosität wurde ein edler Rationalismus und sie begriffen, was Kenntnisse und Bildung bedeuteten. Schon am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts hatten sie ihren Söhnen eine ganz neue Erziehung gegeben, während man dieselben zugleich als Wesen zu betrachten begann, gegen die man ein Unrecht gut zu machen hatte. Das Geschlecht dieser Söhne öffnete nunmehr mit einem Male seine bisher geschlossenen Häuser.

Sie glichen nicht den engen, spießbürgerlichen Berliner Wohnungen: Geräumige Gemächer mit dicken, orientalischen Teppichen, da und dort ein kostbares Gemälde, das dem Vater oder Großvater von irgend einem, sich in Geldverlegenheit befindenden Fürsten überlassen worden. Ein Tisch mit vorzüglicher Küche, feinen Weinen, Gold- und Silbergeschirr, Gläsern aus feinstem Kristall, das auf spitzenbesetzten Tüchern funkelte. Gattin und Töchter mit einer höheren Bildung ausgestattet, als sie zumeist den Damen des Bürgerstandes eigen, voll lebhaften Interesses für Theologie, Philosophie und Musik, und durch die gemischte Gesellschaft, die in ihren Häusern verkehrte, sich schnell entwickelnd.[1]

Denn hier trafen sich, wie auf neutralem Grunde, alle in der Gesellschaft sonst von einander getrennten Mitglieder der verschiedenen Stände und Kasten, und gar viele von denen, die von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Kein bürgerliches Haus in Berlin öffnete sich damals einer fremden oder einheimischen Schauspielerin. Hier verkehrten die Damen vom Theater mit den anderen Gästen auf gleichem Fuße. In anderen bürgerlichen Häusern verkehrten die Prinzen schon deshalb nicht, weil sie sich dort zu sehr langweilten. Hier erschienen sie, gelockt von der Ungezwungenheit des Tons und

[1] Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen. Zweiter Band, fünftes Kapitel: Aus dem unzünftigen Schrifttum Deutschlands; La société de Berlin in der Revue des deux mondes.

dem Witz der Damen. Es war eine Zigeunerwelt, ohne die Roheit des Bohêmelebens. Es war der erste Durchbruch des Weltbürgergeistes in dem altpreußischen Berlin.

In diesen Kreisen nun wächst Rahel auf. Eine einzelne Freundschaftsverbindung schon zeichnet sie aus, die mit ihrem Altersgenossen, dem damaligem Helden der Jugend, Prinz Louis Ferdinand, dem Sohne des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, einer ritterlichen, künstlerischen Natur, voll tollkühnen Mutes, von leichten Sitten zwar, aber ein vorzüglicher Musiker und vorzüglicher Reitergeneral. Goethe hat ihn in seinem Buche „Die Campagne in Frankreich" geschildert. Seine Bildung war, wie die aller preußischen Prinzen damals, französisch, und zwar in dem Grade, daß er (wie aus seinen veröffentlichten Briefen zu ersehen) nicht im stande war, orthographisch deutsch zu schreiben. Gleichwohl war er ein leidenschaftlicher Feind Napoleons und brannte vor Begier, mit dessen Truppen die seinen zu messen. Wie seiner Zeit der Prinz von Homburg trotzte er einem Rückzugsbefehl und ließ sich in seinem Harm über die Niederlage bei Saalfeld — sich weigernd zu fliehen, sich weigernd sich zu ergeben — von französischen Husaren niederhauen. Er vertraute Rahel seine wilden Liebesabenteuer an und fand in seinem Leide über eine unwürdige Geliebte in stillen, vernünftigen Gesprächen mit ihr wie bei einer Schwester Trost.

Nicht immer vermochte sie anderen Trost zu spenden. Sie bedurfte dessen in ihrer Jugend selbst zu sehr. Sie war von Natur zu so hochgradiger nervöser Reizbarkeit geneigt, daß sie als Kind nur mit großer Mühe am Leben erhalten werden konnte.

Fast jeder ihrer Briefe enthält neben dem Datum die genaueste Beschreibung des Wetters und der Temperatur. Z. B.: „Freitag, den 14. März 1828. Graues Südwestwindwetter, feuchtlich und doch nach dem Frühling hinneigend, ohne für Wetterempfindliche zum Spazierengehen zu sein. Tauben fliegen, blaue Fenster brechen in den Himmel und lassen, wie jetzt, Helle durch." Oder: „23. März

1829. 11 Uhr. Helle Sonne, die durchgebrochen, eiskalter, luftleerer, dezidiertester Nordostwind! Der Tiergarten zum ernstesten vermeiden, kellernaß und nicht völlig seines Eises entledigt." Oder: „17. April 1830. Mittags. Nach Regen ein Frühlingswetter, und die Bäume grünlich. Mein bester Augenblick im Jahr, ohne Fliegen noch Mücken, ohne Hitze. Der Frühling nahend, der uns tausend Erinnerungen und Hoffnungen zuweht, die sich nie erfüllen, auf die wir aber Anspruch haben."

Solche Geister verdienen und erwecken in gleichem Maße Mitleid wie Bewunderung. Ihr Freund W. v. Burgsdorf schreibt ihr: „In der allerersten Zeit unserer Bekanntschaft fiel es mir einmal plötzlich auf die Seele, daß ein langer Schmerz Sie erzogen haben müsse."

Es war so. Sie hatte einen kränklichen Körper, eine gedrückte Jugend, einen harten Vater gehabt und frühe Demütigungen erlitten. Sie war — in fast unwürdiger Weise — unglücklich darüber, als Jüdin geboren zu sein. Sie nennt es einen Dolch, den ein übernatürliches Wesen im Augenblicke der Geburt ihr in die Brust gestoßen. Es regte sich auch keine Fiber ihres Wesens für die Religionsgenossenschaft, der sie von Geburt angehört hatte. Der Fanatismus, der in dieser, wie gegen diese geherrscht, lebte noch in frischer Erinnerung. Noch 1756 hatte die jüdische Gemeinde Berlins ein Kind aus der Stadt ausgestoßen, weil es einem Christen ein Buch getragen. Und andererseits hatte Moses Mendelssohn mit seinen Kindern kaum über die Gasse gehen können, ohne mit Steinwürfen verfolgt zu werden.

Rahels Vater hatte in ihrer Jugend seinen ganzen Verstand, all seine Festigkeit darein gesetzt, den Eigenwillen des zarten Kindes zu brechen, und nur durch die ungewöhnliche Stärke ihres elastischen Geistes gelang es ihr, sich ihre Eigenart zu wahren. Sie hatte frühe das Gefühl, so viel gelitten zu haben, daß es nichts mehr zu brechen oder zu knicken in ihr gebe.

Solch ein Wesen konnte nicht anders als mit Heftigkeit lieben,

und eine so leidenschaftliche Natur war verurteilt, in der Liebe Qualen zu erdulden. Zweimal erlitt sie, wo sie am glühendsten liebte, die bitterste Enttäuschung, erlitt das Gefühl, als wäre ihr der Mordstahl ins Herz gestoßen und sie müsse nun Jahr um Jahr mit dem Messer in der Wunde fortleben.

Vierundzwanzig Jahre alt hatte sie sich mit ganzer Seele dem um ein Jahr jüngeren Grafen Karl von Finckenstein, dem Sohne eines preußischen Ministers, verbunden. Das jugendliche Paar verlobte sich, und Rahel lebte einige Jahre allein dieser Liebe. Ihr Bräutigam war gut, verliebt, voll Hingebung, doch ein schwacher Charakter. Er teilte ihr mit, welchen Quälereien er sich von seiten seiner vornehmen Familie, die das Verhältnis mit einer nicht Ebenbürtigen mißbilligte und ihn zu bewegen suchte, es aufzugeben, ausgesetzt sähe. In ihrem Stolze tief verletzt, gab sie ihm sein Wort zurück. Obwohl sie bei der Überlegenheit ihrer Persönlichkeit seine Bedenken ohne Zweifel zu überwinden vermocht hätte, wofern sie ihr ganzes Wesen dafür hätte einsetzen wollen, gab sie ihn sofort vollkommen frei, und er war schwach genug, so sehr er sie auch liebte, seine Freiheit anzunehmen. Niemals verwand sie diese erste, tiefe Demütigung.

Drei Jahre vergingen und sie verliebte sich aufs neue, und diesmal mit lodernder Leidenschaft, mit aller Kraft der Seele und der Sinne, und ihr Gefühl wurde erwidert. Sie verlobte sich zum zweitenmal mit Don Raphael Urquijo, Legationssekretär bei der spanischen Gesandtschaft in Berlin, einem außerordentlich schönen jungen Manne. Das beiderseits leidenschaftliche Verhältnis währte ein Jahr lang. Aber die Naturen waren allzu ungleich, allzu tief stand er unter ihr. Er quälte und kränkte sie in einer Weise mit seiner Eifersucht, daß sie, um ihre Menschenwürde zu wahren, mit ihm brach — doch mit einem, bis an Wahnsinn grenzenden Gefühle von Vernichtung, Vereinsamung. Sie sah sich allen Unbilden des Lebens preisgegeben, des Schutzes beraubt, dessen ihr Frauenherz am wenigsten entraten konnte.

Nachdem sie von Finckenstein verlassen worden, schlug man ihr eine Vernunftpartie vor. Sie erwiderte:

„Ich kann mich nicht verheiraten; denn ich kann nicht lügen. Glaubt nicht, daß ich stolz darauf sei; ich kann nicht, wie ich nicht Flöte spielen kann ... Er dürfte keine Vorurteile haben, sonst hielt ich es nicht aus ... Es ginge auch nicht an, daß er dumm wäre und mich zwänge zu lügen und zu machen, als bewunderte ich ihn. Ich muß alles, was ich will, sagen können."

Da ihr Herz nunmehr der tiefsten Befriedigung entbehrte, so wendete sie sich um so leidenschaftlicher ihren geistigen Interessen zu. Hier stieß sie indes auf die Schwierigkeit, nichts Ordentliches gelernt zu haben. Sie pflegte von ihrer „dicken" Unwissenheit zu sprechen. Selbstverständlich war sie weit davon entfernt, unwissend zu sein, doch so viel ist gewiß, daß ein tieferes Verständnis für das, was Wissenschaft ist, ihr niemals aufging, und sie hat nie einen wissenschaftlichen Gedanken gehabt.

Man hatte sie ebenso wenig im jüdischen Glauben, als in Geschichte und Geographie unterrichtet.

Sie äußert irgendwo, sie wäre wie der Baum im Walde aufwachsen und hätte nichts gelernt, Religion so wenig wie irgend etwas sonst. So bildete sie sich denn ihre eigene Religion, die mit der später von Schopenhauer in System gebrachten Verwandtschaft hat. Ihre Gedanken über einen Willen in der Natur, über das Elend der Welt, das Mitleid als die einzige Quelle der Moral sind den seinen verwandt. Ihre Religion war nicht ohne Mystik. Sie hegte große Bewunderung für Angelus Silesius und Saint-Martin; sie war eine leidenschaftliche Pantheistin, wie Goethe Pantheist gewesen. Sie zeichnet die Verse des deutschen Mystikers auf:

> Alle Tugenden sind eine Tugend.
> Schau, alle Tugenden sind ein' ohn' Unterscheid,
> Willst Du den Namen hör'n? Sie heißt Gerechtigkeit —

und schreibt darunter:

Weil sie Wahrheit ist, Einfalt, Unparteilichkeit,
Selbstlosigkeit, Austeilung für alle.

Sie hielt den Blick immer auf das Einheitliche, auf das Ganze gerichtet. Es war, als ob ein Echo der Weltseele in ihrer Seele vibrierte. Sie schien prophetische Gabe zu besitzen, so richtig erschaute sie. Es lag etwas von einer Sibylle, einer delphischen Priesterin in ihrer Natur. Schade, daß ihre abgerissenen Worte uns Nachkommen so oft dunkle Orakelsprüche sind.

Sie war voll Nachsicht gegen die Schuldvollen, voll Sympathie für die Niederen, voll Mitleid mit den Armen und verachtete nur eines: die korrekte Mittelmäßigkeit — eine Gesinnung, die sie offen an den Tag legte, selbst auf die Gefahr hin, sich damit Feinde zu schaffen.

Sie blieb ledig und wurde ein altes Mädchen, doch ohne daß die Jahre eine Veränderung in ihrem Aussehen bewirkt oder die Macht, die sie ausübte, verringert hätten. Zehn Jahre stand sie in zärtlichstem Briefwechsel mit ihrem späteren Gatten, Varnhagen von Ense. Er war vierzehn Jahre jünger als sie, zuerst ein tapferer Offizier, später ein tüchtiger Diplomat, schließlich ein trefflicher, stark frondierender Schriftsteller; er mußte sich erst in Krieg und Frieden auszeichnen, ehe er, ohne übersehen zu werden, daran denken konnte, als ihr Bräutigam aufzutreten. Ihn heiratete sie nun im Alter von 42 Jahren, und lebte noch 19 Jahre in vollkommen glücklicher Ehe mit ihm.

Entschiedene litterarische Bedeutung gewann Rahel dadurch, daß sie in Berlin die erste war, welche Goethes Bedeutung empfand und aussprach. Lange bevor sich über diese Lebensfrage der deutschen Kultur eine litterarische Meinung gebildet, war Rahel von Goethes Genius durchdrungen, von dessen Macht bezaubert, und einem jeden, mit dem sie in Berührung trat, verkündete sie, daß dieser Mann, der seinesgleichen nicht finde, der höchste Geist, der einsichtsvollste Ratgeber und Richter in allen Angelegenheiten des Lebens

sei. Das war zu einer Zeit, wo Goethe unter der Menge der Schriftsteller noch einer der vielen war, und andere im Rang und Ruf weit über ihn gestellt wurden. Lange ehe die Brüder Schlegel die unbedingte Autorität Goethes kritisch feststellten, hatte Rahel in ihrem Freundeskreise in Berlin den Kultus des großen Unverstandenen und Verkannten bereits eingeführt, nach allen Seiten hin sein leuchtendes Wort gepriesen und seinen Namen als einen heiligen, geweihten bezeichnet.

Sie ist, erst 24 Jahre alt, so glücklich ihn 1795 in Teplitz zu treffen. Aus einem Briefe David Veits an Rahel kann man ersehen, was Goethe über sie sagte: „Ja, es ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen — wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O, wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraulich mit einander gelebt."

Zu Franz Horn äußerte Goethe: „Es ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Äußerung ... jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, dies daß die Originalität liebenswürdig wird." ...

Als Rahel dieses erfährt, schreibt sie: „Wieso kann er wissen, daß ich Empfindung habe? Niemand habe ich mich in meinem Leben weniger in irgend einer Art zeigen können, als ihm. Doch schweigen wir davon. Er ist Goethe. Und was ihm scheint und er sagt, ist wahr. Von mir selbst glaub' ich ihm ... Wenn Sie ihn sehen, Horn, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn niemand rühmte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravaganz sagen ließe, so sollt er's nicht thun und lieber bewundern, daß sie ihn so respektierte, daß es einen Respekt gebe, der sie allein zurückhielte, es ihm nicht zu sagen. Sagen Sie es ihm, es wäre nicht Affektation, sondern Pflaumenweichheit. Überhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die andern alle

affektierten, was ich im Ernst meine. Hab' ich recht? Ja, ja, ich bet' ihn an."

Und nun geschieht nichts; es wird von Rahels Seite auch nicht der geringste Versuch gemacht mit Goethe in Verbindung zu treten, einen Briefwechsel oder dergleichen mit ihm anzuknüpfen. Nie spricht sie von seiner Person, immer nur von seinem Genie. Es vergehen 20 Jahre, ohne daß sie ihn zu Gesicht bekommt. Einmal, 1811, schickt Varnhagen an Goethe ein paar Aufzeichnungen Rahels über dessen Dichtungen. Goethe ist von dem Gelesenen betroffen, charakterisiert dessen Verfasser als eine merkwürdig auffassende, vereinende, nachhelfende, suffflierende Natur, die mit einem Schlage begreift — auf Rahels an Varnhagen gestellte Bitte aber erfährt er nicht, von wem die Handschrift stammt. Erst 1815, in der Nähe von Frankfurt, sieht Rahel Goethe wieder. Diese Begegnung hat etwas Rührendes. Goethe ist nun 66 Jahre alt. Er ist bei seiner Freundin Marianne von Willemer (der Suleika seines Diwans) auf dem Landgute Willemers, der Gerbermühle, zu Besuch. Rahel befindet sich in Frankfurt, und als sie ihn zufällig auf einer Spazierfahrt mit seinen Gastgebern erblickt, ruft sie in freudigem Schreck laut aus: „Da ist Goethe!"

Zwanzig Jahre waren, wie gesagt, dahingegangen. Es ist am Morgen des 8. September. Rahel hat etwas Augenschmerzen gehabt, ist später als gewöhnlich aufgestanden, steht im Negligee und bürstet ihre Zähne, als um 1/4 10 der Wirt kommt, um ihr zu sagen, es wäre ein Herr da, der sie zu sprechen wünsche. Er hat dem Mädchen eine Karte übergeben. Es ist die Goethes. Und aus Ehrfurcht, damit er nicht warte, nimmt sie sich nicht Zeit, sich ordentlich anzuziehen, sich hübsch zu machen. „Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Unterrock überzuknöpfen. Es war ein schwarzer Wattenrock, und so trete ich vor ihn. Mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung. Auch entschuldigte ich mich nicht, sondern

danke ihm! »Ich danke Ihnen,« sagte ich und meinte, er müsse wissen, wofür! daß er kam. Entschuldige mich nicht, denn ich meine, er muß wissen, daß ich ganz schwinde und nur er berücksichtigt wird. Nun denke ich in heftigster, ja komischer, quälender Reue anders."

Ihr vernachlässigter Anzug, ihr Gefühl „von Ungrazie" drückten sie so nieder, daß sie nichts zu sagen vermochte, was für ihn Interesse haben könnte. Nach so langjähriger Liebe „und Leben und Beten und Beschäftigung" bekam sie ihn ein einziges Mal auf einige Augenblicke allein zu sehen, und dann ging es so: „Nun höre ganz," schreibt sie an Varnhagen, „wie lächerlich ich bin. Als er weg war, zog ich mich sehr schön an. Ein schönes, weißes Kleid mit hohem schönen Kragen, eine Spitzenhaube, einen Kantenschleier, den Moskauer Shawl. Nun will ich Dir, wie Prinz Louis mir, sagen: »Nun bin ich Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr wert; Goethe war bei mir.«"

Rahel, die nach zwanzigjährigem Harren, nach lebenslanger Bewunderung Goethe lieber in wattierter Jacke empfängt, ehe sie ihn fünf Minuten warten läßt, das ist, wie jedermann einräumen wird, ein Höhepunkt weiblichen Heroismus. Diese Szene prägt sich nach der Lektüre vieler Bände Rahel-Litteratur in die Erinnerung als die entscheidende unauslöschlich ein. Sie giebt einen Maßstab für ihre Ehrfurcht, ihr Verständnis und ihre Kraft, selbst die berechtigteste Eitelkeit ihres Geschlechtes zu überwinden.

Schade, daß ein Wesen mit so seltenen Eigenschaften jedes Talentes aller gestaltenden Kraft, aller Plastik entbehrt, und daß ihre feinen Einfälle und tiefen Ideen als bloße Bemerkungen in Briefen und Aufzeichnungen von privater, für die Nachwelt gleichgültiger Natur zerstreut sind. Heute dürften nur für die Frauensache begeisterte Damen es über sich gewinnen können, größere Partieen von ihr in einem Zuge zu lesen.

Ihr Wesen war eben nicht von künstlerischer Art. Es war reine Wahrheitsliebe. Sie habe, sagt sie irgendwo, in diesem großen

allgemeinen Weltelend sich Einem Gott, der Wahrheit, geweiht, und so oft sie errettet worden, sei es durch ihn geschehen. Sie war in ihren Freundschaftsverbindungen fest und zuverlässig, doch selbst auf die Gefahr hin, sich in den Augen anderer herabzusetzen, gestand sie, wenn ein Gefühl in ihrem Innern erloschen war, es ohne sich dessen zu schämen ein. Mit ihrer Wahrheitsliebe stand ihr schlichtes Wesen in Übereinstimmung. Sie versuchte nicht sich den Anschein zu geben, als wäre sie über die gewöhnlichen Schwächen der Menschen erhaben, sondern bekannte frei ihre Naschhaftigkeit, ihre Begier, die neuesten Pariser Moden zu erfahren. Und sie hatte das verdiente Glück, eine teils angeborene, teils erworbene Harmonie in sich zu empfinden, sich des sicheren, inneren Zusammenhanges zwischen ihrem Gefühlsleben und ihren Überzeugungen bewußt zu sein — daher ihr hohes, berechtigtes Selbstgefühl. „Ich töte die Pedanterie auf dreißig Meilen in der Runde,“ sagte sie.

Ihr teilten sich die Menschen nicht in kluge und dumme, noch auch in gute und böse, sondern in solche, die sie selbst sind, und solche, die es nicht sind.

Daher hatte sie wie selten jemand Sinn für das Natürliche, das Ursprüngliche, wo immer sie es treffen, wie bescheiden es auch auftreten mochte, daher bewahrte sie selbst, bei allem ihrem durchdringenden Verstande, eine Naivetät, eine Frische der Auffassung und des Ausdrucks, wie man sie bei einem genial angelegten Kinde trifft.

Als sie auf der Höhe ihres Ansehens stand, war sie genötigt, sich gesellschaftlich unzugänglich zu machen, sich mit Verschanzungen aller Art zu umgeben, um sich die Freiheit wahren zu können, ihren Umgang zu wählen. Sie wählte stets Originale.

Einer ihrer näheren Bekannten, Graf Tilly, schreibt ihr: „Ich habe Ihnen tausend Komplimente zu bestellen, ehe ich schließe. Der eine bewundert Sie. Der andere ist Ihnen ergeben. Ein dritter staunt, wenn er Sie hört. Ein vierter ist ganz betrübt, wenn er Sie

verläßt, und sei es auch nur in einem Briefe, der endlich geschlossen werden muß: Alle diese aber bin ich in einer Person."

Rahel hat viel über Originalität nachgedacht. Sie bemerkt an irgend einer Stelle: „Wenn jemand sagte: Sie glauben wohl, es ist so etwas Leichtes, originell zu sein! Nein, man muß sich viel Mühe geben und es kostet ein ganzes Leben voll Anstrengung, so würde man ihn nur für verrückt halten. Und doch wäre diese Behauptung ganz wahr. Originell wäre gewiß jeder Mensch, wenn die Menschen nicht beinahe immer ganz unverzehrte Sprüche in ihren Kopf annähmen, und auch so wieder hinausließen."

Es hatte in dem deutschen Geistesleben auch vor Rahel hervorragende Frauen gegeben, so zuletzt die von den Romantikern in ihr Gewebe mitverwobenen, wie Caroline, Dorothea und die anderen — allein Rahel war das erste, große, moderne Weib der deutschen Kultur und die Erste, die ihrer Ursprünglichkeit sich vollbewußt war.[1]

Das Streben des Zeitalters nach Originalität hatte gleichwohl seine Gefahr. Ich denke dabei nicht an die, der Affektation zu verfallen. Es giebt zu allen Zeiten arme, affektierte Leute, die sich für originell halten, wenn sie die Suppe mit dem Stiefel löffeln. Aber die Gefahr lag nahe durch ewige Selbstprüfung, Selbstbespiegelung, die eigenen flüchtigen oder gewöhnlichen Empfindungen für etwas Merkwürdiges zu halten und auf diese Weise einer unaffektierten Unnatur zu verfallen, wie es z. B. bei der schönen Henriette Herz und nicht wenigen ihres Kreises der Fall war. Die Herzensergüsse riechen hier nach Lampenöl und Tinte. Die Feuerschrift der Originalität sieht anders aus.

Sie ist es, die uns aus Bettinas „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" entgegenleuchtet. Diese Briefe Bettinas tragen die Flammenschrift der Leidenschaft; auf sie paßt der Heinesche Aus-

---

[1] Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, I—III; Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, I—II; Varnhagen, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang, I—II; Ludmilla Assing, Aus Rahels Herzensleben.

druck „singende Flammen“. Bettina von Arnim, die Schwester Clemens Brentanos, die Gattin Achim von Arnims, durch Verwandtschaft wie Heirat eine Angehörige des romantischen Kreises, gehört als Schriftstellerin der Periode des jungen Deutschland an. Während bei Rahel die Bewunderung für Goethe voll Scheu und Herzklopfen war, eine Verehrung in tiefem Ernste, mit stiller Würde, tritt sie bei Bettina als ein halb sinnliches, halb geistiges Einschmeicheln, als zudringliche Liebenswürdigkeit, klettenartiges Anhängen, als der kühne Flug der Begeisterung über alle Berge auf.

Mit Goethe aus derselben Stadt gebürtig, tritt sie durch seine Mutter im Jahre 1807 mit ihm in Berührung, zwar bereits 23 Jahre alt, doch mit der Haltung eines Kindes, oder richtiger, als ein doppeldeutiges Wesen, halb Kind, halb Weib. Sie kommt nach Weimar, erhält von Wieland ein überflüssiges Einführungsbillet an Goethe, streckt die Hände nach ihm und weiß nichts mehr von sich. Er setzt sie sich gegenüber auf das Sopha, spricht von dem Tode der Herzogin Amalie, von dem sie wohl in der Zeitung gelesen. „Ach! sagte ich, ich lese die Zeitung nicht. — So! — ich habe geglaubt, alles interessiere Sie, was in Weimar vorgehe. — Nein, nichts interessiert mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig in der Zeitung zu blättern. — Sie sind ein freundliches Kind. — Lange Pause.“ — Da springt sie vom Sopha auf und fliegt ihm an den Hals.

Dieser einzige Zug und man hat ihre Haltung Goethe gegenüber im Gegensatze zu derjenigen Rahels. Sie besaß von Kindheit auf jene jugendliche Kühnheit, die sonst häufiger bei Knaben, als bei Mädchen anzutreffen ist. In Marburg zeigt man noch heute einen Turm, auf dem sie, nachdem sie ihn bestiegen, die Leiter hinter sich nachgezogen hatte, um allein zu sein. Sie hatte die Geschmeidigkeit einer Gauklerin in allen ihren Gliedern, zugleich etwas von Mignons kindlichem, unschuldigem Enthusiasmus. Sie ist Mignon ins wirkliche Leben übertragen, mit all deren Anmut, aber weit geringerer Tiefe.

Bettina war 50 Jahre alt, als 1835 ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ erschien. Arnim war 1831 gestorben, Goethe 1832. Sie hatte ihre Jugendbriefe an letzteren aus der Zeit von 1808—1811 zurückerhalten. Zu diesem Zeitpunkt war nämlich das Verhältnis infolge einer Unhöflichkeit, welche sie sich gegen Goethes Frau zu schulden kommen ließ, abgebrochen worden. Sie behandelte nun diese Briefe frei, freier als Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ sein Leben behandelt hatte, demjenigen Ausdruck gebend, was sie damals empfunden, hinzudichtend, was ihrer nunmehrigen Meinung nach hätte empfunden werden sollen. Sie verlieh dem Verhältnisse eine leidenschaftlichere Färbung, als es in Wirklichkeit gehabt, in tieferem Sinne jedoch hielt sie sich an die Wahrheit. Sofort nahm man den Briefwechsel für durchaus authentisch an. Doch da die Kritik durch den Umstand herausgefordert wurde, daß Bettina Gedichte, die erwiesenermaßen anderen Frauen gewidmet waren, für an sich gerichtet ausgiebt, kam eine Zeit, wo die Briefe in ihrer Eigenschaft als historische Aktenstücke allen Kredit verloren und man alles in ihnen Mitgeteilte als erdichet betrachtete. Als jedoch Löper 1879 Goethes echte Briefe an Bettina veröffentlichte, sah man, daß dieselben bei ihr beinahe wortgetreu abgedruckt waren. Nur einige Grüße waren weggelassen, und das „Sie“ war durch „Du“ ersetzt. Du kommt thatsächlich nur in einem einzigen Briefe vor, allerdings dem einzigen, den Goethe nicht diktiert hat; ihre Änderung war also nicht unberechtigt. Goethe hatte die Gewohnheit, Gedichte, die er eben verfaßt hatte, seinen Briefen beizuschließen. Bettina war eingebildet genug, die Gedichte an Minna Herzlieb — selbst die auf den Namen Herzlieb anspielenden, welche sie demzufolge nicht versteht — an sich gerichtet zu wähnen, desgleichen die Gedichte an Marianne von Willemer. Es giebt das ein zuweilen possierliches, immerhin aber unschuldiges Mißverständnis; nicht zu entschuldigen ist es hingegen, daß sie diese Gedichte in Prosa auflöste und diese Prosa ihren früheren Briefen einfügte, um so den Schein hervor=

zurufen, als hätte Goethe nur ihre Gedanken und Gefühle in Reime gebracht.

Im übrigen ist alles, was sie von ihrem Verhältnisse zur Frau Rat, von ihrem Eifer mitteilt, Beiträge zur Lebensgeschichte Goethes als Kind, welche „Dichtung und Wahrheit“ einleiten könnten, von den Lippen seiner Mutter zu lesen, ebenso was sie von Beethoven und dessen Verhältnis zu Goethe erzählt, im wesentlichen die reine Wahrheit.[1]

Wer in jugendlichem Alter, mit empfänglichem Sinn für dichterische Begeisterung dieses Werk Bettinas gelesen, wird niemals den Eindruck vergessen, den er das erste Mal von diesem Stil empfing. Er hat eine Lebensfülle, eine Keckheit, eine Feinheit bei aller Ausgelassenheit, einen rhythmischen Fluß und Klang, der geradezu erstaunt und hinreißt. Wenn man von Rahels seltsamen Hieroglyphen kommt, von dieser dunkeln Bilderschrift, hinter welcher man tausend Geheimnisse ahnt, die einem jedoch nie voll verständlich wird, weil das den Kommentar bildende leibhafte Leben entschlummert ist, so wirkt es erquickend, in diesem frischen Quell naiver, reizvoller Begeisterung ein Bad zu nehmen. Rahel ist tiefer und wirklichkeitstreuer. Doch es ist ein gar zu schönes Ding um das Talent. Es thut so wohl. Man kann und muß ihm viel zu gute halten.

Zur Zeit dieses Briefwechsels ist Bettina 23 bis 25, Goethe 58 bis 60 Jahre alt. Ihre Leidenschaft ist demnach nicht die allgemein menschliche, wie ein junges Weib sie einem jungen Manne gegenüber fühlt. Sie ist in derselben großgezogen; diese Leidenschaft ist ein Erbe von ihrer Mutter Maxe Brentano, von welcher Züge auf Werthers Charlotte übergingen. Sie liebt Goethes Mutter, wie junge Weiber stets die Mutter des Geliebten lieben; sie ist ihr so herzlich dankbar, daß sie ihn geboren — „wie hätte ich ihn sonst kennen gelernt!“ Die Schwärmerei für den Sohn gelangt so lange

[1] Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen. 1879.

in den Briefen an die Mutter zum Ausdrucke, bis sie ihn zum erstenmale gesehen und nun ihre Briefe an ihn selbst richtet.

Von jener ersten Umarmung an betrachtet sie ihn als den ihren. Sie schreibt an seine Mutter: „Ich glaub, daß es eine Art und Weise giebt, jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann; diese üb ich an Wolfgang, keiner hat es vor mir gekonnt, das weiß ich, trotz allen seinen Liebschaften, von denen Sie mir erzählt. Die Leidenschaft ist ist ja der einzige Schlüssel zur Welt, durch die lernt der Geist alles kennen und fühlen, wie soll er denn sonst hineinkommen?“ —

Jemand hat diese Briefe Schiffen mit reichen Ladungen verglichen. Goethe ist der Leitstern auf allen Fahrten derselben.

Ein Schwärmen ist ihr Denken an ihn. „Ich wollt, ich säß an seiner Thür, ein armes Bettelkind, und nähm ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, weß Geistes Kind ich bin, da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Gewiß, er hieß mich nicht wieder gehen, ich dürfte fort und fort im Haus herumwandeln, und so vergingen die Jahre und keiner wüßte, wer ich wäre, und niemand wüßte, wo ich hingekommen wär, und so vergingen die Jahre und das Leben, und in seinem Antlitz spiegelte sich mir die ganze Welt, ich brauchte nichts anderes mehr zu lernen.

Es war voriges Jahr im Eingang Mai, da ich ihn sah zum erstenmal, da brach er ein junges Blatt von den Reben, die an seinem Fenster hinaufwachsen, und legt's an meine Wange und sagte: das Blatt und Deine Wange sind beide wollig — und ich saß auf dem Schemel zu seinen Füßen. O, wie oft hab ich an dieses Blatt gedacht, und wie er damit mir die Stirne und das Gesicht streichelte, und wie er meine Haare durch die Finger zog und sagte: ich bin nicht klug; man kann mich leicht betrügen, Du hast keine Ehre davon, wenn Du mir was weis machst mit Deiner Liebe. — Das alles war kein Geist und doch hab ich's tausendmal

in Gedanken durchlebt, und werde mein lebenlang dran trinken, wie das Aug das Licht trinkt — es war kein Geist, und doch überstrahlte es mir alle Weisheit der Welt."

Es ist Poesie in dieser Schwärmerei und in dem Ausdruck, den sie seiner geistigen Allgegenwart bei ihr und ihrem Sehnen, ihrer verschwiegenen Eifersucht auf die berühmten Frauen, welche wie Madame de Staël seine Bekanntschaft machen, giebt. Es liegt Poesie in ihrem Kummer, sich ihm nicht nützlich machen zu können, und in ihrem lebhaften Gefühl ihres Wertes, ihrer Eigenart:

„Ich muß Dir erzählen, was ich nachts von Dir geträumt habe. Häufig hab ich denselben Traum. Es ist, als sollte ich vor Dir tanzen. Ich hab ein Gefühl, daß mir alles gelingen werde, die Menge umdrängt mich. Ich suche Dich, dort sitzest Du frei mir gegenüber; es ist, als ob Du mich nicht bemerktest. Jetzt trete ich vor Dich, goldbeschuhet und die silbernen Arme hängen nachlässig, und warte; da hebst Du das Haupt, Dein Blick ruht auf mir unwillkürlich, ich ziehe mit leisen Schritten magische Kreise, Dein Aug verläßt mich nicht mehr, Du mußt mir nach, wie ich mich wende, und ich fühle einen Triumph des Gelingens — alles, was Du kaum ahntest, das zeig ich Dir im Tanz, und Du staunst über die Weisheit, die ich Dir vortanze, bald werfe ich den luftigen Mantel ab und zeig Dir meine Flügel, und steig auf in die Höhen; da freu ich mich, wie Dein Aug mich verfolgt, dann schweb ich wieder herab, und sink in Deine umfassenden Arme."

Es ist treffende Feinheit in diesem Sinnbilde und Grazie in dieser Schilderung. In diesem Schwärmen Bettinas für Goethe liegt etwas von jener selben Steig- und Kletterlust, die sie als Kind an den Tag gelegt. Sie kletterte der Statue des großen Olympiers auf die Schulter, zog die Leiter empor und saß nun allein dort oben, in der Wonne schwelgend, ihm so nahe zu sein. Wodurch jedoch Bettina dem jungen Deutschland eine ideale Gestalt, eine Walküre wurde, war nicht ihre Begeisterung für Goethe als solche.

Was ihr diese Jugend gewann, das war der politische Freisinn, der in ihren Briefen hervorbrach, für den sie den ruhigen Mann in Weimar vergebens zu gewinnen strebte; es war ihre feurige Schwärmerei für den Freiheitskampf der Tiroler gegen die Franzosen, für die irdische Wohlfahrt der Menschheit im allgemeinen, die Tilgung der Armut, des sozialen Elends. Es machte einen tiefen Eindruck, eine so leidenschaftliche Anbeterin Goethes, unabhängiger als Rahel, Beethovens Republikanismus als größer, würdiger preisen zu sehen, denn Goethes Fürstendienertreue. Sie ist bestrebt, Goethe mit Beethoven zusammen zu bringen und wünscht, sie könnte Wilhelm Meister in die Tiroler Berge zu Andreas Hofer schicken, damit er dort größere Begeisterung fühlen, männlichere That üben lerne.

Unter Friedrich Wilhelm IV. stand sie anfangs dem Hofe nahe. Ihr Verhältnis zum Könige war ein offenes, vertrauliches. Sie hatte, wo es galt, dem Talente aufzuhelfen, Elend zu mildern, fast ebenso großen Einfluß auf ihn, wie Humboldt.

Nicht lange nach seinem Regierungsantritte trieben sie indes ihre Gefühle, öffentlich als Staatssozialistin aufzutreten. Sie gab 1843 die Schrift „Dies Buch gehört dem König" heraus, in welcher sie den König auffordert, der Not bei seinen Unterthanen abzuhelfen. Von Jugend auf hatte sie sich als die natürliche Verteidigerin und Fürsprecherin der Unglücklichen betrachtet. Verlassene, kummervolle Menschen zogen sie magnetisch an, sagt Hermann Grimm, der als ihr Schwiegersohn sie genau gekannt hat. Dem Drange anderen zu helfen, sowie ihren Kindheitseindrücken aus der Revolutionszeit entsprangen ihre politischen Sympathieen, die sie in naiver Zuversicht, bei dem König Unterstützung zu finden, ohne die geringste Scheu aussprach.

Sie hatte 1831, als die Cholera in Berlin raste, sich unerschrocken der Armen und Notleidenden angenommen. Von der gedrückten Stellung des Berliner Arbeiters ausgehend, kam sie auf

den Gedanken, das ganze Volk sei krank und bedürfe der Hilfe. Freiheit war ihr stets ein magisches Wort gewesen. Ihrer Meinung nach kam es einzig darauf an, daß von der rechten Stelle aus ein „Es werde Licht!" ertöne — und die Freiheit werde erstehen und den Reigen führen, „und alles Fühlen und Phantasieren der Menschheit sind dann ein harmonisch erklingender Marsch und wehende Fahnen des Triumphes, denen die Völkerbegeisterung nachzieht."

Sie schrieb das Buch, welches sie mit einer bescheidenen Parabel dem Könige zueignete, in Gesprächsform. Zumeist führt Goethes Mutter das Wort. Es verrät sich viel warmes Gefühl in dem Werkchen, auch ist eine Menge Material gesammelt, den Notstand der niederen Bevölkerung zu beleuchten. Doch zeigt es einen zu geringen Grad von politischer Einsicht, als daß man sich noch heutigentags hindurchzuarbeiten vermöchte.

Die Ausführungen der Verfasserin kulminieren in dem begeisterten Ausruf: „Unser Signum ist die Fahne der Freiheit; die verbreitet hellen Glanz mitten in den Zeiten der Nacht, ihr Glanz blendet und wird denen am Ufer ein wahrer Schrecken sein, während wir jauchzen und fröhlich sind ... Gefahren? Die Freiheit kennt keine Gefahren! ihr ist alles möglich! Das Ungewitter, der gewaltigste aller Stürme, ist Großadmiral auf unserer Barke."[1]

Man begreift, daß ein derartiger Ton am damaligen preußischen Hofe nicht eben angenehm berührte. Das Buch machte Aufsehen, zerstörte jedoch Bettinas freundliches Verhältnis zu dem Könige. Da es, wie zu erwarten stand, den politischen Unwillen der Bevölkerung nur erhöhte, belegte man, eine Fortsetzung dieser Arbeit befürchtend, ihr nächstfolgendes Buch (über Clemens Brentano) unter einem gesuchten Vorwande mit Beschlag.

Von dem jungen Geschlechte wurde indes Bettina, wie bereits angedeutet, seit lange schon einstimmig gehuldigt. Man lese

[1] Dies Buch gehört dem König. S. 520, 531.

Gutzkows Schilderung seines ersten Besuches bei ihr, Mundts Darstellung ihres Wesens, Kühnes dichterisch angehauchte Charakteristik. Ja selbst Robert Prutz, so strenge er sonst gegen alle die Mitglieder und Vorbilder des jungen Deutschland ist, reiht sich der Zahl ihrer Bewunderer an. Bettinas Briefe, sagt Prutz, dieses letzte, glänzende Auflodern der alten Romantik, sind das prasselnde, knatternde Feuerwerk, mit welchem die Romantik ihr üppiges Fest beschließt. Aber sie sind auch zugleich der Scheiterhaufen, in welchem sie sich selbst verzehrt, die Feuersäule, die über ihrer Leiche emporschlägt. — Er hat die Empfindung, daß diese Feuersäule ihm und den anderen Nachkommenden den Weg zeige.

Die dritte Frau, die auf das Geschlecht von 1830 tiefen Eindruck machen sollte, war Charlotte Stieglitz, geb. Willhöft, die Tochter eines Kaufmanns zu Leipzig. Sie war als Kind eine stille, träumerische Natur, später von nachdenklichem, nonnenhaftem Wesen. 1822 kam der 21jährige Heinrich Stieglitz nach Leipzig, um dort Philologie zu studieren. Er war in Göttingen, ziemlich unschuldigerweise, in die gerichtlichen Verfolgungen gegen die Demagogen eingezogen gewesen. Er war eine hübsche Erscheinuug, hatte etwas Verwegenes, Leidenschaftliches in seinem Äußern — und er war Poet. Charlotte zählte sechzehn Jahre. In ihrer regelmäßigen Schönheit lag jene Verklärung, welche den alten Germanen bei den Frauen, denen sie prophetische Gabe beilegten, als Ausdruck des Übernatürlichen galt. Die Stirne hoch, klar, gedankenvoll sich wölbend, von braunen Locken umwallt, das Haar turmartig aufgebaut, eine scharfe Profillinie mit länglicher, schmaler Adlernase, ein reizender Mund, große, braune strahlende Augen, aus denen Tapferkeit sprühte. Sie sprach stets in gedämpftem Tone, sang jedoch mit voller, klarer Stimme.

Haben die Dichter der neueren Zeit den Menschen, besonders den Frauen, eines einzuschärfen nicht unterlassen, so ist es dies, daß ein Dichter ein höheres Wesen sei. Als Charlotte sich in den jungen, schönen Poeten verliebte, befand sie sich in einem Zustande wonniger

Verzückung. Der Gedanke, die Geliebte eines wirklichen, leibhaften Dichters zu sein — welche Seligkeit! Und sie hat ihm jede Regung ihrer Seele, alle ihre Gedanken, alle ihre Fürsorge geweiht, von dem Augenblicke an, wo sie ihn zum erstenmale sah, bis da sie zwölf Jahre später sich um seinetwillen den Dolch ins Herz stieß. Noch ehe sie seine Braut war, trug sie sich schon fortwährend mit dem Wunsche, etwas recht Schweres, recht Großes für ihn vollführen zu können, ohne daß er jemals erführe, von wem es ausgegangen sei. In ihrem Wesen lag jenes weiblich Dienende, Mütterliche, hausfraulich Verständige, wie zugleich jene muntere Beherztheit, die zu den besten Eigenschaften der weiblichen Natur gehört. Sie machte den Eindruck, lauter Milde und Hoheit zu sein.

Und so kam es, daß sie einen unmännlichen Leipziger Studiosus mit dem Männerideale, von dem sie träumte, ein kleines untergeordnetes poetisches Talent mit einem Vertreter der großen Kunst verwechselte. Um heiraten zu können, mußte Stieglitz Beschäftigung suchen. Er wurde 1827 als Gymnasiallehrer und zugleich als Assistent an der Kgl. Bibliothek in Berlin angestellt, keuchte aber unverhältnismäßig unter der Last, die ihm diese Stellung aufbürdete. Er war dunkel brünett, von heftiger Gemütsart, voll Ehrgeiz sich als Dichter auszuzeichnen, gleichwohl aber von geringer künstlerischer Begabung, ein Bücherwurm, wirklichkeitsscheu, dabei ohne Ausdauer, ohne Widerstandskraft im Kampfe des Lebens: einer von jenen, welche Mißgeschick fällt. Er hatte das Äußere eines genialen Menschen, war aber im Innern vollkommen kraftlos.

Es ist das ein tragisches Mißverständnis von ihrer Seite. Sie wähnt, er sei eine unbändige Natur. „Leugne es nicht," schreibt sie ihm, „Du hast große Anlage zu einem Räuberhauptmann."

Sie nennt ihn ihren schwarzen, wilden Dolchschwinger mit den funkelnden Augen. Sie sind lange verlobt, wohnen in verschiedenen Städten. Seine Briefe sind liebenswürdig, natürlich und warm, doch vermißt er nur wenig ihre Nähe. Sie, die heißblütigere,

schmachtet indes nach ihm, nach seiner Person. Sie war der unbändige Naturmensch, er der reine Büchermensch — so weit davon entfernt ein Räuberhauptmann zu sein, wie nur irgend ein Bibliothekar der Welt.

Es fehlte ihm nicht an Fähigkeiten. Zu gleicher Zeit wie Victor Hugo fühlt er sich dichterisch zum Morgenlande hingezogen. In seiner Bibliothek studiert er mit möglichster Gründlichkeit die Kultur der orientalischen Reiche. Die Frucht dieser Studien sind die drei Bände „Bilder des Orients“, die er so mühsam zusammengedichtet. Es ist viel Niedliches, Anschauliches darin. Es war eine Ungerechtigkeit, daß sie gänzlich übersehen wurden, doch das Gefühl, welches diese Türken- und Persergedichte, diese Tragödieen von Stambul und Szenen aus Ispahan, diese keineswegs schlechten Gedichte vom griechischen Freiheitskriege beseelt, ist allzu zahm; eben das stark Persönliche, das Wilde fehlt ihnen, das Charlotte in Heinrich Stieglitz sah. Es ist alles allzu litterarisch.

Als sie 1828 getraut worden waren und sich auf die Hochzeitsreise begeben wollten, kaufte Charlotte ihrem Bräutigam auf dessen Wunsch eine Reisewaffe, einen Dolch, denselben, mit dem sie sechs Jahre später ihrem Leben ein Ende machte. Nach der Hochzeit folgt für Charlotte nur eine ganz kurze Zeit ungetrübten Glückes. Sie geht in dem Wirken ihres Mannes völlig auf und empfindet tief den Jammer, daß er — das Genie — so viel Zeit und Kraft an die Bibliothek und die Unterrichtsstunden verschwenden müsse. Ihr ganzes Leben geht mit Briefschreiben dahin, um ihm bessere Verhältnisse zu schaffen; bald wendet sie sich an ihre reichen, vornehmen Verwandten in Rußland, bald an Minister, Geheimräte und andere Gönner und Protektoren. Sie spornt ihn an. Sie weiß jedes seiner Gedichte auswendig, parodiert auch eines mit allerliebster Schelmerei. Als ihm eine Szene in seinem Trauerspiele „Selim III.“ lange nicht glücken will, tritt sie ihm eines Tages bei seiner Heimkehr entgegen, lächelnd auf den Schreibtisch deutend, wo diese Szene

vollständig ausgearbeitet liegt. Es ist der ergreifende Dialog zwischen der Mutter des Sultans und dem Arzte im dritten Akt.

Es überkam sie dann und wann eine Stimmung, welche sie Champagnerstimmung nennt; und es that ihr weh, daß dieselbe bei ihm sich nicht auch einfinden wollte. Einmal begleitet sie ein Geschenk von sechs Schreibfedern mit einem Gedicht, worin sie ihn bittet, er möge flink entschlossen sein, nicht allzu lange grübeln, bevor er beginne:

> Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
> Blüt' und Früchte gieb zugleich,
> Weisheit sei in Deinem Dichten,
> Witz und Jugend mach' es reich.
>
> Menschen laß uns drinnen finden
> Menschen, die gelebt, gedacht,
> Laß von Lieb Dich warm entzünden
> Und von Zorns Gewitternacht.

Doch er, in dessen Seele sie stets das Mächtige, Titanenhafte, das ihm nur nicht über die Lippen will, zu finden glaubt, ist unfruchtbar Es ist nicht allein der Umstand, daß er nicht mitteilsam ist; er ist nahe daran, in Schwermut zu verfallen, zuweilen mehr als bloß nahe daran. Ihren Anspornungen begegnet er mit Stumpfsinn. In einem ihrer Briefe heißt es: „O, Heinrich, laß uns zuweilen unkonsequent sein, hell auflodernd, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, nur um Gotteswillen nicht stumpf!“ Man fühlt aus diesen Worten die Geistesverwandte Rahels, Rahels Bewundererin heraus.

Von den Tagesmühen und der Sterilität seines überschätzten Talents tief verstimmt, lebt er dahin, bald gereizt aufbrausend, bald in schwermütige Teilnahmlosigkeit versinkend. Unaufhörlich sucht und forscht sie nach Mitteln gegen dies dumpfe Hinbrüten. Nun glaubt sie zu wissen, was die Ursache ist. Er steht zu vereinsamt, es fehlt ihm der Verkehr mit Frauen, der ihm Impulse böte, und sie ist nicht eifersüchtig. Sie schreibt (Oktober 1834): „Ich möchte wohl, Heinrich, Du setztest Dich mit der Zeit mehr in Korrespondenz mit echten Frauen. Echte Frauen sind des Dichters wahres Publikum. Es

würde Dir interessant sein, wahr und offen zu vernehmen, wie sie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen. Du würdest daraus manches abnehmen, vieles lernen und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerstreuen mit Nutzen."

Sie will mit ihm Reisen unternehmen, weit fort, nach Petersburg, nach Finland gehen. Er giebt seine Stellungen auf. Sie reisen. Nichts nützt.

Vor dem Wasserfall Imatra in Finland stehend, spricht sie im Juli 1833 zu Stieglitz die merkwürdigen Worte: „Ist das Ganze nicht wie ein großer Gedanke, der sich in diese Felseneinsamkeit verloren? Wogende Gefühle und Donnerstürme, das wären angemessene Akkompagnements zu diesem Wogensturz, aber denk' Dir mal das Lied vom kleinen Veilchen hierher — wie winzig! und an sich doch so schön. So verlangt die wogende Zeit gewaltige Lieder. Du wirst sie geben!"

Im Oktober 1833, als er immer und immer wieder über die kleinen Nadelstiche des Lebens klagt, erwidert sie (wie er sich es notiert hat): „Ich habe Dich vielfach in dieser Hinsicht beobachtet und bin zu der Überzeugung gekommen, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich darauf ausgehen, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten. Nichts thut Dir wohler. Nichts fördert Dich mehr in Dir selber."

Nach Art Gemütskranker konnte Stieglitz manchmal äußerst heftig werden, um dann wieder in sein gewöhnliches stummes, beinahe tierisches Brüten zu versinken. Eines Tages auf einem Spaziergange erschien er so völlig geistesabwesend, so abgestumpft gegen alles, daß sie ihn scheinbar verließ, um zu beobachten, ob er, wenn er es bemerkte, sich ermannen würde. Er bemerkte es nicht. — Es hätte ihr eine Mahnung sein können, daß auch ihr endgültiger Hingang nicht im stande sein würde, ihn aufzurütteln; allein sie ging an dieser Mahnung achtlos vorüber.

Beständig fühlte sie, die leidenschaftlich an den die Zeit zunächst beschäftigenden Fragen Anteil nahm, den Drang in sich, ihn ins

Getriebe des Lebens zu reißen. Sie meinte, der Dichter müsse in steter Wechselwirkung mit der umgebenden Welt leben. So sagte sie eines Tags zu ihm: „Ich kann ordentlich mit einem Heimweh auf Deine geistige Wiedergeburt hinblicken. Sie wird wiederkommen, gewiß, sie wird wiederkommen. Könnt' ich nur, wie ich wollte, sie zu beschleunigen — und wäre es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge!" Und im Dezember 1834 notiert sie sich die Bemerkung, daß mit dem Augenblicke, wo Schiller in das Leben Goethes tritt, dieses Leben an Reichtum gewinne, daß aber Goethe bei dem Tode seines Freundes mehr hätte gewinnen können, mehr hätte gewinnen müssen, wenn er nicht seine beliebte Manier des Abthuns eines Schmerzes auch hier diktatorisch angewendet hätte. Er hätte ihn in sich aufnehmen müssen, unverlöschlich — und eine neue Jugend wäre seinem Schaffen daraus erblüht.

In diesem Monate hatte sich der Lebensüberdruß bei Stieglitz aufs höchste gesteigert. Seine Krankheit äußerte sich nunmehr in vollständiger geistiger Stagnation, in blöder Ausdruckslosigkeit. Vergebens flehte sie ihn oft wie ein Kind an, doch lieber wie ehemals zu lärmen und zu toben, als so furchtbar in sich zusammenzusinken. Da beschloß sie denn jenes äußerste Mittel zu ergreifen, das in ihrer Unschuld, ihrer Überspanntheit ihr als dasjenige, welches erprobt werden müßte, erschien, ihm nämlich einen großen, wahren Schmerz zu bereiten, der seinen Genius wieder erwecken und seiner Dichtung neuen Inhalt geben würde.

Den 29. Dezember 1834, als sie am Abende heimkehrend sich noch zwei Stunden allein wußte, warf sie beim Eintritt in ihre Wohnung ihren kurzen Pelzmantel, ihre Boa auf den Boden, eilte in ihre Schlafkammer, versperrte die Thüre zur Küche, in der sich das Mädchen befand, entkleidete sich, wusch sich, legte ein weißes Nachtgewand an und schrieb einige Zeilen an ihren Heinrich, worin sie dem Glauben Ausdruck giebt, es werde aus dem Unglücke ihm neues Leben sprießen; sie schließt mit der Aufforderung, daß er

nun nicht schwach, sondern ruhig und stark und groß sein möge. Dann streckte sie sich auf ihr Lager hin und stieß sich mit fester, sicherer Hand den Dolch von ihrer Hochzeitsreise in die Brust.

Auf den ersten Blick scheinen diese drei Frauen, Rahel, Bettina, Charlotte, die alle im Jahre 1835 berühmt werden, nichts miteinander gemein zu haben. Rahel stirbt im Jahre 1833 einundsechzig Jahre alt; sie gehört, zufolge ihres eigentlichsten Lebenswerkes, des ersten, energischen Hervorhebens der Bedeutung Goethes, ebenso sehr dem vorigen, als diesem Jahrhunderte an. Bettina, die um vierzehn Jahre jünger ist, tritt erst ein Jahr nach Rahels Tode auf; sie vereinigt die hochgradigste Schwärmerei und die ganze Unwahrhaftigkeit der Romantik mit den reformatorischen Tendenzen des jungen Deutschland. Charlotte endlich vollbringt nichts, als daß sie sich den Tod giebt, was Frauen zu allen Zeiten gethan, wenn auch niemals aus ebendemselben Beweggrunde.

Doch es giebt hier tiefer liegende gemeinsame Züge. Vor allem die Unruhe, die dem Zeitalter eigen ist. Unruhe, nicht im Sinne äußerlichen Hastens, sondern in der Bewegtheit des Empfindungslebens; Unruhe, nicht aus Nervosität, wie in unseren Tagen, sondern infolge ewiger Selbstbetrachtung. Sodann die Eigentümlichkeit, daß keine von ihnen die gesellschaftlichen Schranken übertritt, während doch keine von ihnen für diese Schranken Achtung hegt. Ferner ihrer aller merkwürdige ideale Treue gegen ein außer ihnen Stehendes. Rahel weiht sich Goethe von ihrem ersten Atemzuge als erwachsenes Weib bis zu ihrem letzten. Bettina giebt sich mit solcher Überschwänglichkeit Goethe zu eigen, daß der Gedanke eines ihm zu Ehren zu errichtenden Kolossaldenkmals, welchem sie ihre erste Schrift widmet, das sie selbst zeichnet und en miniature ausführen läßt, in ihrem Alter förmlich zur fixen Idee bei ihr wird. Charlotte gehört so ganz dem Mann, den sie, sechzehnjährig, gewählt, daß sie nur für ihn lebt nnd um seinetwillen in den Tod geht.

Ihnen allen gemeinsam ist ein Leben voll Begeisterung. Bei der einen äußert sich dieselbe als eine stille, heilige Flamme, bei der anderen bricht sie als ein Feuerwerk von Ideen und Träumereien hervor, bei der letzten findet sie Ausdruck in der erhabenen Entschlossenheit, die das Leben ohne Klage opfert. Ihnen gemeinsam ist, bestimmter gefaßt, der Kultus des Genius, das starke, exaltierte Gefühl von dem Werte und der Bedeutung des poetischen Genies. Sie wollen das Ihre zu seiner Anerkennung und Verherrlichung oder auch Entwickelung und Befreiung beitragen und gehen in diesem Streben auf, gleichviel, ob ihre Begeisternng einem bedeutenden oder einem unwürdigen Gegenstand entgegengebracht wird. Mit einander gemein haben sie endlich auch die große Originalität des Gefühls- und Gedankenlebens. Sie gleichen keinen anderen Frauen der Welt. Niemals hat es eine gefühlsvolle Grüblerin wie Rahel gegeben, nie eine Sylphide und Schwärmerin wie Bettina, nie eine Selbstmörderin wie Charlotte Stieglitz, Selbstmörderin infolge einer hochsinnigen, aber irrigen ästhetischen Theorie.

Wem es um ein tieferes, historisches Verständnis zu thun ist, der erblickt überdies in Rahels Selbreflexion die erste Form, die das Emanzipationsstreben der Frau in diesem Jahrhunderte in Deutschland annehmen mußte; diese hohe, intellektuelle Selbständigkeit mußte erreicht werden, ehe die Frauen in einem Lande, wo man sie Jahrtausende lang auf die Häuslichkeit angewiesen hatte, weiter vorwärts streben konnten. Der Forscher liest ferner aus Bettinas dreifacher Begeisterung für Goethe, für die politischen Freiheitsgedanken und die sozialen Reformvorschläge den Übergang von der Kunstperiode zu dem Zeitalter des Liberalismus und Sozialismus heraus. In Charlottens Selbstmord endlich sieht er den Ausdruck des Strebens der Frauen, die Männer aus ihrem litterarischen Quietismus aufzurütteln und sie von Angesicht zu Angesicht dem Ernste, dem Pathos des Lebens gegenüber zu stellen. Das ganze Zeitalter spricht durch ihren Mund, wenn sie zu Stieglitz sagt, beim Akkompagnement eines Wasserfalls

müsse das Lied vom kleinen Veilchen verstummen. Keine dieser Frauen hätte demnach zu einem andern Zeitpunkte sich zu dem entwickeln können, was sie geworden; keine von ihnen wäre zu irgend einer andern Zeit in so hohem Grade verstanden und gewürdigt worden, als dazumal. Schon heute haben wir alle Mühe, sie zu verstehen.

Charakteristisch ist, daß im Leben dieser Frauen das Wort Arbeit nicht vorkommt. Sie haben nicht das allergeringste methodisch gelernt, und in ihrer Angst vor Unweiblichkeit sind sie stolz darauf. Wir sahen dies bei Rahel. Selbst die ganz ungewöhnlich sprachkundige Henriette Herz fühlt sich tief gekränkt, als Jean Paul in einem Brief die Worte geschrieben: „M. Herz und seine gelehrte Frau.“ Charlotte Stieglitz hat keine Ahnung davon, daß das Talent durch Arbeit, durch hartnäckigen Fleiß und nicht durch Todesfälle entwickelt wird. Bettina endlich, die wie Mignon den Eiertanz tanzt, hat nichts mit Arbeit zu schaffen. Man empfindet dies mit Unmut, wenn man dem ungeordneten Vortrag in ihrem so unpolitischen, dem König gewidmeten Buche folgt.

Gegen das Jahr 1848 begann man einzusehen, daß diese Geistreichheit solider, wahrer, von bleibenderem Werte gewesen wäre, wofern diese Frauen etwas Zusammenhängendes gewußt, ein Studium, eine Wissenschaft getrieben hätten. All dieser Gedankenflug hätte doppelt so wertvoll sein können, wäre er zuvor einer Schulung unterworfen gewesen. Gedankenflug ohne vorherige Zucht des Gedankens ist oftmals Kraftverschwendung. Hätte Rahel sich auf einen Untergrund von Kenntnissen stützen können, sie hätte anders für die Nachwelt zu wirken vermocht. Nun flattern ihre Einfälle, dunkle und klare, Spreu und Saatkorn, in alle Winde.

Man glaubte in den dreißiger Jahren noch an eine Inspiration, die das Wissen entbehrlich mache, an eine Moral des Herzens, die davon enthebe, die Moral der alten Gesellschaft zu reformieren, an eine Auflehnung gegen die Regel, die die alte Regel bestehen ließ,

selbst aber sie umging. Hier setzten die Männer des jungen Deutschland ein und versuchten einzugreifen.

In den vierziger Jahren war man sich klar darüber, daß es ein Etwas gebe, das von höherem Werte sei, als geistvolle Intuition, als ein Leben in der inneren Welt allein. Gab es doch demütige, unerschrockene Arbeit in der Wissenschaft und der Politik zu thun. Wir sehen die Philosophie sich in der Richtung des Radikalismus entwickeln und stoßen auf Dichter, die der politischen Freiheit Bahn zu brechen versuchen.

XXIV

Gegen das Jahr 1840 tritt die litterarische Bewegung in ein neues Stadium, ein mehr philosophisches und politisches, ein. Noch eine Generation war in die Höhe geschossen, welche Hegel ihre tiefste Bildung verdankte, und, eigentümlich genug, auf diese wirkte Hegel besonders politisch.

Schelling hatte seiner Zeit die Kunst als die höchste Form des Geistes bezeichnet. Der Künstler ist der wahre Mensch — das war sein Grundsatz und die Losung der Romantiker. Aber was die Kunst für Schelling war, das war für Hegel die Geschichte: Das ewige Vorwärtsschreiten der Freiheitsidee, das große Heldengedicht der Freiheit. Und was das Kunstwerk für Schelling gewesen, das war für Hegel der Staat. Über dem Künstler steht ihm als der wahre, vollendet menschliche Mensch der Bürger in einem Rechtsstaate.

Das jüngste Geschlecht lernte also von Hegels Philosophie, die Reform des Staates zu seiner Aufgabe zu machen. Von den Männern des jungen Deutschland hielt es nicht viel. Diese jüngste Generation war darüber einig, daß diese Männer weder in der Philosophie, noch in der Politik im entscheidenden Augenblicke Farbe bekannt hätten. Die Jugend vom Jahre 1840 fand das junge Deutschland allzu belletristisch, allzu epikuräisch; sie wollte in das alte Lied von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte nicht mehr einstimmen, es nicht einmal hören. Heine hatte es in „Atta Troll“ dem jungen Geschlecht zu wissen gethan, daß Charakter

ohne Talent nur ein Bär sei, die jungen antworteten: Talent ohne Charakter sei nur ein Affe, bisweilen ein sehr possierlicher Affe, aber niemals mehr.

Daß die Hegelsche Philosophie von neuem als leitende Macht auftrete, das wurde klar, als die „Halleschen Jahrbücher" als Organ der Hegelschen Linken von Ruge und Echtermayer gegründet wurden. Diese Zeitschrift streute vom Jahre 1838 ab die Ideen aus, durch welche nicht nur die Politiker, sondern auch die Poeten der damaligen Zeit gebildet wurden. Es waren im wesentlichen dieselben Grundsätze, in deren Namen einst das junge Deutschland ins Feld gezogen war, die aber nun mit wissenschaftlicherer Begründung und größerer Festigkeit verkündet wurden. Den Älteren blieb nur die Wahl übrig, sich entweder den Junghegelianern anzuschließen oder ihre eigenen Jugendgrundsätze jetzt zu mißbilligen, wo sie von anderen ausgesprochen wurden. Sie erkannten recht begreiflich ihre eigenen Ansichten nicht wieder von den Lippen dieser streitbaren Jugend. Und es kam zu manchem Zusammenstoß zwischen dem jüngsten Geschlechte auf der einen Seite und Laube, Mundt, Gutzkow auf der anderen.

Die Staatsidee, das war der zentrale Gedanke der jetzt hervortretenden Generation. Ihr Ideal war der Staat als lebendiger Organismus in den Gemütern aller seiner Bürger verwirklicht. Unter den zahlreichen philosophischen, theologischen, ästhetischen Fehden, die jene Jugend führt, ist immer der Staat und die Notwendigkeit seiner Umbildung das Resultat jeglicher Untersuchung. Hier wird das Aufgehen in dem Staatsgedanken vorbereitet, das so bezeichnend für das Deutschland späterer Tage geworden ist, und welches selbst einen Revolutionär, aber einen Hegelschen Revolutionär, wie Lassalle einstmals dazu brachte auszurufen: „Verleumden Sie nicht den Staat! Der Staat, das ist Gott." Es ist ein Symbol der Beschaffenheit der litterarischen Entwickelung: als philosophische Zeitschrift hatten die Halleschen Jahrbücher begonnen, als politische wurden sie unterdrückt.

Das neue politische Prinzip, das in das Volk drang, kam auch bald in der Poesie in Gedichten und Liedern zum Durchbruch. Die politische Poesie erblüht gerade in demselben Jahre, in welchem die Jahrbücher erscheinen, und verpflanzt den politischen Freisinn in weit größere Kreise. Von Anfang an war die politische Lyrik zwar zumeist Rhetorik ohne künstlerischen Wert, aber das Nationalgefühl hatte so lange geschlummert, daß allein schon Stichwörter wie Freiheit und Vaterland elektrisierend wirkten.

Am 7. Juni des Jahres 1840 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte den Thron Preußens bestiegen. Er stand im kleinen wie im großen in dem ausgeprägtesten Gegensatz zu dem Manne, der von 1797 an 42 Jahre hindurch das preußische Szepter in seiner Hand gehalten hatte. Friedrich Wilhelm der Dritte war eine Soldatennatur gewesen, der Sohn war eine Künstlernatur mit halben und halb erstickten Talenten, ein Dilettant in Künsten und Wissenschaften. Der Vater war ein nüchterner Charakter ohne Schwung, bescheiden, aber stetig gewesen; der Sohn war für Eindrücke empfänglich wie ein Weib, außerdem ein Schwärmer, ein Phantast. Der Vater war ein Pflichtmensch, ein braver, trockner, beschränkter Mann gewesen; der Sohn war ein Romantiker und ein ausgezeichneter Kopf, wegen seiner Einfälle und Witze berühmt. Der Vater war schlank, hoch, militärisch in Haltung, Gang und Kleidung gewesen; der Sohn hatte runde, volle Züge, die an diejenigen der Königin Luise erinnerten, er war eher stark als muskulös, eilig und unruhig in seinen Bewegungen, mitteilsam, gesellig, immer redend. Der Vater war zuverlässig gewesen; der Sohn war interessant.

So vorzügliche Erzieher Friedrich Wilhelm der Vierte als Kronprinz in allem Militärischen auch gehabt hatte, so sagte ihm doch das Soldatentum nicht zu. Zwar nannte er sich gern einen preußischen Offizier, aber ihn ermüdeten der Zwang und die Pedanterie, die unvermeidlich mit dem Heerwesen in Friedenszeiten verbunden sind, und er verspottete sogar ab und zu in ganz unhohenzollernschem

Geiste den Paradedienst. Doch konnte er zu Zeiten auch wieder ganz gegen seine Gewohnheit Feuer und Flamme als Heerführer werden. All dies Schmettern der Militärmusik, all dieses Klirren der Waffen, dieser vielfache Hall der Kommandorufe und der Salven bei den Revuen versetzten ihn in eine poetische Erregung — eines Tages bei einem großen Manöver hatte er sogar, von kriegerischer Begeisterung hingerissen, das Scheingefecht bis mitten in die Straßen Berlins fortgesetzt, unbekümmert um die Verwirrung, die er dadurch hervorbrachte und um die Hunderte von Fensterscheiben, die von diesen Kanonensalven in den Straßen zerplatzten.[1]

Doch in der Regel verkehrte der Kronprinz mit Gelehrten und Künstlern, mit Männern der Wissenschaft wie Humboldt, Geschichtsschreibern wie Ranke, Malern wie Cornelius, Bildhauern wie Rauch. Er beschäftigte sich mit architektonischen Entwürfen, studierte die antiken Formen in ihrer Anwendung auf die kirchliche Baukunst im byzantinischen Stil, bestrebte sich Effekte durch Kolonnaden und Hallen zu erreichen. Er entwarf ideale Landschaften mit Reminiszenzen an die süditalienische Mittelmeersküste. Er erörterte musikalische und poetische Probleme. Er förderte besonders die Bestrebungen, welche der Erforschung des Mittelalters und der in den Dienst der Religion getretenen alten Kunst galten, und dieses unaufhörliche Beschäftigtsein mit der Vergangenheit bestärkte ihn in seinem Widerwillen gegen die Zeit, in der er lebte, und entwickelte seinen Hang, das Alte wieder aufzurichten oder, wenn dies nicht möglich war, wenigstens sich Reformen in modernem Geist zu widersetzen.

Diese Neigung konnte durch den Umgang des jungen Fürsten mit Theologen und mit einem kleinen vertrauten Kreis von romantisch gesinnten Aristokraten nur genährt werden. Von Jugend auf war er religiös gewesen. Er hatte als Kind im Kriege gegen Napoleon den Glauben an die Heiligkeit der alten Staats-

[1] Prutz, Zehn Jahre. Erster Band S. 177.

ordnung, an das Königtum von Gottes Gnaden und an Österreichs Mission als Erbe des römischen Reiches eingesogen. Er eignete sich das ganze System von Gedanken und Schwärmereien, dem Joseph de Maistre zuerst und am vorzüglichsten Ausdruck gegeben hatte, an. Er studierte Hallers „Restauration der Staatswissenschaft“. Ihm wurde die Krone bald ein mystisches Kleinod, eine Verschmelzung des priesterlichen Stirnbandes alter Zeiten mit dem goldenen Kranze des Diktators, das Königtum ein Sakrament, der König selbst ein von oben unmittelbar Inspirierter. Und was das Verhältnis zwischen König und Volk betrifft, so war das patriarchalische Verhältnis ihm, ungefähr wie dem zeitgenössischen jungen England unter Disraeli, das Ideal.[1]

Mit all dem Vertrauen, das ein in politischer Hinsicht noch kindliches Volk einem neuen König zeigen kann, kam Preußen Friedrich Wilhelm dem Vierten entgegen. Man traute ihm, wie die Völker in der Regel allen Kronprinzen, weit größeren Freisinn als dem Vater zu. Die Hoffnungen und Erwartungen des Volkes umhüllten seine Gestalt mit Glanz. Er begann, wie Könige beginnen, mit einer Handlung, welche für die Richtigkeit der im Volke gehegten Vermutungen über seine Gesinnung zu sprechen schien; er erließ eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen. So wurde die Hoffnung allgemein genährt, er würde die politischen Wünsche der Bevölkerung befriedigen und Preußen die Wohlthat erzeigen, welche man als Bedingung allen Fortschrittes betrachtete: eine konstitutionelle Verfassung geben.

Wir haben oben (Seite 5) gesehen, daß das preußische Volk schon längst ein bestimmtes königliches Versprechen, dessen Erfüllung unredlich in die Länge gezogen worden war, erhalten hatte. Desto sicherer vertraute man nun darauf, daß dieses alte Königswort eingelöst werde.

[1] Man vergleiche meine Schrift: Lord Beaconsfild. S. 183.

Bald nach der Thronbesteigung des neuen Königs wurde ein Huldigungslandtag für die Provinzialstände in den Provinzen Preußen und Posen ausgeschrieben. Er sollte in Königsberg zusammentreten. Die Stände der Provinz Preußen richteten darauf eine Adresse an den König, worin sie ihn anriefen, die von seinem glorreichen Vater begründete Repräsentativverfassung aufrecht zu erhalten und zu vollenden; letzterer hatte — hier wie immer seinem Versprechen getreu — Provinzialstände eingeführt, aber die Vollendung seinem Nachfolger überlassen, „in welchem die treueste Liebe und die innigsten Wünsche des Landes sich begegnen".

Der kleine Bürger der Provinz, alle diejenigen, welche Vorteile in ihrem Erwerb aus den bevorstehenden Festlichkeiten in Königsberg zu ziehen hofften, mißbilligten im höchsten Grade diesen Schritt als geeignet, den König zu erzürnen. Die höheren Stände hingegen bildeten sich ein, daß der so hoch begabte Monarch mit Freuden dem berechtigten Wunsch sofort entgegen kommen würde; keiner war ja besser als er dazu im stande, die Mängel der alten Ständeordnung einzusehen. Aber weder diejenigen, welche eine Kundgebung des königlichen Unwillens befürchteten, noch diejenigen, welche auf eine Äußerung des königlichen Freisinns warteten, bekamen Recht.

Die unbestimmte Antwort Friedrich Wilhelms des Vierten ging darauf hinaus,. daß die Ständeverfassung auf einer nationalen, historischen Grundlage beruhe; der König habe das lebhafteste Interesse für diese Stände, er sei fest entschlossen, den von seinem Vorgänger betretenen Weg zu verfolgen; die getreuen Stände könnten seinen Absichten über die Institution des Landtags im vollsten Maße vertrauen.

So wenig auch diese Botschaft direkt versprach, wurde sie doch mit Jubel aufgenommen, so groß war bei einigen die Furcht vor einer schroffen Abfertigung gewesen, und so groß war die sanguinische Hoffnung bei anderen. Die Huldigungsfeier in Königsberg verlief unter diesen Umständen unter allgemeiner Begeisterung.

Der schönste Augenblick derselben kam jedoch, gleich nachdem die Deputierten Wort für Wort den Huldigungseid, der ihnen vorgesagt worden, wiederholt hatten. Denn kaum war das vierhundertstimmige Amen dieses Eidschwurs verhallt, als man plötzlich den König vom Thron, der auf einem offnen Balkon stand, sich erheben sah. Er trat bis dicht an den Rand des Altans, und den rechten Arm wie zum Schwur erhebend, sprach er zu den Versammelten. Man hörte jedes Wort. Er gelobe hier, sagte er, daß er ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein wolle, wie sein unvergeßlicher Vater es gewesen, und er schloß mit der Wendung, welche das litterarische Talent verrät: „So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!"

Die Überraschung darüber, daß ein König von Preußen derart aus eigenem freien Willen den Eid der Treue, den er empfangen, mit einem gleichen Eide vergelte, und der Eindruck von der anscheinenden Improvisation dieser lebhaften und gewinnenden Persönlichkeit wirkten zusammen. Der Jubel wollte nicht enden. Oben auf dem Balkon brach die Königin in Thränen aus, drunten in der Bevölkerung weinte man, lächelte durch Thränen, drückte einander die Hände. Daß sich in der Rede des Königs kein deutliches politisches Versprechen vorfand, sondern daß alles freisinnige Velleität und romantische Redensart war, das wurde in der Begeisterung übersehen.

Doch die Huldigung in Königsberg sollte nur ein Vorspiel zu der großen und festlicheren Huldigung in Berlin sein. Man befand sich noch unter dem Eindruck jener Glorie von goldenen Versprechungen, die um die Person des Königs lag. Man wollte alles thun, um ihm seine Ergebenheit zu zeigen, und wollte dem Feste ein Gepräge, das ihn recht ansprechen könnte, geben. Nicht das para-

dierende Militär sollte das hervortretende Element sein, nein, man wollte der Huldigung den Charakter eines deutschen, bürgerlich-mittelalterlichen Festes geben, in welchem die Gewerbe und Innungen mit ihren Fahnen und Emblemen in einer Prozession von zehntausend Mann auftreten sollten. Ja man entfernte — um den König durch eine kleine Überraschung zu erfreuen — einen Vorsprung am Rathause, einen Stein des Anstoßes, gegen welchen einst sein Wagen, als er noch Kronprinz war, angeprallt war.

In dem zwischen den zwei Huldigungen liegenden Zeitraum war jedoch eine Begebenheit eingetreten, welche der Bevölkerung einen Begriff von einem gewissen Wankelmut des Königs geben mußte. Am 4. Oktober 1840 wurde eine königliche Kabinettsorder erlassen, welche ausdrücklich — um jeder irrigen Ansicht entgegenzutreten — erklärte, daß der König sich keinesfalls durch die anerkennenden Worte, die er den treuen Gesinnungen der Stände habe widerfahren lassen, für eine Repräsentativverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai ausgesprochen habe.

Die Huldigung der Fürsten und hohen Herren sollte im Schlosse zu Berlin stattfinden, die der Bürger auf dem Platze vor dem Schlosse, dem sogenannten Lustgarten. Aber der Regen goß vom frühen Morgen an in Strömen. Zwei volle Stunden standen die Bürger auf dem Platze und wurden durchweicht, während der König die Huldigungsreden der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit entgegennahm und seiner eigenen Beredsamkeit freien Lauf ließ — oben unter dem schützenden Dache.

Endlich trat er auch hier hinaus auf den offenen Balkon. Dieses Mal zählte man darauf, daß er reden werde; man glaubte nicht mehr an eine Inspiration; es wäre ja eine Beleidigung der Berliner gewesen, wenn der König, der vor den Königsbergern gesprochen, sich von ihnen ohne eine Antwort huldigen ließ. Und er redete. Man sah die Handbewegungen, mit welchen der König seine Rede begleitete, aber die Größe des

Platzes, der stiebende Wind und der sausende Regen bewirkten, daß niemand einen Satz hören konnte. Man paßte auf, wenn der König schwieg, und jedesmal erschollen loyale Jubelrufe, da man glaubte, er sei zu Ende; aber er winkte mit der Hand und fuhr fort. Man sah ihn gestikulieren. Der Regen strömte und der König sprach beständig. Viermal rief man Hurra in dem Glauben, daß er nun fertig sei, und viermal fing er von neuem an: Er gelobe sein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen; mit offnen Augen, wenn es die Bedürfnisse seines Volkes und seiner Zeit, mit geschlossenen, wenn es Gerechtigkeit gelte. Aber die Antithese ging im Rauschen des Platzregens verloren. Er rief laut: „Wollen Sie in diesem Streben treu mit mir ausharren, durch gute und durch böse Tage? — O, dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laut der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!“ — Und vom Platz aus erscholl es: „Bravo, Bravo!“ Man verstand nicht die Frage; man glaubte, er sei zu Ende. — Aber der König winkte noch einmal Ruhe und fuhr fort — und schloß endlich mit der folgenden geistreichen Wendung, welche selbst den Regenguß als günstige Vorbedeutung benutzte, die aber leider wie alle die anderen verloren ging. „Ich will meine Gelübde, wie ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott mir hilft. Zum Zeugnis heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“

Aber der befruchtende Regen Gottes ertränkte die Stimmung der hohen Feier, ergoß seine kühlende Prosa über die Angeredeten wie über den Redner.

Von einem Halten jener Gelübde verspürte man nichts; auch war niemand im stande zu sagen, welche Gelübde Seine Majestät denn eigentlich gethan habe. Indessen zeigten der neue König und das neue Regiment immer mehr ihr wahres Gesicht.

An Stelle des verstorbenen Altenstein, des Beschützers Hegels

und der Hegelianer, wurde zum Kultusminister Eichhorn ernannt, der als Pietist begonnen hatte, und von dem, wie das Gerücht ging, eine scharfe Feiertagsverordnung, ja sogar ein Religionsedikt mit Kirchendisziplin für Beamte drohte. Der Unwille hierüber wurde so groß, daß man die Gelegenheit, ihn an den Tag zu legen, bei den Haaren herbeizog. Der König hatte die Aufführung von Racines „Athalie“ gewünscht. Gegen das Stück an und für sich konnte niemand etwas einzuwenden haben, aber der Stoff war religiös, die Tragödie ursprünglich für die Bewohner eines Klosters geschrieben. Bei der ersten Aufführung am 4. Januar 1841 pfiff das Publikum das Stück aus, eine Demonstration, die von niemand mißverstanden wurde. Die Gereiztheit galt jedoch weit mehr dem Minister als dem König. Denn daß der König ein Gläubiger aus Überzeugung sei, daran zweifelte niemand, aber von Eichhorn meinte man aus seinem früheren Leben und Umgangskreis das Entgegengesetzte schließen zu können. Und als er öffentlich den Ausdruck „der christliche Staat“ gebrauchte, in dem Sinne eines Staates, in welchem die Nicht-orthodoxen nicht als eigentliche Bürger betrachtet werden sollten, begann ein Kampf gegen diesen Ausdruck, „dieses runde Viereck“, wie man es nannte, mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Zufälligerweise hatte der König wenige Monate zuvor, während eines seiner vorübergehenden Anfälle politischen Freisinns, vielleicht durch seinen Sinn für alles Witzige verleitet, das Karikaturenzeichnen von der Zensur befreit. Überall sah man nun Eichhorn als Eichhörnchen an den Blättern nagen, die hohle Nuß des christlichen Staates knacken u. s. w., ja selbst an dem König vergriffen sich die undankbaren Karikaturenzeichner, und Heine, der größte Karikaturenzeichner des Zeitalters, richtete gegen die königliche Wankelmütigkeit die folgenden Strophen in „Der neue Alexander“:

> Ich ward ein Zweiter, ein Mittelding, das weder Fleisch noch Fisch ist;
> Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist.
> Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut, nicht dumm und nicht gescheute,
> Und wenn ich gestern vorwärts ging, so geh ich rückwärts heute.

Laßt, o laßt das Verseschweißen,
Auf den Ambos legt das Eisen,
Heiland soll das Eisen sein.

Und an einer anderen Stelle:

Brause Gott mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gieb ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle!
Laß das Herz doch wieder schlagen in der Brust der kalten Welt
Und erweck ihr einen Rächer und erweck ihr einen Held!

Eingeleitet wurde die Sammlung durch eine poetische Herausforderung „An den Verstorbenen", gegen den Fürsten Pückler, der unter diesem Namen geschrieben hatte, gerichtet. Er war als Vertreter der schlaffen Vergnügungssucht, welche Zerstreuung auf langen Reisen sucht, aufgefaßt. Der Angriff war zwar ungerechtfertigt, aber wie klang er!

Der anonyme Autor, dessen Name schnell bekannt wurde, war der vierundzwanzigjährige Georg Herwegh (geb. 1817 in Württemberg), ehemaliger Zögling des bekannten Tübinger Stifts. Ein Disziplinarvergehen, das er sich während seiner Militärzeit hatte zu schulden kommen lassen, hatte den jungen Dichter veranlaßt, in die Schweiz zu flüchten. Hier hatte er einige Jahre im vertrauten Verkehr mit anderen Flüchtlingen und anderen jugendlichen Radikalen verlebt. Seine Gedichtsammlung mit ihrem frischen, aber unbestimmten Radikalismus erreichte in nur wenigen Monaten eine ungeheure Verbreitung in Deutschland und schlug allenthalben durch.

Es fand sich ein gut Teil Unklarheit in diesen Gedichten. Bald zog der Verfasser ins Feld gegen Tyrannen, bald gegen Philister, bald bezeichnete er die Feinde als fremde, bald als einheimische; bald redete er als überzeugter Republikaner, bald wendete er sich in Platens Spuren an den König von Preußen mit eindringenden, bittenden, warnenden Worten, aber zugleich mit der Versicherung, daß es noch Zeit für ihn sei:

Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut.

Doch die Zeitgenossen übersahen die Mängel an Sicherheit im Standpunkte des Dichters; seine Begeisterung steckte an, sein lyrisch-rhetorischer Wohlklang riß mit. Seit den Tagen Goethes und Schillers hatte kein Lyriker die Herzen so im Sturm erobert; und von den Alpen bis zur Ostsee sang die Jugend: „Reißt die Kreuze aus der Erden!"

Im Herbst des Jahres 1842 unternahm Herwegh eine Reise durch Deutschland. Er hatte ein praktisches Ziel mit dieser Reise vor Augen; was er als Dichter begonnen, das wollte er als Journalist, als politischer Schriftsteller weiterführen; er reiste, um sich Mitarbeiter für eine politische Monatsschrift, welche „Der deutsche Bote aus der Schweiz" benannt werden sollte, zu sichern. Überall wurde er wie ein Triumphator empfangen: ein glänzendes Festmahl in Köln, eine Studentenserenade in Jena, ein Festmahl in Leipzig — noch nie zuvor war einem deutschen Dichter so gehuldigt worden.

In Berlin, wo Herwegh Ende Oktober ankam, konnte der Dichter nicht erwarten, ein ähnliches Aufsehen zu erregen, um so weniger, da er auf den Rat Arnold Ruges hin, welcher ihn begleitete, die Annäherungen eines etwas verkommenen radikalen Vereins, der „Berliner Freien", ausschlug, aber hier ereignete sich etwas, welches viel tieferen Eindruck auf die Öffentlichkeit machte, als ihn irgend welche volkstümliche Huldigung hätte hervorrufen können. Der König gab den Wunsch zu erkennen, die persönliche Bekanntschaft Herweghs zu machen.

Friedrich Wilhelm des Vierten ästhetische Sympathieen hatten sich bisher nur darin gezeigt, daß er nach Berlin Ludwig Tieck und Friedrich Rückert berufen hatte. Der alte, gichtbrüchige Tieck las bisweilen bei Hofe vor und setzte einige Schauspiele in Szene; Friedrich Rückert sollte zur Wiederbelebung der orientalischen Studien an der Universität mitwirken, erwies sich aber dazu völlig ungeeignet.

Ein vorurteilsfreies Verhältnis zur deutschen Litteratur war außerdem weit davon entfernt hohenzollernsche Familientradition zu sein. Es gab für die Herwegh gewährte Audienz nur einen Präzedenzfall und zwar im eigenen Leben des Königs, nämlich seine Antwort an Platen aus Anlaß jener Ode, in welcher dieser ihm die Sache des unglücklichen Polens ans Herz gelegt hatte (man vergl. oben S. 29); es verlautete damals, daß der Kronprinz in einem herzlichen Brief seine wärmste Sympathie für die Polen ausgesprochen und seinen Mangel an Fähigkeit, ihnen helfen zu können, bedauert habe. Die Ode, welche Herwegh an den König gerichtet hatte, rief ihn an, den Klerikalismus niederzuschlagen; es überraschte angenehm, daß der Herrscher sich also nicht dadurch verletzt gefühlt hatte.

Während der Audienz, welche am 19. November 1842 stattfand, verhielt sich Herwegh ziemlich schweigsam und durch die Situation gedrückt. Der König war seiner Gewohnheit gemäß lebhaft und mitteilsam. Er habe, hieß es, sich ungefähr folgendermaßen ausgesprochen: „Ich habe in diesem Jahre schon einen meiner Gegner, Herrn Thiers, empfangen“ — Thiers hatte im Jahre 1840 infolge der Parteinahme der Großmächte für den Sultan gegen den Pascha von Egypten mit Krieg gedroht — „allein Ihrem Besuch gebe ich den Vorzug. Wir haben beide unser Amt und unsern Beruf zu erfüllen, ich als König, Sie als Dichter. Ich werde dem meinen treu bleiben; mögen Sie es ebenso halten. Nichts ist mir so zuwider wie Gesinnungslosigkeit, auch die Opposition achte ich, wenn sie nur gesinnungsvoll ist.“ — Und indem er mit Hindeutung auf Herweghs Jugend ihm „einen Damaskustag“ prophezeite, schloß er mit den Worten: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben.“

Was über diese Zusammenkunft des Königs mit dem Dichter ins Publikum hinaussickerte, erweckte unter den oppositionellen Schriftstellern jener Zeit teils kindlichen Neid, teils kindliche Entrüstung. Man meinte, Herwegh hätte die Gelegenheit benutzen sollen, um

(à la Marquis Posa) vom König politische Freiheit für Preußen zu fordern.

Wenige Tage nach jener Audienz verließ Herwegh Berlin, wurde in Königsberg aufs neue mit einem Festmahl gefeiert und dort von der Nachricht überrascht, daß die preußische Regierung seine projektierte Zeitschrift schon vor ihrem Erscheinen mit einem scharfen Verbot belegt habe. Eigentlich zwar verstand dies Verbot sich von selbst, da alle Bücher und Druckschriften, die außerhalb des deutschen Bundes erschienen (deshalb auch schon die Gedichte Herweghs), ein für allemal verboten waren und zu ihrer Zulassung in Preußen erst einer besonderen Genehmigung bedurften. Herwegh hätte sich dies im voraus sagen können. Aber in seiner Erregung über die Anklagen der Verräterei, welche hier und da in der radikalen Presse hervortraten, verlor er dieser Widerwärtigkeit gegenüber das Gleichgewicht und richtete direkt an den König einen gleich ungeschickten und unmännlichen Brief voller Pathos.

Er berief sich darin auf die „ehrliche Feindschaft", welche der König selbst ihm kürzlich angekündigt; diese königliche Zusage sei durch das Verbot verletzt worden; er wolle nicht vom Könige die Zurücknahme dieses Verbotes erbitten, so schmerzlich es für ihn auch sei, „das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprinzip in ewiger Kollision zu leben"; übrigens schade das Verbot ihm nichts; von seinen ebenfalls verbotenen Gedichten sei er „so glücklich", eben jetzt die fünfte Auflage veranstalten zu können. Aber es habe sein Herz gedrängt, noch ein „letztes ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort" an den König zu richten, ein „Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, sondern das vieler Tausende" u. s. w.

War der Brief an und für sich unwürdig, so war dessen Veröffentlichung in einem Leipziger Blatte wenige Wochen später eine Thorheit, die sich rächte. In Stettin empfing Herwegh einen Ausweisungsbefehl; Gendarmen hielten Wacht, bis er den Postwagen

bestiegen hatte. In Halle wurde ihm das Aussteigen verweigert. So festlich auch der Empfang in Preußen gewesen war, so wenig herzlich war der Abschied.

Der große Spötter Heine schrieb im Gedichte „Der Exlebendige“ die folgenden Strophen:

Aranchuez! in Deinem Sand
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Als ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärkschen Granden.

Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa,
In Versen hab ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa.

Und noch blutiger heißt es im Gedichte „Die Audienz“ über das schwäbische Wickelkind:

Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben,
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.

So sprach der König, der Kämmerer lief
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: Du bist wohl ein Schwab?
Das ist just keine Schande.
Geraten! erwidert der Schwab, ich bin
Geboren im Schwabenlande.

— — — — — — — — — —

Erbitte Dir eine Gnade, sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: O geben Sie, Sire!
Dem Volke die Freiheit wieder!

Der König stand erschüttert tief;
Es war eine schöne Szene
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab aus dem Auge die Thräne.

Der König sprach endlich: Ein schöner Traum!
Leb wohl und werde gescheiter!
Und da Du ein Sonambulericht bist,
So geb ich Dir zwei Begleiter.

Zwei sichre Gendarm, die sollen Dich
Bis an die Grenze führen,
Leb wohl, ich muß zur Parade gehn,
Schon hör ich die Trommel rühren.

Es war nicht nur der Humor, sondern auch der Neid und die Schadenfreude, welche lachten. Man rächte sich an seiner eigenen früheren Begeisterung. Außerdem hatte die Herweghsche Katastrophe die unglücklichsten praktischen Folgen. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung", das in Preußen gelesenste Oppositionsblatt, wurde, nachdem es den Brief an den König gebracht hatte, tags darauf verboten. Die „Rheinische Zeitung", das angesehenste von den in Preußen selbst erscheinenden freisinnigen Journalen, bekam gleich darauf den Gnadenstoß. Und gleichzeitig wurden in Sachsen auf Antrieb der preußischen Regierung Arnold Ruges Deutsche (früher Hallesche) Jahrbücher, das Hauptorgan der denkenden Jugend, unterdrückt.

Eine gewisse Lehre zog das junge Geschlecht aus dem Geschehenen. Es hatte zwar nicht viel zu bedeuten, daß ein vierundzwanzigjähriger Poet sich dem König gegenüber zuerst geniert, dann unmännlich benommen. Aber man hatte gemeint, daß man im Vergleich mit dem Geschlechte der dreißiger Jahre einen großen Schritt weiter gekommen; man glaubte persönliche Festigkeit zu besitzen, wo jene Älteren nur Talent gehabt hatten. Nun sah man an einem neuen Beispiel, teils daß Dichternaturen einen zu spröden Stoff abgaben, um politische Führer daraus zu machen, teils daß dieses Geschlecht mit äußerster Strenge sich selbst erziehen müsse, solle es am Tage der Prüfung die Erwartungen besser als seine Vorgänger befriedigen.

Die Führerschaft fiel daher den Denkern und Politikern von Fach, etwas gar zu häufig auch Professoren zu, und wenn die Generation, welche nun die deutschen Gemüter revolutionierte, gegen Ende

des Jahres 1848 eine so traurige Niederlage erlitt, so geschah dies nicht aus Mangel an Charakter, sondern kraft des Idealismus, der sich bei Männern entwickelt, welche nie am Ruder gestanden, nie die gesetzliche Macht in Händen gehabt haben, d. h. wegen ihres Glaubens an die unwiderstehliche Fähigkeit der Ideen und Ideale sich zu verwirklichen, und wegen ihrer Geringschätzung der äußeren, brutalen Gewalt, die nach der Theorie nichts Entscheidendes bedeutete, die aber, als sie beim ersten Zusammenstoß zurückweichen mußte, sich geringschätzig behandeln ließ und sich ruhig verhielt, bis der Augenblick kam, wo sie, nach der Überrumpelung wieder gestärkt, sich von neuem erheben konnte.

Doch während nun ringsherum in Deutschland die Maßregeln, welche von den Ministern Friedrich Wilhelms des Vierten ausgingen, zum Gegenstande ungleichartiger, meist scharfer Kritik gemacht wurden, glimmte unter allem, was sich ereignete, die preußische Verfassungsfrage stetig weiter. Es war dem König nicht gelungen, dieselbe durch seine Abweisung in Vergessenheit zu bringen. Und die Mittel, zu denen er wie seine Ratgeber griffen, um sie zu vertuschen, waren von der unglücklichsten Art. Der Magistrat und die Stadtverordneten der Stadt Breslau hatten bei dem schlesischen Landtage den Erlaß einer provinzialständischen Petition um Anordnung allgemeiner Reichsstände beantragt. Der König antwortete dadurch, daß er dem Oberpräsidenten in Breslau einen „Allerhöchsten Spezialbefehl“, betreffend die „in diesem Herbst bevorstehende Reise Sr. Majestät des Königs nach Schlesien, insbesondere aber den von Allerhöchst demselben der Hauptstadt Breslau zugedachten Besuch“ eröffnen ließ. Der König wolle, hieß es in dem Schreiben, auf dieser Reise „weder eine feierliche Einholung oder sonst irgend ein Fest von der Stadt Breslau annehmen“. Dies im Mai über eine im Oktober bevorstehende Reise und obendrein über Festlichkeiten, welche noch niemand angeboten hatte! Die Angelegenheit endete damit, daß der König dennoch einen festlichen Einzug in Breslau

hielt, obschon das Fest nicht besonders für ihn veranstaltet war, sondern der hundertjährigen Vereinigung Schlesiens mit der preußischen Krone galt. Der König begnügte sich in seiner Beantwortung der Einladung damit, „den Mangel an Äußerungen, die seinem Herzen wohlgethan hätten“ zu beklagen und seine Zusage dadurch zu beschränken, daß er aus Mangel an Zeit nur ein paar Tage bleiben könne.

Und doch bedurfte der König der Zustimmung der Reichsstände zu einem Gegenstand von äußerster Wichtigkeit. Die Zeit der Eisenbahnen war angebrochen, und zur Anlage von Staatsbahnen bedurfte man einerseits einer größeren Anleihe, andererseits einer Staatsgarantie für die privaten Unternehmer; aber nach einem Hardenbergschen Gesetze vom Jahre 1820 wurde zu beidem die Bewilligung der Reichsstände erheischt. Der König trug sich mit dem unmöglichen Plan herum, einen Ausschuß der verschiedenen Provinziallandtage, sechshundert Mitglieder an Zahl, zusammentreten und diese als Reichsstände figurieren zu lassen. Metternich mußte ihm das Unausführbare dieses Gedankens vorhalten.[1]

Unter diesen Verhältnissen geschah es, daß ein kleines Buch „Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen“ ganz Deutschland in Bewegung setzte, indem es am geistigen Horizont als das erste entfernte Blitzen aufleuchtete, das ein herannahendes Gewitter verkündigt. Gegen Ende Februar des Jahres 1841 war dieses nur ein paar Bogen starke Heft (angeblich zu Mannheim verlegt) überall verbreitet. Die Veranstaltungen waren so sorgfältig getroffen, daß die Broschüre an einem und demselben Tag in allen Buchhändlerfenstern des ganzen preußischen Staates lag, nur nach Berlin kam sie etwas später, um eine Beschlagnahme, bevor die Verbreitung stattgefunden hatte, zu verhindern.

Vier Fragen enthielt das Büchlein, die dem absoluten Königtum

[1] Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches. Erster Band S. 107.

den Untergang prophezeiten. Sie lauteten: Was wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Auf die erste Frage antwortete der Verfasser, daß das Volk jetzt keinerlei Anteil an der Leitung des Staates habe, während dessen hohe Kulturstufe den Wunsch danach natürlich mache. Daß das Volk außer einer Vertretung auch alle anderen Organe, z. B. eine freie Presse, entbehre, und außerdem den Ministern, deren Beamtenwillkür, deren Servilität und Pietismus, aufs tiefste mißtraue — mache notwendigerweise den Wunsch nach einer repräsentativen Verfassung noch brennender. Auf die zweite Frage, was die Stände zu ihrem Verlangen berechtige, antwortete der Verfasser: Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigsprechung. Auf die dritte, welcher Bescheid ihnen geworden, lautete die Antwort: Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, Abweisung der gestellten Anträge und tröstende Hindeutung auf einen künftigen, unbestimmten Ersatz. Auf die vierte Frage, was den Ständen nun zu thun übrig bliebe, füllte die Antwort nur anderthalb Zeilen. Sie lautete: „Das, was sie bisher als Gunst erbaten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen." —

Der eindringliche, überzeugende Ton der kleinen Schrift, ihr Appell an das Rechtsgefühl und Selbstgefühl des Volkes erregte lebhafte Neugier, den Namen des anonymen Autors kennen zu lernen. Er selbst hatte dem König sein Buch geschickt und auf dem Titelblatte seinen Namen „Dr. Johann Jacoby, Arzt in Königsberg" hinzugefügt. Der König ließ sofort eine Kriminaluntersuchung gegen ihn einleiten. Man erfuhr nach und nach, daß er ein wohlhabender, als Arzt höchst angesehener Mann sei, der im Jahre 1831 beim ersten und heftigsten Ausbruch der Cholera in Polen sofort dorthin gereist war, um die Krankheit zu studieren, und später eine langwierige Fehde mit einem Warschauer Arzt, einem Charlatan, gehabt, welcher beim zweiten Ausbruch der Cholera 1837 ein Arkanum gegen

„diese ganz unbedeutende, immer heilbare Krankheit“ angepriesen hatte. Als Jacoby gegen diesen Mann einen kurzen, wissenschaftlichen Artikel geschrieben, ließ der Marktschreier in Berliner Zeitungen eine Antwort voll beleidigender Bezichtigungen erscheinen. Er hatte Verbindungen in den höheren Kreisen und erreichte es, daß die Berliner Zensur der ruhigen Entgegnung Jacobys ihr Imprimatur verweigerte, und daß jeglicher Appell vom Zensor an den Oberpräsidenten, von dem an das Oberzensurkollegium, von diesem an den Minister von Rochow und von dem Minister an den König erfolglos blieb, während gleichzeitig alle Verleger in Hamburg, Leipzig, Grimma, Basel und Bern es ablehnten, die Aktenstücke in der Sache drucken zu lassen, obgleich Jacoby sich erbot, selbst die Kosten zu tragen. Jeder andere hätte es nun wohl aufgegeben, diese Verteidigung eines Zeitungsartikels von anderthalb Seiten gedruckt zu sehen. Aber Jacoby gehörte nicht zu den Männern, die etwas aufgeben. Jahr und Tag ging darüber hin. Der Verfasser ließ sein Manuskript alle notwendigen Reisen unternehmen — im ganzen reiste es 1047 Meilen — und schließlich wurde es denn auch in Paris unter dem Titel „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen“ gedruckt. So war das Naturell dieses Schriftstellers beschaffen.

Hier war denn endlich das gefunden, was das junge Deutschland so lange und so traurig entbehrt hatte, dasjenige, was das jüngste Deutschland mit seinem Herwegh nicht zu leisten vermocht, dies „einer unter tausenden“ im öffentlichen Leben: Ein Mann. — Hier offenbarte sich endlich einmal ein willensstarker, politischer Führer im Deutschland der vierziger Jahre — nicht eben ein Staatsmann in dem eigentlichen und strengen Sinn des Wortes, denn er konnte, wie es die Zukunft lehrte, sich niemals anpassen, sich nie damit begnügen, das Erreichbare vor Augen zu haben; aber ein unbeugsamer Charakter, ein unverbrüchlicher Rechtssinn, welcher mit einem Mut, der sich niemals unterjochen ließ, gerade auf sein Ziel losschritt.

Die Regierungspresse, die Schmähpresse begann eine Fehde

gegen ihn. Es fand sich an seiner untadelhaften Persönlichkeit kein Faden, an den man sich hätte hängen können; aber er war von jüdischer Abstammung. In einer Broschüre, welche der Adelsverein zu Preußisch-Holland, einer kleinen Stadt in der Nähe Königsbergs, unter dem Titel „Stimme treuer Unterthanen Seiner Majestät des Königs von Preußen" herausgab, hieß es: „Nicht deutschen, nicht christlichen Lippen kann solch frevelndes Wort entströmt sein ... Es wäre eine Schmach für Ostpreußen, wenn solch freches Wort von einem seiner Söhne gesprochen wäre. Der Same Jakobs hat nicht vernommen die Stimme des Herrn und nicht erkannt den eingeborenen Sohn Gottes und hat ihn geschlagen; darum ist er verworfen immerdar und zerstreut unter allerlei Volk!" — Aber in den Schaufenstern aller Buchhändler lag bald darauf Jacobys Porträt, das scharfgeschnittene Gesicht, von den vier Fragezeichen umgeben, die Feder zum Angriff gerichtet wie eine Lanze.

Die Dichter fühlten, was der Mann bedeutete, der hier emporgetaucht war, selbst die weniger charakterfesten unter ihnen, selbst Dingelstedt, der damals gerade im Begriffe stand, seine oppositionelle Haltung mit dem Hofratstitel zu vertauschen. In Dingelstedts vortrefflicher Sammlung „Nachtwächters Weltgang" findet sich ein Gedicht mit der Überschrift: ????, augenscheinlich an den König von Preußen gerichtet:

Du weißt, was das bedeuten will! Du wirst sie mir nicht streichen?
Es sind ja nur unschuldige — vier kleine Fragezeichen.
Die wurzeln tief, die ragen hoch; wie die gerühmten Eichen
Des freien deutschen Volkes stehn vier kleine Fragezeichen.
Du wolltest sie zwar nimmer sehn in Deinen weiten Reichen,
Doch drängen sie sich immer auf, vier kleine Fragezeichen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und einst, wenn Du gestorben bist, als Stempel dann und Aichen
Stehn groß an Deinem Monument — vier kleine Fragezeichen.

Auch Herwegh besang Jacoby, als ob er ahne, daß hier ein Mann gefunden sei, der Angesicht zu Angesicht mit dem König von

Preußen eine andere Figur machen würde als er. Es war ja Jacoby, der im November 1848 bei einer Audienz in Berlin, als der König auf das Verlangen nach einem Ministerwechsel der Deputation antwortete: „Davon will ich nichts hören!“ hervortrat und sagte: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Herweghs Gedicht hat zur Überschrift ein J und beginnt:

Und wieder ob den Landen
Lag jüngst ein schwerer Bann!
Da ist ein Mann erstanden,
Ein ganzer deutscher Mann.
Ein Deutscher und ein Freier —
Wer hatte das gedacht,
Daß selbst die deutsche Leier
Aus ihrem Schlaf erwacht!

Indessen wurde die Untersuchung gegen Jacoby mit ungewöhnlichem Eifer betrieben; in drei bis vier Wochen wurde er zwanzig Verhören unterworfen, sechsundneunzig Zeugen, darunter Ladenmamsells, Köchinnen und Schulkinder, wurden vernommen. Das wirklich Begangene war ja nur ein Preßvergehen, ein Umgehen der Zensur. Aber die Anklage lautete auf Erregung von Mißvergnügen, was das Gesetz mit Festungsstrafe bis zu zwei Jahren und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bedrohte, ferner auf Majestätsbeleidigung — konnte je nach den Umständen mit vierjähriger Zuchthausstrafe belegt werden — und schließlich auf Hochverrat — wofür die Strafe nur eine einzige war: „Hinrichtung mit der härtesten und schrecklichsten Leibes- und Lebensstrafe.“

Jacoby ward vor das Gericht in seiner Geburtsstadt Königsberg gestellt. Da indessen das Kammergericht zu Berlin zum einzigen gesetzlichen Gerichtsstand für Hochverratssachen bestellt war, so erklärte sich das Königsberger Gericht für inkompetent. Die Sache wurde an das Kammergericht überwiesen, da aber dieses, einen Teil des Erkenntnisses gewissermaßen vorausnehmend, die

Anschuldigung wegen Hochverrats unmöglich fand, wies auch dieses die Anklage zurück und erklärte sich ebenfalls für inkompetent. Infolge dessen mußte der König durch eine Kabinettsorder das Oberlandesgericht zu Königsberg mit Fortsetzung der Untersuchung sowie Abfassung des Erkenntnisses beauftragen. Aber obwohl Jacoby nur Vorteil davon zu erwarten hatte, von Richtern seiner Vaterstadt gerichtet zu werden, war er ein zu fester Charakter, als daß er durch eine Ungesetzlichkeit hätte unschuldig befunden werden wollen, er verlangte, als des Hochverrates angeklagt, hartnäckig, seine Sache vor dem Kammergericht zu Berlin verhandelt zu sehen. Man war gezwungen, sich ihm zu fügen, und er wurde zu zwei und einem halben Jahre Festungsarrest und Verlust der Ehrenrechte verurteilt, drei Jahre später jedoch vom höchsten Gerichtshof vollständig freigesprochen.

Inzwischen gingen in ganz Deutschland Listen herum, um zu einer Bürgerkrone für ihn zu sammeln, und die Beiträge strömten ein; angesehene Männer setzten ihren Namen zu oberst auf die Listen. Nun mußte die Regierung von neuem eingreifen. Die Listen wurden mit Beschlag belegt, die Unterzeichner gerichtlich verhört, die Sammlungen untersagt. Und während derartig Polizei und Zensur vollauf in der Verfassungsfrage zu thun hatten, folgte am 11. August 1842 die possierlichste Verordnung, die man je in einem absolut regierten Lande gesehen hatte; eines von den geltenden Gesetzen des eignen Landes wurde unter die verbotenen Schriften eingereiht; der Neudruck des Gesetzes vom 22. Mai 1815 (über die Einführung von Reichsständen) wurde als aufregend verboten.

Im September des Jahres 1842 erfuhr dann die Bevölkerung, welche darauf gehofft hatte, Preußen unter dem neuen König sich von dem demütigenden Verhältnis zu Kaiser Nikolaus befreien zu sehen, daß Friedrich Wilhelm der Vierte, der zu Platens Zeit warme, wenn auch platonische Freund der Polen, durch seinen eingewurzelten Unwillen gegen russisches Wesen bekannt, beabsichtige,

sich nach Warschau zu begeben, um dort den Zaren zu begrüßen. — Auf der Rückreise wünschte der König das Denkmal bei Kalisch zu besichtigen, welches zur Erinnerung an die Zusammenkunft der Herrscher Rußlands und Preußens im Jahre 1813 errichtet war. Der Flügeladjutant des Kaisers, General Berg (der spätere Zuchtmeister Polens), übersetzte dem König die russischen Inschriften. Die zuletzt verlesene lautete: „Möchte der Allmächtige die Allianz und Freundschaft zwischen Rußland und Preußen zum Frieden und Gedeihen beider Nationen und zum Schrecken ihrer gemeinsamen Feinde segnen."

Als General Berg geendet hatte, stieg der König raschen Schrittes die Stufen zum Denkmal hinan und zeichnete mit dem Finger in den Staub an der Seite des Monuments das Wort „Amen".[1]

[1] Prutz, Zehn Jahre. Erster Band S. 237 flg., 367, 516 und Zweiter Band S. 379 flg.

XXV

Dennoch war und blieb Friedrich Wilhelm der Vierte der geistreichste König des damaligen Europas; er legte in seinen Unterhaltungen scharfen Verstand und lebhafte Phantasie an den Tag und ging immer von der Vorstellung aus, daß er königlich empfinden müsse. Seine veröffentlichten Briefe und Billette an Humboldt sind witzig, im lustigen Hofjargon geschrieben; seine Äußerungen verraten immer schnelle Auffassung, leicht erregbares Mitgefühl, schlagenden Witz.[1] Man kann auch nicht sagen, daß er in keinem Verhältnis zur Litteratur und zum Geistesleben der damaligen Zeit gestanden habe; aber seine Bestrebungen gingen ausschließlich darauf hinaus, die „guten" Kräfte in der Litteratur heranzuziehen und die „schlechten" zu entfernen, und er rechnete gar bald zu den letzteren alle oppositionellen Elemente.

---

[1] Beispiele der Art und Weise dieses Witzes: Wenn der König im Theater war, warteten die Lakaien vor der Logenthüre. Als der König eines Abends verdrießlich über die Langweiligkeit eines neuen Stückes vor Schluß der Vorstellung seine Loge verließ, saß einer der Lakaien auf dem Fußboden des Korridors, gegen die Logenwand gestützt, und schlief. Anstatt zu zürnen, sagte der König: Der hat gehorcht! — Der König mußte im Jahre 1848 nach dem Siege der Revolution eine Deputation nach der andern, mitunter anspruchsvolle und anmaßende Deputationen von einfachen Leuten empfangen. Er wendete sich an jedes einzelne Mitglied einer solchen: Was sind Sie? — Seiden- und Tuchwarenhändler, Majestät! — Interessante Beschäftigung! — Und Sie? — Angehender Arzt! — Vortreffliche Vorschule zur Regierungswirksamkeit! — u. s. w. immer lächelnd und höflich mit der giftigsten Ironie. (Von einem Anwesenden erzählt.)

Bei Hofe war von Anfang an Alexander von Humboldt die dominierende litterarische Macht. Er war achtzig Jahre alt, der berühmteste Naturforscher des Zeitalters, über die ganze Erde berühmt; er hielt den König über die geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit auf dem Laufenden. Die freisinnigen Staatsideen seines Bruders waren zwar verdrängt, und sein eigener politischer Freisinn konnte sich bei Hofe nicht Luft machen; er, dem Aberglaube und Reaktion in gleich hohem Grade ein Greuel waren, mußte zu vielem schweigen, was ihm zuwider war; bisweilen jedoch erlaubte er sich eine freie Sprache zu führen.[1] Aber als Schmuck des Hofes und Stolz des Staates war er in der Umgebung des Königs immer geehrt, und er gebrauchte seinen Einfluß, um in großem Umfange für wissenschaftliche Zwecke zu wirken und manchmal ein gewichtiges Wort für den einen oder den andern verfolgten Schriftsteller einzulegen. Vor dem Jahre 1848 war, wie die Briefe bezeugen, der Ton des Königs ihm gegenüber derjenige einer scherzenden Vertraulichkeit, obgleich keine tiefere Sympathie die beiden Männer verband. Nach dem Jahre 1848, als die Kreuzzeitungspartei am Hofe alleinherrschend wurde, gab Humboldt nicht selten seinem Mißmut über den verlorenen Einfluß Luft in Wendungen wie: „Der König ist nicht mehr amüsabel“ oder „der König verharrt in unfruchtbarer Liebe zu Personen, denen er wohlwill“. Leicht umgänglich war er nicht bei Hofe; oft war er spöttisch, heftig, wenn Rankes politische Meinungen mehr als die seinen gelten sollten; bei vielen, darunter der Königin, war er wegen seiner Vorliebe

[1] Der König war seiner Zeit von den Mysterien des Tischrückens sehr erfüllt, aber bei Hofe wollte es lange nicht gelingen, einen Tisch zum Tanzen zu bringen, was Humboldt nicht eben wundernahm. Endlich eines Tages empfängt ihn der König mit dem Ausruf: Na, was sagen Sie jetzt, gestern Abend saßen wir erst eine halbe Stunde lang am Tisch, ohne daß er sich rührte, dann begann er sich mit immer größerer Geschwindigkeit herumzuschwingen. Wie erklären Sie das? — Ei, Majestät, der Klügere giebt nach. (Von Humboldt selbst erzählt.)

für Ludwig Philipp und dessen Familie wenig beliebt. In der Regel las er laut vor, alles Mögliche, nur niemals etwas von sich selbst; am häufigsten las er aus dem Journal des Débats, während der König architektonische oder landschaftliche Skizzen entwarf.

Ein anderer Vorleser der königlichen Familie war der von Dresden nach Berlin berufene Tieck. Obgleich jünger als Humboldt, fühlte er sich infolge körperlicher Schwäche durch den Zwang des Hoflebens stark belästigt. Er trug gerne Shakespeare und Kleist vor. Der König ließ sein altes Märchenschauspiel „Der gestiefelte Kater" in Berlin aufführen. Es wirkte, als sähe man ein Gespenst aus längst entschwundenen Tagen. Auf des Königs Aufforderung brachte er die „Antigone" von Sophokles auf die Bühne, und Mendelssohn schrieb die Musik dazu. Doch Tieck war nur einer der Invaliden des Hofes. Speiste der Hof im Garten zu Sanssouci, so fürchtete er sich, selbst an den wärmsten Tagen, vor Zug.

Ein anderer vormals berühmter Dichter aus der romantischen Zeit, den der König nach Berlin, wo er bald darauf verschied, berief, war La Motte Fouqué. Er war damals Mitte der Sechziger, hatte sich aber bereits vollständig überlebt. Seine Heldenromane kamen dem jüngeren Geschlechte vor, als gehörten sie einer früheren Erdperiode an. Man war des Ritterwesens und des Minnedienstes in kindlich konventionellen Formen müde; das Unhistorische in seiner Anschauungsweise vergangener Zeiten und das Duckmäuserartige seiner Frömmigkeit rief den Spott hervor. Ohne den Beistand des Königs wäre er nicht nur schon bei Lebzeiten vergessen gewesen, sondern auch in Armut gestorben.

Einen großen Dichter, der nicht der romantischen Zeit entstammte, rief der König im Jahre 1841, besonders auf Varnhagens Empfehlung hin, nach Berlin. Das war Friedrich Rückert (1789—1865). Er war nur etwas über fünfzig Jahre alt, gehörte aber gleichwohl dem Zeitalter nicht an. Er stand in der Litteratur

der damaligen Zeit da als ein Ausdruck der unter allen Verhältnissen unveränderten deutschen Universalität, dieser Fähigkeit der allseitigen Aneignung, des Einsaugens und Nachahmens der Eigentümlichkeiten aller Völker. Er schüttelte sein lebenlang mit einer Virtuosität, die in Erstaunen versetzt, Gedichte aus dem Ärmel. In seiner Jugend wurde er von Joseph von Hammer-Purgstall in die arabische, persische und türkische Litteratur eingeführt; ums Jahr 1826 wurde er als Dozent der morgenländischen Sprachen in Erlangen angestellt, aber seiner Pflicht, Vorlesungen zu halten, suchte er soviel als möglich sich zu entziehen.

Es liegt in seinem Wesen etwas, das an den Stil Goethes in der Diwanperiode erinnert, und etwas, das von den Brüdern Schlegel mit ihrem rastlosen Forschen und Übersetzen zu stammen scheint. Schon in seiner Disputation vom Jahre 1811 „Über das Wesen der Philologie“ merkt man den Einfluß von dem Werke Fr. Schlegels über die Weisheit der alten Inder, indem er hier von dem Begriffe einer „Universalpoesie“, für welche er die deutsche Sprache als das ansprechendste Gewand betrachtet, ausgeht. Und es ist eben Universalpoesie, was dieser große Stilvirtuose gegeben hat. Er debütiert mit „Geharnischte Sonette“ in geschliffenen aber gesuchten Formen als deutscher Patriot. Dann folgen in einer Sammlung nach der andern vielleicht fünf- bis sechshundert Liebesgedichte an verschiedene junge Mädchen; am reichhaltigsten ist die letzte Sammlung „Liebesfrühling“, an seine Verlobte Luise Witthaus gerichtet. Diese Gruppe ist in Rückerts Werken die einzige, in welcher das Gefühl vorherrschend ist. Sonst ist er ein in lyrischen Formen lehrender Dichter, hier ist er Sänger. Aber selbst hier hindert die feste schematische Form — wie in den Kanzonen des Südens — den naiven Ausbruch des Gefühls, und hier schon offenbart sich die Neigung Rückerts, seine Herrschaft über die Sprache zu entfalten in der Erneuerung des Wortmateriales und in einem zwanglosen Verschlingen der Worte ganze Strophen hindurch, wie es noch nicht dagewesen war:

Welche Heldenfreudigkeit der Liebe,
Welche Stärke mutigen Entsagens,
Welche himmlisch erdentschwungne Triebe,
Welche Gottbegeistrung des Ertragens!
Welche Sicherhebung, Sicherniedrung,
Sichentäußrung, völl'ge Hinsichgebung,
Seelenaustausch, Ineinanderlebung!

So etwas hat mehr sprachliches und technisches als rein poetisches Interesse. Aber Rückert ist eben auch als Dichter der Philologe. Seine herrschende Fähigkeit ist die rein sprachliche in ihrem Doppelwesen: die Fähigkeit, die Sprachen zu erlernen und in ihren Geist einzudringen, und die Fähigkeit, kraft des tiefsten Eindringens in die Geheimnisse der eignen Sprache, die vorzüglichsten Poesieen der fremden Sprachen durch Neudichtung ins Deutsche zu übertragen. Es war seine Lust, sich sprachliche Schwierigkeiten zu erschaffen, um sie zu überwinden. Deshalb sehen wir ihn bald in altdeutschem Stil mit langen Albrecht Dürerschen Locken, bald als jungen Offizier aus der Zeit der napoleonischen Kriege auftreten, hören ihn bald als Araber mit wunderbarer Kunst uns Hariris Makamen erzählen, bald als Perser seine Reime in die Formen der Ghasele schmiegen oder sehen ihn das Heldengedicht von Rostem und Suhrah neu erschaffen. Bald schreitet er als Türke in Kaftan und Turban, bald als Chinese in Filzschuhen und mit dem Zopfe einher, bald und am liebsten sehen wir ihn an den Ufern des heiligen Ganges als Brahmane sitzen und hören ihn eine sprudelnde Lebensweisheit verkünden, welche tausend goldene Regeln in klingenden Versen giebt. Was von Théophile Gautier oft gesagt worden, daß er als Geist in dem alten Ägypten wie im modernen Rußland, in Konstantinopel wie in Sevilla zu Hause war, daran ist nur wahr, daß er die Klimate und die Denkmäler der fremden Gegenden kannte; es gilt aber in weit tieferem Sinne von Rückert, der die Menschen in den verschiedenen Litteraturen begriff, ihre Sprache verstand und in ihrem Geiste fühlte. Er hat die fremden Länder nicht mit Augen

gesehen, er hat daher nichts von Gautiers Anschaulichkeit, nichts von seiner Farbe und Plastik, aber er hat die sanftmütige, innere Kontemplation und das Gedankenbild, den Denkspruch in einer Fülle von metrischen Formen. Derjenige, welcher vorzügliche Proben seiner Kunst haben will, lese zum Beispiel in Hariris Makamen den Abschnitt „Jungfrau und Junge Frau" und die ganze „Weisheit der Brahmanen".

Diese Arbeiten hatten Rückert ein großes Publikum auch in Berlin verschafft, aber die Stadt mit ihrem unruhigen Getriebe war ihm zuwider. Er sollte morgenländische Sprachen an der Universität dozieren, doch nur die ersten Male füllte die Neugier seinen Lehrsaal. Bald unterließ er's ganz, in den Vorlesungssaal zu gehen, weil sich dort nur zwei bis drei Zuhörer einfanden. Er stieg sozusagen von seinem dritten Stock in der Behrenstraße nie herab, sondern saß da oben und schrieb Gedichte, worin er seinen Abscheu vor Berlin mit dem modernen, pulsierenden Leben der Großstadt unverhohlenen Ausdruck gab. Selbst das Berlin des königlichen Romantikers war diesen Größen der Vergangenheit zu modern.

Etwas später berief der König den Dichter Christian Scherenberg zu sich. Seine Gedichte, besonders seine Schlachtengemälde „Waterloo", „Abukir" sprachen bei Hofe an; er mußte sie vorlesen. Scherenberg, der noch als achtzigjähriger Greis ein liebenswürdiger, gern gesehener Gast in Berliner Kreisen war, wurde im Jahre 1798 geboren. Sein Leben war ein harter Kampf gewesen. In den Jahren 1838—40 bewohnte er nach der Auflösung seiner unglücklichen Ehe eine Wohnung in dem kleinen Eckhause der Bendlerstraße dem Thiergarten zu; er war so arm, daß er nicht daran denken konnte, Feuerung zu kaufen, sondern seine Kinder in den Thiergarten hinausschicken mußte, um Reisig zu sammeln. Er schrieb sowohl Gedichte wie Trauerspiele und Lustspiele, fand nie einen Verleger, bewahrte aber so vollständig die Haltung eines Gentleman, daß seine

Verwandten in Stettin seinen „Erfolg“ pseudonym glaubten, und ihn baten vor seiner Familie „seine Maske zu heben“. Was seine Feder ihm einbrachte, das war, was er für Abfassung von Bittschriften und für bogenweises Abschreiben von Manuskripten erhielt; im übrigen lebte er davon, als Hilfslehrer den Kindern der Gärtnerfamilien in der Nachbarschaft Stunden zu geben, die nach Übereinkunft fast ausschließlich mit Kartoffeln honoriert wurden. Fontane hat in Scherenbergs Leben die niedliche Geschichte erzählt, wie man in der Bendlerstraße sich der Hoffnung hingegeben hatte, daß ein lang auf sich warten lassendes Honorar sich zum Osterfeste in Gestalt eines saftigen Kalbsbratens einfinden werde, und wie der Schüler in seinem unschuldigen Wohlwollen statt dessen eine Lerche in einem kleinen grünen Käfig brachte. Am Ostermorgen 1840 trug Scherenberg dann eigenhändig die Lerche aufs Feld hinaus, öffnete ihren Käfig und schrieb das schöne Gedicht, in welchem eine Strophe lautet:

> Du, Vöglein, singst, das ist das Deine,
> Hub leise ich zur Lerche an,
> Ich geb Dich frei, das ist das Meine,
> Ein jeder bete, wie er kann.

Die Lerche gab der arme, durch Nahrungssorgen gebundene Poet wieder frei, aber die kleine graue Wasserkruke des Käfigs behielt er zur Erinnerung, und erhob sie zu seinem Dichtertintenfaß.

Nun hatten die Gedichte Glück gemacht und der König wollte den Poeten sehen. Die frische Originalität und knorrige Energie seiner Schlachtengemälde entzückten den König. Scherenberg erzählte über diese Hofvorlesungszeit nie ohne zu erwähnen, wie angenehm die der Vorlesung vorausgehende halbe Stunde in dem Zimmer seines Gönners, des Grafen Bismarck-Bohlen, gewesen sei; da habe man gescherzt und Zigarren geraucht und sodann, weil der König den Tabaksgeruch verabscheute, durch eine Eau de Colognetaufe denselben vertrieben. — Es gab viele Jahre später in Berlin einen anderen

Potentaten, zu dessen Hof sich Scherenberg rechnete. Das war Ferdinand Lassalle; bei ihm traf er lebhaftere Gesellschaft, und dort machte er sich gerne über seine Protektoren bei Hofe lustig. Es lag in seinem Wesen, den Mantel ein wenig auf beiden Schultern zu tragen. Bei Hofe wußte man davon, und nahm es ihm nicht allzu übel.

Ein gern gesehener Gast am preußischen Hofe, wie an anderen Höfen, war schließlich der Fürst Hermann Pückler-Muskau, wenn er sich in Berlin als Gast seiner hochgeliebten, geschiedenen Gattin aufhielt. Er war schön, elegant, vornehm, geschmeidig, gewann die Männer durch seine Heiterkeit und sein Feuer, die Frauen durch die Anmut seines Wesens; er galt für unwiderstehlich und allein die Reihe berühmter Frauen, die sich in ihn verliebt haben, ist lang: Sophie Gay, Henriette Sontag, Bettina, Gräfin Ida Hahn-Hahn u. s. w. Er gehört durch sein geistiges Gepräge, ungefähr wie der Fürst Ligne vor ihm, der internationalen Aristokratie Europas an. Seine Lust zu glänzen, schloß in keiner Weise eine richtige Erkenntnis der Begrenzung seiner Gaben, nicht einmal wahre Bescheidenheit aus. Er war ein geistvoller Vagabund, in der Weise sein Leben zu führen ein wahrer Künstler, außerdem auf einem einzelnen Gebiete ein Künstler von Fach. Er war es, der in Deutschland mit dem steifen französischen Geschmack in der Anlage von Gärten brach und die Natur wieder in ihre Rechte einsetzte. Sein Park in Muskau wurde bald ein Mustergarten für Europa.

Er erlebte nicht nur flüchtige Abenteuer in sehr großer Anzahl, sondern sogar die Geschichte seiner Ehe ist ein Liebesabenteuer. Er hatte sich auf einmal in zwei junge Mädchen, die Töchter des Reichsgrafen von Pappenheim, welcher mit der Tochter des Kanzlers Fürst Hardenberg verheiratet war, verliebt. Aber die Mutter, die damals vierzig Jahre alt, neun Jahre älter als er war, wurde von einer so glühenden Leidenschaft für ihn erfaßt, daß sie ihn damit ansteckte. Sie gab alles auf, um die Seine zu werden, und er

heiratete sie, doch unter Vorbehalt seiner unbedingten erotischen Freiheit. Das Verhältnis entwickelte sich glücklich. Aber nach Verlauf von zehn Jahren ließ sich das Paar nach freundschaftlicher Übereinkunft in der Hoffnung scheiden, daß der Fürst eine reiche Erbin gewinnen und durch sie seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder ordnen könne. Dann begiebt er sich auf den Weg, zuerst nach London, danach ringsherum in Deutschland. Gewissenhaft unterrichtet er täglich seine geschiedene Frau, seine Lucie, von den Fortschritten, die er macht, und von den Schwierigkeiten, die ihm in seinem Bestreben, eine reiche Erbin zu kapern, begegnen. Als der Versuch mißlingt, kehrt er zu seiner Lucie zurück und verlebt aufs neue einige Jahre im liebevollen Verkehr mit ihr, geht dann wieder auf Reisen und kommt nach Verlauf von ungefähr sechs Jahren mit einer entzückenden kleinen Sklavin, Machbuba genannt, zurück. Die Fürstin war nicht eben damit einverstanden, daß er dieses Mädchen seinen Aufenthalt in Muskau nehmen ließ, obgleich sie sich's sonst zur Regel gemacht hatte, ihn nie mit Eifersucht zu plagen. Sie bewahrte, siebzig Jahre alt, ihre anbetende Liebe zu ihm, und er war ihr gegenüber immer die Güte, die Offenheit und Herzlichkeit in Person.

Fürst Pückler hatte nie daran gedacht, sich zum Schriftsteller auszubilden. Aber ums Jahr 1830 bekam er den Einfall, die Briefe, welche er an Lucie während seiner fruchtlosen Brautfahrt geschrieben hatte, anonym herauszugeben, und der in der deutschen Litteratur so seltene Weltton dieser Briefe, die reizende Nachlässigkeit der Darstellung, welche darauf beruhte, daß die Briefe nicht für den Druck berechnet waren, das Gemisch von geistiger Überlegenheit und Frivolität sprach im höchsten Grade an. Wie schon oben (Seite 112) angedeutet, glaubten viele, daß Heine der Verfasser dieser Briefe sein müsse. Der Autor war bis zum äußersten modern, gründlich blasiert, politisch weitgehend liberal, im großen wie im kleinen völlig vorurteilsfrei.

Für uns Jetztlebende haben die vier Bände „Briefe eines Verstorbenen“ ungefähr denselben Wert, wie die reizenden vier Bände „Lettres parisiennes du Vicomte de Launay“ von Frau de Girardin. Sie ist frischer und schreibt weit besser als der Fürst. Er hat kosmopolitische Erfahrungen aus Gesellschaftskreisen und Ländern, von denen sie nichts weiß. Man lese z. B. als Probe seines Stils die anspruchslose Wiedergabe seines Gespräches mit Goethe in Weimar, welche sich im dritten Bande seiner Briefe vorfindet. Seine begeisterte Ehrfurcht vor Goethe macht den Eindruck der Echtheit, Goethes Antwort auf seine Artigkeiten nicht weniger. Goethe hat gleich das Gespräch auf Muskau (welches nur mit M. bezeichnet ist) gelenkt und das Verdienstvolle darin, wie Pückler den Sinn für das Schöne zu erwecken, hervorgehoben: Jeder solle nur in seiner Sphäre, sei sie groß oder klein, treu und mit Liebe arbeiten, dann schreite man vorwärts zum allgemeinen Wohl. Er für seinen Teil habe nichts anderes gethan und Pückler thue ja dasselbe zu Muskau.

Pücklers darauf folgende zahlreiche Bände voll Reisebeschreibungen lassen uns ganz kalt. Ihnen fehlt das Ursprüngliche der ersten Briefsammlung und in noch höherem Grade das litterarische Talent, das es allein ersetzen könnte. Aber sie sprachen die Zeitgenossen, ungefähr bis zum Jahre 1844, in ebenso hohem Grade wie die ersten Bände an, und die Popularität des Verfassers erreichte eine erstaunliche Höhe; allenthalben war er, ungefähr wie Franz Liszt, bekannt und bewundert. Heine widmet ihm noch im Jahre 1854 seine „Lutetia“ in einer begeisterten Vorrede, worin er ihn „mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse“ anspricht. Und Varnhagen sagt in seinen Tagebüchern vom 7. Juli 1839: „Fürst Pücklers Name wirkt doch wie ein Zauber auf die Leute. Die große Welt in allen Nationen lauscht mit Spannung, sobald von ihm die Rede ist. Er hat einen gewaltigen Ruhm und je klüger einer ist, um so mehr schätzt er ihn.“

Schon im Jahre 1834 hatte Varnhagen von ihm gesagt, er

habe etwas mit dem jungen Deutschland, und zwar das Wesentlichste gemein, nämlich die vollkommene Geistesfreiheit, und später gebrauchte er von ihm den Ausdruck, er repräsentiere in der modernen deutschen Litteratur das Oberhaus, wie Heine das Unterhaus.

Pückler hegte eine ritterliche Ergebenheit für das Haus Hohenzollern und näherte sich dem König, so oft er in Berlin war. Er erkannte Friedrich Wilhelms des Vierten Bildung und Witz an. Da er indessen in religiöser Hinsicht ein entschiedener Voltairianer war, der in einem Priester niemals etwas anderes als einen Heuchler sehen konnte, und dem alle unklare Frömmigkeit eine Pest war, so mußte das Romantische im Charakter des Königs notwendigerweise sehr abstoßend auf ihn wirken. Wie Humboldt zog es ihn vom Hofe weg zu Varnhagen, dem klugen Beobachter und Kritiker, der vergessen in seinem Winkel saß und in seinem Journale — ein Tagebuch, in Sainte-Beuves Manier geführt — die Geschichte der Zeit schrieb. Und in den späteren Jahren wurde auch er ein beständiger Gast bei Lassalles kleinen Mittagsgesellschaften, wo er gerne das Wort führte; es hieß, daß er der einzige sei, dem Lassalle die Unterhaltung zu beherrschen gestattete.[1]

Fügt man den genannten Schriftstellern noch den alten, früher als Demagogen verfolgten Arndt, den Friedrich Wilhelm der Vierte nach Berlin berief, hinzu, so sind dies die romantischen, konservativen, neutralen oder aristokratischen Schriftsteller, welche an seine Person zu knüpfen es dem mächtigsten unter den Königen des eigentlichen Deutschlands gelang. Man sieht, wie lange und wie fest. Und selbst gegen die Schriftsteller, die nur den Hof und die Machthaber streiften, wendete sich die Opposition; wir haben gesehen, daß Herwegh seine erste Gedichtsammlung mit einer wutschnaubenden

[1] A. de Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms des Vierten gesunden und kranken Tagen. — Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense. — Varnhagen von Enses Tagebücher. — Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen. Zweiter Band.

Herausforderung an den Fürsten Pückler eröffnete. Ja, selbst Arndt verschonte er nicht mit seinem Spott — er nannte ihn ein Abendrot, das die junge Welt nicht mehr erleuchten könne — und empfing von Freiligrath eine poetische Zurechtweisung dafür.

Freiligrath war der einzige von den jungen Dichtern, den der König sich gleich, 1841, verpflichtete. (Geibels nahm er sich erst ein paar Jahre später an.) Der General von Radowitz bewunderte nämlich das Gedicht „Löwenritt" trotz dessen Unnatur, gewann den König für Freiligrath und verschaffte diesem eine Pension von 300 Thalern jährlich aus der königlichen Schatulle. Doch als Herwegh sich nicht damit begnügte, sich über den Dichter in Zeilen wie den folgenden lustig zu machen:

> Mir wird von alledem so dumm,
> Als ging mir ein Freiligrath im Kopf herum,

sondern in seinem „Duett der Pensionierten" schrieb:

> Geibel: Bist Du's?
> Freiligrath: Ja, willst Du mich kennen?
> Ja, ich bin es in der That,
> Den Bediente Bruder nennen,
> Bin der Sänger Freiligrath —

da verzichtete Freiligrath auf die Pension. Und nun vollzog sich seine vollständige politische Bekehrung. Mit immer steigender Leidenschaft schloß er sich in den Gedichtsammlungen „Ein Glaubensbekenntnis" (1844) und „Ça ira" (1846) der revolutionären Partei an, deren gefeiertster Dichter er wurde. Gleich nach dem Erscheinen der ersten Sammlung mußte er schleunigst von seinem Aufenthaltsorte Sankt Goar am Rhein nach Brüssel entfliehen; von dort ging er nach London, um hier als Kaufmann thätig zu sein.

Wie groß seine Popularität schon damals war, zeigt folgende Anekdote: Von Brüssel aus unternahm Freiligrath einen Ausflug nach Antwerpen; dort lag ein Dreimaster, nach Kanton bestimmt, den der Dichter und seine Freunde gern besichtigen wollten. Der Oberbootsmann führte sie umher, als der Kapitän mit einer

Gesellschaft aus der Kajüte trat. Man entschuldigte sich, aber der artige Seemann führte die Besuchenden aufs neue in die Kajüte hinein. In einem kleinen Bücherschranke standen Freiligraths Gedichte. Einer seiner Begleiter sagte ihm: Freust Du Dich nicht darüber, daß Deine Gedichte mit nach Kanton sollen? — Wieso? fragt der Kapitän. — Der Herr ist Freiligrath. — Der richtige? — Als diese Frage bejaht wird, stürzt der Kapitän ans Sprachrohr: Alle Flaggen auf! Die Mannschaft bemannt die Raaen und Champagner aufs Verdeck![1]

Die Gärung in Deutschland war in starkem Steigen. In Österreich trotzten schon seit 1842 die Ungarn unter Kossuth Metternich; in Bayern hatte das Königtum durch das zärtliche Verhältnis König Ludwigs zu Lola Montez an Ansehen eingebüßt; in der deutschen Schweiz stand die radikale Partei der jesuitischen hart gegenüber. In Preußen herrschte jetzt die strengste Staatskirchlichkeit mit Begünstigung der Katholiken und Verfolgung aller Dissidenten, nicht nur der deutschkatholischen Kirche, deren Hauptstifter Ronge war, und der sogenannten Lichtfreunde, einer freikirchlichen Partei, die Wislicenus begründet hatte, sondern selbst der Pietisten und Mucker, die jedenfalls außerhalb der Staatsorthodoxie sich befanden. Bis an den Thron drang im Namen der Gewissensfreiheit der eine Protest nach dem andern. Und gleichzeitig wuchs die rein politische Agitation. Die Führer der Oppositionsparteien aller deutschen Staaten wirkten im Verein gegen die alte Bundesverfassung. Immer lauter erhob sich in Preußen — da der König der Preßfreiheit keinen sonderlichen Abbruch gethan hatte — der Ruf nach der versprochenen reichsständischen Verfassung. Und vom Auslande kamen revolutionierende Impulse. Vom Jahre 1846 an war Pius der Neunte als Liberaler und als italienischer Patriot aufgetreten. Aufstände brachen ringsumher auf der italienischen Halbinsel aus,

---

[1] Schmidt-Weißenfels, Freiligrath.

und diese Aufstände, die Metternich nicht im stande war zu verhindern, vernichteten sein Prestige. Deutsche Emigranten in der Schweiz und in Nordamerika schürten nach Kräften das Feuer in Deutschland.

Inzwischen war der König von Preußen mit der Stiftung eines neuen Ordens, des Schwanenordens, und mit architektonischen Plänen beschäftigt. Er wollte ein großes Hermannsdenkmal am Rhein als Demonstration gegen das konstitutionelle Frankreich errichten; und er ließ nach dreihundertjährigem Stillstande die Bauarbeit am Kölner Dom wieder aufnehmen, ein Unternehmen, das weniger in nationaler, als in kirchlicher Hinsicht als sinnbildlich aufgefaßt wurde, und deshalb Heine zu einigen Protesten und (nicht eingetroffenen) Prophezeiungen in „Deutschland, ein Wintermärchen“ Veranlassung gab, wie es Strauß bewog, die bekannte Broschüre „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ zu schreiben, in welcher er Julianus Apostata als begeisterten religiösen Reaktionär auf eine solche Weise schilderte, daß die Parallele mit Friedrich Wilhelm dem Vierten, auch ohne daß dieser genannt wurde, in die Augen fiel.

Die aufwachsende Litteratur, welcher der König entschieden feindlich gegenüberstand, gab bald dies Gefühl mit Zinsen zurück. Er hatte den grämlichen, gichtbrüchigen Tieck bei sich in Sanssouci als poeta laureatus und den Mystifizierer Schelling in Berlin als summus philosophus. Er ließ die Antigone von Sophokles und die Medea von Euripides auf den Theatern zu Berlin und Potsdam aufführen, um günstig auf die unruhige deutsche Litteratur einzuwirken. Aber die ging ihre eigenen Wege.

XXVI

Unter den Gedichten von Anastasius Grün (Graf Alexander von Auersperg) in „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ befindet sich eins, das die Überschrift „Warum?“ hat, und worin jede Strophe mit einem Warum? endet: Wenn man neue Verbote am Rathause anschlägt, so steht darunter ein kleiner Mann und fragt leise: „Warum?“ — Wenn die Pfaffen auf der Kanzel stöhnen und gegen das Sonnenlicht heulen, fragt er „warum?“ — Wenn sie mit Spießen und Hellebarden gegen die Spatzen ausrücken; wenn sie mit Kanonen nach Lerchen schießen, dann fragt er sein „Warum“? — Und fordern sie ihn vor Gericht, verurteilen sie ihn und richten sie ihn hin, dann fragt es noch aus seinem Grabe empor „Warum?“

So ungefähr ging es nun in Deutschland zu, als das patriachalische Vertrauen zur Fürstenmacht einmal gebrochen war. Überall, wo irgend eine Gewaltthat oder eine Ausrede oder eine dumme Handlung von seiten der Regierungen eine Hoffnung niederschlug und tötete, dort sproß aus der Gruft der Hoffnung ein „Warum?“ empor. Und jedes „Warum?“ gebar mehrere. Es blieb nicht bei den vier Fragen des Ostpreußen; die Fragen vermehrten und verpflanzten sich wie jene unsichtbaren, aber gefährlichen Tiere, die in unglaublich kurzer Zeit einen Organismus untergraben: Warum Ehrfurcht erzeigen? warum Zutrauen haben? warum dulden? vor allem warum schweigen? Der erste Schritt, bevor man einen Druck von sich abzuschütteln versucht, ist, daß man nicht dazu schweigen will. Der Schmerz und der Zorn, die Sehnsucht und das Begehren machen sich Luft in Worten, in Gesang.

Die politische Lyrik, die in früherer Zeit nur vereinzelt bei Platen und Uhland, Lenau und Heine vertreten war, sammelt und kristallisiert sich nun als eine eigene Dichtungsart, eine ganze und geschlossene Kunstform. Bald brausen ganze Chöre von verschiedenartigen Liedern über Deutschland. Die Witterung ist fruchtbar und scharenweis tauchen die Talente empor: Hoffmann und Herwegh, Dingelstedt und Prutz, Freiligrath und Max Waldau, Karl Beck und Moritz Hartmann, ein Flor so reich und duftend, wie er auf diesem Gebiete nie zuvor gesehen worden war. Es nützte wenig, daß alte Romantiker ihre Geringschätzung der prosaischen (d. h. politischen) Poesie aussprachen, oder daß doktrinäre Ästhetiker erklärten, diese Talente seien rhetorisch, nicht lyrisch; schon die Zahl dieser Dichter, ihr naturnotwendiges Hervortreten als Gruppe, zeigte, daß sie aus dem allerbesten, dem einzig gültigen Grunde erstanden, daß sie erstehen mußten, daß der Geist der Zeit sich in ihnen ein Organ eröffnete; und daß sie mit dem allerbesten, dem einzigen Rechte, dem, daß sie sich behaupteten, die Litteratur für sich eroberten und sich im Volke Gehör verschafften.

Sie hatten in den dreißiger Jahren einen vereinzelten Vorgänger, den oben erwähnten österreichischen Dichter Alexander Graf Auersperg, gehabt. Seine Lyrik war prachtvoll, verschwenderisch bilderreich, mitunter ein wenig geschmacklos; aber es war Erzklang in seinen Versen und sein Pathos war echt. Man könnte dieses Pathos Josephinisch nennen, denn Joseph der Zweite war Auerspergs Held; von der Seite der Aufklärung faßte er die politische Freiheit, für die er schwärmte, auf. Sein Haß ist besonders gegen die Pfaffenherrschaft gerichtet, doch derart, daß er zwischen Pfaffen und Priestern einen großen Unterschied macht; die schändlichen Pfaffen greift er an, die edlen Priester preist und verherrlicht er.

Stoß ins Horn, Herold des Krieges: Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchlerischer, dummer Pfaffen.

Dann folgen Verse, worin die Schar der wirklich frommen

Priester gesegnet wird. Doch spürt man wohl, daß nach seiner Ansicht damals mehr Geistliche der ersteren als der letzteren Klasse angehörten. Er betrachtet es als ein Charaktermerkmal des Zeitalters, daß auf die feisten, tierischen Priestergestalten nun die klugen, dünnen, herrschsüchtigen Bischöfe gefolgt sind:

Die Dicken und die Dünnen.

Fünfzig Jahre sind's, da riefen unsre Eltern zu den Waffen,
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feisten Pfaffen!
Auch in Waffen stehn wir Enkel; jetzt doch muß die Losung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein.

Gegen Metternich, gegen die Geheimpolizei, gegen die Zensur richtete der mutige Dichter seine flammenden Strophen. Es war eine frische Fehdestimmung darin, aber kein Haß und keine wilde Entrüstung. Die Ahnung einer großen Zukunft und die Begeisterung für große Erscheinungen aus der Vergangenheit machten das wesentliche Pathos aus. Aber das eigentlich gestaltende Talent war bei Auersperg schwach; er verlor sich allzuoft in Allegorieen.

Sowohl geistig wie künstlerisch in hohem Grade ihm überlegen ist das Hervorragendste der politischen Lyrik, welches nun in den vierziger Jahren emporschießt.

Georg Herwegh, der sich von seiner Rundreise erholt hatte, gab nach Verlauf eines Jahres die zweite Sammlung der „Gedichte eines Lebendigen" heraus, welche die Eigenschaften der früheren Sammlung mit einigen neuen und wertvollen verband. Es ist eine freimütigere, wildere Stimmung darin, und sowohl der Wille wie der Unwille haben einen bestimmteren Gegenstand. Hier finden sich weniger Illusionen und ein schärferes Bewußtsein des Zieles und der Mittel. Keine Aufforderungen mehr an irgend einen König, sich an die Spitze seines Volks zu stellen — keine Hymne mehr an irgend einen Gott, um ihn anzuflehen, den Völkern Freiheit und Glück zu schenken. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte inzwischen Herweghs

Glauben an die Könige und Ludwig Feuerbach seinen Glauben an Gott getötet. Aber es offenbart sich in diesen Versen die Empfindung, daß es in den Gemütern nicht mehr dämmert, sondern tagt.

In den alten Tagesgesängen, welche Shakespeare in „Romeo und Julie" nachgeahmt hat, ist es ein stehender Zug, daß das junge Weib beim Morgengrauen den Geliebten mit der Wendung zurückhält: es ist nicht die Sonne, sondern der Mond, dessen Schimmer du siehst, nicht die Lerche, sondern die Nachtigall, die du hörst. Hier ist in geistreicher Weise im Gedichte „Morgenzuruf" das Bild umgewendet:

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die oben am Himmel geschlagen;
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag ist erwacht!
Die Nacht,
Die Nacht soll blutig verenden. —
Heraus, wer ans ewige Licht noch glaubt,
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Gegen die Könige ist das Epigramm „Unglückliche Liebe" gerichtet:

Nicht an den Königen liegt's — die Könige lieben die Freiheit,
Aber die Freiheit liebt leider die Könige nicht.

Die erste Gedichtsammlung war selbst in ihren anscheinend religionsfeindlichen Äußerungen rein theistisch gewesen. Wo die Aufforderung, die Kreuze aus der Erde zu reißen, um sie als Schwerter zu benutzen, erklang, da folgte die Strophe: Gott im Himmel wird's verzeihn! Hier wird ein Loblied zu Ehren Feuerbachs angestimmt, weil er den Glauben an die Unsterblichkeit angegriffen, und ein sogenanntes Heidenlied, derber in seinem Spott, als irgend ein gleichartiges von Heine:

Die Heiden — 's ist doch schade
Um solch ingenium.
Sie hießen Vier gerade
Und nahmen Fünf für krumm.

Auch hatt' die Jungfernschaft ein End',
Sobald die Magd ein Kind gebar;
Dieweil das N. T.
Noch nicht erfunden war.

Und schließlich werden hier, im Gegensatze zum Standpunkt Auerspergs mit seiner Sonderung zwischen reinen und unreinen Priestern, die Geistlichen als solche, gleichgültig, ob sie guten oder bösen Herzens, katholisch oder protestantisch, langhaarig oder mit der Tonsur versehen sind, alle über einen Kamm geschoren, wie in dem folgenden humoristischen Epigramm:

Ob sie katholisch geschoren, ob protestantisch gescheitelt,
Gleichviel — immer gerät man den Gesellen ins Haar.

Er war scharf gewesen, er war beißend geworden; aus einem Freiheitsdichter hatte er sich zu einem Verkünder und Vorbereiter der kommenden Revolution entwickelt.

Wenn diese klangvollen und kräftigen Gedichte jedoch nicht tiefer, als sie's thaten, auf die Gemüter einwirkten, so hatte dies seinen Grund darin, daß die Mängel, die an Herweghs Menschenwesen klebten (ohne daß das Publikum genau wußte oder fühlte, auf welche Weise es geschah), sich allmählich auch in seiner Poesie verrieten: in diesen Pointen, diesen gesperrten Stellen, dieser selbstischen Freude über einen guten Einfall und diesem Mangel des geistigen Lebens an irgend einem anderen Inhalt als dem polemischen. Das ist keine Gedichtsammlung, welche auf von innen quellende Reichtümer deutet. Man versteht sein Leben, wenn man sie liest, und sie durch sein Leben. In Wirklichkeit versiegte seine Ader mit ihr. In den zweiunddreißig Jahren, die er noch zu leben übrig hatte, hat er im ganzen nur einen einzigen, nicht-dicken Band mit Gedichten geschaffen, der erst nach seinem Tode erschien. Diese Gedichte sind reich an Witz, reicher an Freiheitsbegeisterung, von einem Manne geschrieben, der bis an sein Ende seiner revolutionären Jugend unbeugsam treu blieb — aber es sind im Durchschnitt nicht vier Gedichte im Jahre.

Wurde er auch niemals seiner Vergangenheit untreu, so war er doch kein Arbeiter im Dienste der Freiheit. Den letzten Teil seines Lebens verbrachte er in Müßiggang. Er hatte im Jahre 1839 als Dichter und kritischer Schriftsteller begonnen.[1] Er kulminierte mit „Gedichte eines Lebendigen", er verheiratete sich — sehr reich — mit einer jungen Jüdin, die für seine Poesie begeistert war. Nach der Februarrevolution trat er sogleich in Paris als Führer auf und fiel an der Spitze einer aus Deutschen und Franzosen bestehenden republikanischen Arbeiterschar in Baden ein, wurde aber am 27. April von den württembergischen Truppen zurückgeschlagen und verdankte es nur dem Mute seiner Frau, daß er entkam. Heine hat im Simplicissimus I eine blutig satirische Schilderung von dieser Herweghschen Campagne gegeben. Er lebte dann in der Emigrantenkolonie in London das verderblich müßige Leben der Emigranten; sie hatten buchstäblich nichts anderes zu thun, als fruchtlose Pläne zu neuen Aufständen zu schmieden, und sich in die Frauen ihrer Freunde zu verlieben. Später ließ sich Herwegh in Paris, dann in Zürich nieder und führte hier ein unwirksames Leben, immer gleich unzufrieden mit dem Gang der Dinge in Deutschland. Wie Kinkel, wie Moritz Hartmann vermochte er es bis zu seinem Tode (1875) nicht, mit der Machtentfaltung, wozu das Deutsche Reich seiner Ansicht nach auf Kosten der Freiheit gelangt war, sich auszusöhnen. Seine Jugendideale gab er niemals auf; selbst für Heine, der ihn verhöhnt hatte, bewahrte er männlich seine Begeisterung.

Seiner Anlage nach mußte er notwendigerweise schon ums Jahr 1843 ein wachsames Auge auf die Fahnentreue anderer Dichter und die Echtheit ihres Freisinns haben. Seine Ausfälle gegen Geibel und Freiligrath sind schon berührt worden. Sodann wandte er sich gegen Anastasius Grün. Dieser hielt sich in Wien auf, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Gemahlin,

[1] Seine Jugendarbeiten sind in „Gedichte und kritische Aufsätze, 1845, zwei Bände" gesammelt.

eine geborene Komtesse Attems, Sternkreuzordensdame geworden war und nicht allein zu Hofe gehen konnte. In bewegten Worten rief Herwegh ihn an zurückzukehren.

Darf man den Tempel um ein Weib entweih'n,
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen u. s. w.

Dingelstedt antwortete, indem er in schönen Versen Graf Auersperg verteidigte:

O, sie will es nicht begreifen, ihre Prosa und Gemeinheit,
Daß ein Geist wie Du, ein Name, bürgt für der Gesinnung Reinheit,
Nur das Schlechte glaubt sie willig u. s. w.

Die Antwort umging den Angriff statt ihn zu parieren. Niemand hatte im Ernst geglaubt, daß ein Mann wie Auersperg seine Überzeugung gewechselt habe; was Herwegh angriff war eben, daß er trotz seiner Überzeugung aus gesellschaftlichen Rücksichten um einen Hoftitel nachsuchte.

Dingelstedt verteidigte hier die Sache seiner eigenen Zukunft. Denn Dingelstedt wurde der Dichter, gegen den Herwegh sich demnächst wandte, und diesmal war die Satire um so viel fürchterlicher, weil sie stumm war und nur indirekt zu Worte kam.

Herwegh hatte in Paris Dingelstedt getroffen, der, wie er selbst, Deutschland wegen seiner politischen Poesieen hatte verlassen müssen, und die beiden Dichter hatten eines Abends in kollegialem Wettstreit zum Scherz jeder ein humoristisch-wehmütiges Bekehrungslied geschrieben. Herwegh schrieb das Gedicht „Wohlgeboren", dessen Inhalt der folgende ist: Was nützt es von Freiheit und Vaterland zu reden, genial zu sein, Politik zu treiben; was hat das alles mir eingebracht. Nein, ich will ein braver Bürgersmann werden:

Du sollst, verdammte Freiheit, mir
Die Ruhe fürder nicht gefährden;
Lisette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Und durch alle Strophen hindurch wird dieser Refrain beibehalten. Dann schrieb Dingelstedt, um den Freund zu überbieten, das Gedicht „Hochwohlgeboren", welches beginnt:

Ein guter Bürger willst Du werden?
Pfui Freund! — Ein guter Bürger — Du?
Das also war Dein Ziel auf Erden,
Dem stürmten Deine Lieder zu?
O nimm's zurück, das ekle Wort,
Wer mag sich so gemein geberden!
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Auch diese Zeile schließt als Refrain alle Strophen des Gedichtes ab.

Zwei Jahre später war Dingelstedt Geheimer Hofrat, Vorleser und Bibliothekar des Königs von Württemberg. Herwegh begnügte sich damit, die beiden Gedichte Seite an Seite abzudrucken.

Franz Dingelstedt (geboren 1814) ist ein höchst eigentümlicher Typus der damaligen Zeit, ein Freiheitsmann, der besser als vornehmer Mann hätte geboren werden sollen, ein Fürst Pückler in der Gestalt eines armen Gymnasiallehrers, ein Ironiker, der den Schein nicht entbehren konnte, ein ausgezeichneter Kopf ohne ernste Laster und ohne ernsthaftes Pathos, aber mit einem leichten Witz, mit vielen Funken von Poesie, mit früher Blasiertheit und mit einer gewissen praktischen Lust zu wirken bis an sein Ende. Er wurde in dem schlechtest regierten Lande Deutschlands, in Kurhessen unter dem verhaßten Regimente Hassenpflugs, geboren, wurde Lehrer an einem Gymnasium, erweckte durch seine freien Meinungen, sein freies Leben, seine freisinnigen Verse Mißfallen, wurde versetzt, schikaniert, und nahm 1841, siebenundzwanzig Jahre alt, seinen Abschied. Nur ein Jahr später als Herwegh gab er seine erste politische Gedichtsammlung „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" heraus.

Gute Verse, gute Gedichte, ein guter Scherz, eine gute Maske. Das ist der Nachtwächter, der seinen nächtlichen Gang in der Uniform, mit dem Morgensterne und mit dem Horn in der Hand dahinwandert, und der, von seinem Standpunkt draußen vor den Häusern aus, das schildert, was er in ihnen sieht und vermutet.

Er ist ein richtiger Nachtwächter; seiner Alten daheim ist er

gewaltig überdrüssig, sie ist so häßlich und hat so viele Runzeln im Gesicht; aber Hausfrieden hat er: sie schläft des Nachts und er des Tages. Ein richtiger Nachtwächter ist er, der seine Wächterverse von Feuer und Licht singt; er sieht zu den Gefangenen, den politischen Gefangenen, hinauf, deren Gesicht am Fenstergitter sichtbar wird, wenn sie daran rütteln. Er kommt an der Domkirche mit ihren Reliquien vorbei, wo der Wind in den Orgelpfeifen spielt, daß es ihm schaudert, und daß er selbst über sein Schaudern lachen muß; es ist zwanzig Jahre her, seit er drinnen war: er gehört nicht zu den abonnierten Sonntagsfrommen.

Und doch ist er kein richtiger Nachtwächter. Weder seine Gefühle, noch seine Meinungen passen recht für seinen Stand. Droben in einem Hause ist Ball; er horcht auf die Musik, schildert den Tanz und die Manieren der feinen Gesellschaft. Welches Aufsehen es erwecken würde, wenn er in seinem Rockelor, mit Laterne und Spieß, Schneeflocken auf dem Hut, den Bart voll Reif und mit brennend heißen, braunroten Wangen hinein träte zwischen alle jene Schatten! — Vor einem anderen Hause hält der Wagen des allmächtigen Ministers. Der Kutscher ist in Pelz gehüllt; aber die armen unbedeckten Pferde zittern vor Kälte, während ihr Herr in dem warmen Zimmer Karten spielt — als könnten sie sich nicht rächen, wenn er kommt!

> Ich rate Dir, laß die Karten ruhn,
> Und hüte Dich fein, Ministerlein!
> Du hast es mit vier Hengsten zu thun,
> Bedenk', daß das keine Bürger sein!

Es finden sich in diesen beißenden Gedichten nicht selten Ausbrüche eines innigeren Gefühls. Der Nachtwächter steht vor einem Hause in der Vorstadt still, wo ein Unglücklicher mit dem Tode ringend liegt; er geht an der Irrenanstalt vorbei und die Angst vor dem Wahnsinn, die ihn immer an dieser Stelle ergreift, vermischt sich mit einer geheimnisvollen Anziehung; er wandert am

Kirchhofe vorbei, wo sie abseits vom Wege an einem verachteten Platz seinen armen Vater, der sich selbst aus dieser Welt hinaushalf, begruben, und auf dem Heimwege steht er am Schlosse still, wo der Fürst sich schlaflos auf seinem Lager wälzt, während die Schildwache da draußen in ihrem Schilderhause stehend besser schläft, als er auf seinem weichen Lager.

Das eine oder das andere könnte wohl ein Nachtwächter empfinden, aber nichts davon vermöchte er so auszudrücken — jeden Augenblick fällt die Maske. Mitunter kommen zwar — in vollendet plastischer Form — Ausdrücke einer volkstümlichen Erbitterung vor. Man lese z. B. die folgenden Verse gegen einen Hofschranzen, der das Land ausgesogen hat, und dessen Fenster jetzt während seiner Krankheit beleuchtet sind:

Warum er nicht schläft? warum er in Wut
Die Spitzen am Hemde zerrissen?
Ein gutes Gewissen schläft überall gut,
Und nirgends ein schlechtes Gewissen.
Er hat an des Landes Mark, die Schlang',
Sich voll gefressen, gesogen,
Er hat — ein Menschenleben lang! —
Gestohlen, gelogen, betrogen.

Dann kommen aber auch solche Ausdrücke des Hasses und der Erbitterung vor, welche dem gewöhnlichen Volke fremd sind, z. B. ein höchst frivoler Rat an eine junge bezaubernde Dame, die mit einem alten Sünder verheiratet worden ist, wie sie sich an ihrem Gemahl rächen solle. Mitunter nehmen auch die Gedanken und Träumereien des Nachtwächters einen höheren Flug. Er stützt sich auf eine alte Kanone, welche blank und zahm auf dem Walle liegt. Einstmals flogen ihre Räder auf erobertem Grunde über Leichen und über Lebendige; einstmals gab sie den Takt zu dem Waffentanz; denn es steht ein gekröntes N an dem Zündloch. Jetzt ertönt sie nur noch, wenn ein armer Gefangener aus seinem Gefängnis entsprungen ist, oder am Namenstage Seiner Majestät,

oder so oft eine Prinzessin geboren wird. Aber Geduld! ruft der Nachtwächter der Kanone zu: Bald kannst du vielleicht wiederum deine Kugeln in die Feinde hageln lassen; sei nur so lange stumm, mein Veteran, damit sie nicht dir das Maul vernageln, wie sie uns andere knebeln. — Hier ist, wie man sieht, die Maske ganz abgeworfen.

Nachdem Dingelstedt von Hessen fortgezogen war, erschien die Gedichtsammlung „Nachtwächters Weltgang“, worin der Dichter nicht mehr in der Nachtwächtermontur auftritt, sondern als eleganter Revolutionär. Es zieht hier über die schlechten Fürsten, über die Verhältnisse in Hessen, Preußen, Hannover und über den falschen deutschen Patriotismus los:

> Was ist, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
> An alle Fakultäten diese Frage!
> „Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
> Und seinem König alle Werkeltage.“
>
> Was will, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
> „Für sich ein Ämtchen, Titelchen und Bändchen,
> Für seine — ehelichen — Kinder Brot
> Und legitime Fürsten für sein Ländchen.“
>
> — — — — — — — — — — — — — —
>
> Hinaus zum Tempel, deutscher Patriot,
> Eh' Du Dich in's Sanktissimum geheuchelt,
> Und eh' Dein Kuß, Judas Ischarioth,
> Die Freiheit, den Messias, rücklings meuchelt!

Nur wenige Monate später war Dingelstedt Hofrat und Legationsrat, hatte Amt, Titel und Band. Daß er ein anderer geworden sei, konnte selbstverständlich niemand glauben. Daß man seine Handlungsweise mit Strenge, mitunter sogar auf eine gehässige Weise beurteilte, ist nicht zu verwundern. Die zahlreichen Aktenstücke, welche in der letzten Zeit über seinen Charakter und sein Leben erschienen sind, besonders die Publikationen Julius Rodenbergs in der „Deutschen Rundschau“ 1889—90, stellen seine Handlungsweise in ein milderes Licht, als das, worin sie den Zeitgenossen erschien. Sein Betragen war unschön und unfein, aber

nicht niedrig. An und für sich war es ihm ja durchaus nicht zu verübeln, daß er eine Stellung als Vorleser bei einem gebildeten und liebenswürdigen Fürsten annahm. Der Fehler war nur, daß er kurz zuvor den Mund so voll mit demokratischen Redensarten und radikalen Ausfällen genommen hatte, ohne irgend etwas Ernstes damit zu meinen.

Er war in hohem Grade eine Künstlernatur, aber zugleich in hohem Grade ein Verstandesmensch, war genußsüchtig und herrschsüchtig, außer stande auf die Länge der Zeit die Demütigung zu ertragen, arm und deshalb übersehen zu sein; er war vor allem von dem Eindruck ergriffen und stark ergriffen, daß er durch ein Fortschreiten auf der Bahn, die er betreten, ein métier de dupe triebe. Was gewann er dadurch, daß er aus doktrinärer Ehrbarkeit sich von allen angesehenen Stellungen und einflußreichen Plätzen zurückhielt? Was gewann die Welt dadurch, daß die Reichbegabten wegen einer Doktrin Titel, Geld, Orden, Ehrenposten und Ämter den Dummen überließen? War das ein Mittel, die Zustände zu verbessern? Was er begehrte war, auf einem künstlerischen Gebiete der Herrschende zu sein, große szenische Aufgaben auszuführen, große Theater zu leiten, an Höfen zu glänzen, von schönen Frauen bevorzugt zu werden. Würde er dies als landesverwiesener Gymnasiallehrer, als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ erreichen können? Wer würde ihn auf die Dauer als armen und unabhängigen Journalisten achten, wer würde ihn dagegen auf die Dauer nicht als einflußreichen Hofmann verehren? Freilich würde man ein Geschrei erheben, wenn er dem Ruf folgte — hätte er nur nicht das verdammte Gedicht an Herwegh geschrieben! — aber worauf es hier ankäme, sei ja nur ruhige Unverblüfftheit, undurchdringliche Ironie, lächelnde Kälte, eine Überlegenheit, welche die Gegner sich müde schreien ließ, und die besaß er.

Bekanntlich wurde er nicht nur ein Hofmann, sondern im Laufe der Jahre Direktor einer ganzen Reihe von Hoftheatern —

in Stuttgart, München, Weimar — und schließlich der mächtige Chef des Burgtheaters in Wien.

Heine, der nicht streng, sondern witzig war, schrieb das unvergleichliche Gedicht über Dingelstedts „Verhofräterei“, welches anfängt:

> Verschlechtert sich nicht Dein Herz und Dein Stil,
> So magst Du treiben jedwedes Spiel,
> Mein Freund, ich werde Dich nie verkennen,
> Und sollt ich Dich auch Herr Hofrat nennen.

Dieses Gedicht enthält das wehmütigste Verständnis der Handlungsweise Dingelstedts und die bitterste Verachtung des Publikums, an welches Dingelstedt, wie er selbst, sich wandte.

Wer ein scharfes und treffendes Bild von Dingelstedts geistiger Persönlichkeit sucht, sollte die in einer witzigen und malenden Prosa unter dem Titel „Münchener Bilderbuch“ gegebene Schilderung seines Lebens, mit dem Gedichtcyklus, der den Namen „Ein Roman“ trägt, vergleichen. Letzterer enthält weit mehr von seinem tiefsten Wesen als die Verse seiner frühen Jugend. Er hatte jedoch frühzeitig das gemischte Gefühl des Hingezogenseins zu der vornehmen Welt und der Geringschätzung derselben gekannt. Im Gedichte „Krähwinkel“ hieß es über diese Gesellschaft:

> Sie lügen, sie krakehlen,
> Sie hassen sich bis aufs Blut,
> Zum Morden oder Stehlen
> Fehlt ihnen nur der Mut,
> Sie möchten gern und wagen's nicht,
> Das heißt denn Recht und Pflicht,
> Die denken können, sagen's nicht;
> Die meisten denken nicht.

Nun beschreibt er eine Leidenschaft in der Salonwelt.

Der Erzähler trifft auf einem großen Ball in England eine Dame aus den indischen Provinzen mit Hindublut in den Adern, doch sonst völlig europäisch; sie ist geistesverwandt mit ihm, verstimmt

wie er, und kalt und müde. Zwischen ihnen entflammt ein Liebesverständnis.

Wir klammerten uns, ob aus Zeitvertreib,
Ob aus Verzweiflung, an einander an,
Sie, ein verlornes, neugebornes Weib,
Ich, ein verlorner, neugeborner Mann.

Das Wort „Zeitvertreib" ist ein wenig zu schlaff, wie das Wort „Verzweiflung" eine Nüance zu stark. Es liegt deutsche Naivetät in dieser all zu starken Betonung des Dandywesens und der Schwermut. Sicher ist indessen, daß eine Leidenschaft entsteht. Und der Roman folgt, heiß und wild, mehr Wollust als Liebe: Liebesnächte, Alkovenpoesie und der Welt gegenüber die harte Stirn des Cynismus — dann Losreißen und Lebewohl und Vergessen, bis in einem Treibhause in Amsterdam der Leichengeruch einer eingegangenen Lotospflanze ihn fast ohnmächtig macht. Er gedenkt ihrer und drückt das welke Blatt wie die Hand einer Leiche an seine Lippen.

Persönlichkeiten wie Dingelstedt sind Ausdrücke eines Zeitalters; sie illustrieren es, aber sie tragen es nicht. Sie sind nicht die Baumeister des Palastes, sie sind nur die Vergolder. Freilich zieht die Arbeit des Vergolders in weit höherem Grade das Auge an und mehr Augenpaare an als die Arbeit des Baumeisters, der den Grund legt und schon im Fundamente des Palastes all dessen Verhältnisse bestimmt; aber für das Gebäude bedeutet im Vergleich mit dieser Arbeit die seine nichts.

Diese Dichter, so genußsüchtig und oft so blasiert, in denen kein anderer Halt ist, als der einer politischen Überzeugung, die sie besingen, mit welcher sie Staat machen und die sie in der Regel verraten — sie haben soziale Bedeutung dadurch, daß sie Stimmung, allgemeine politische Stimmung machen. Sie beschleunigen dadurch die sonst so langsame Umbildung der Gesellschaft; aber diese äußere Umbildung selbst ist nicht die Hauptsache; das Politische ist nicht die zu innerst bewegende Kraft. Die äußere Um-

wälzung ist ein Ausschlag tieferer, der Oberfläche ferner liegender Bewegungen. Den größten Anteil daran hat vielleicht die stille Umformung der religiösen Lebensbetrachtung durch die Philosophie.

Und auf dem philosophisch-agitatorischen Gebiet ereignet es sich, daß gerade zu diesem Zeitpunkt, genau zwischen dem Erscheinen von Herweghs erster und zweiter Gedichtsammlung, gleichzeitig mit dem Erscheinen der ersten Gedichte Dingelstedts im Sommer des Jahres 1841, ein Denker epochemachend auftritt. Im Werke „Das Wesen des Christentums" gestaltet er große Gedanken aus, begründet und verkündigt eine Lebensansicht, die durch alles, was nach ihm von anderen geschrieben und geredet wird, im Falle sie überhaupt auf der Höhe der Entwickelung stehen, hindurchschimmert. Er ist der Eckstein, auf welchem wohl gegen zwanzig Jahre lang, von da an gerechnet, alle bauen und alles gebaut wird — Ludwig Feuerbach.

Wenn ich sage, daß er groß war, groß als Mensch wie als Denker, dann fühle ich selbst sehr wohl die Plattheit des Wortes. Wir haben es von der Länge und Breite in der Sinnenwelt geholt, und es macht keinen Eindruck; wir sind allmählich so stumpf dafür geworden, daß wir nichts mehr dabei fühlen. Sogar der sachliche Sinn für das Große ist unter uns nicht mehr besonders lebhaft. Er wird durch die naßkalte Weise der gewöhnlichen gelehrten Darstellungen der Wirksamkeit großer Männer erstickt. Wir werden den Großen allzunahe auf den Leib gerückt. Nimmt man eine Geschichte der Philosophie in die Hand, so findet man sie alle so geordnet und nummeriert, daß sich einer fast wie der andere ausnimmt. Da stehen sie der Reihe nach, mit gleicher Achtung und gleichem Interesse behandelt, Schelling, der ein Genie und ein Charlatan, Trendelenburg, der ein Talent und ein konservativer Politiker, Strauß, der ein Denker zweiten Ranges und ein Stück von einem Pedanten, Karl Vogt, der ein Talent und ein Wanderredner, Lotze, der ein Professor der Philosophie, ein ausgezeichneter Professor, aber nicht mehr war,

und unter diesen allen befindet sich Feuerbach mit vielen anderen gleichgestellt in Einer Rubrik, vielleicht gar als einseitig Stümpern untergeordnet, die sich Wirklichkeitsidealisten oder ähnliches genannt haben. So etwas demoralisiert.

Er war groß. Das heißt: es ist um ihn herum nach allen Seiten hin ein großer offener Raum. Das heißt ferner, daß, wollen wir ihn verstehen, wir erst alle diese und all dies, was in Lehr- und Handbüchern sich um ihn herum drängt, abschütteln und ausscheiden müssen. Daß er groß ist, bedeutet, daß er sich auf einem andern Niveau befindet. Sind uns die Augen für die Gestalt, wie sie dort einsam steht, aufgegangen, dann stellt die Ehrfurcht von selbst sich ein.

Denn so einfach er auch im Verhältnis zu seinen Freunden war, so liegt doch über dieser Gestalt ein ungeheurer Ernst. Man betrachte nur dieses Gesicht, in dem alles Stil, der strengste, energischste Stil ist, und alle Züge die Züge des Genies sind; es ist Stil in der mächtigen Stirn, in den kleinen Augen, in dem großen fächerförmigen Bart; es liegt Macht darin, Macht und Hoheit, und die männlichste Schönheit, bronzeartig barsch.

Selbst ein Genie, entstammt er einem Geschlechte von lauter reichbegabten Menschen: der Vater, Deutschlands erster Kriminalist, der Bruder, die Schwester, der Brudersohn, sie alle waren genial. Er wird im Jahre 1804 in Landshut geboren, studiert in Heidelberg, wird Theologe, zuerst gläubig, dann kritisch, demnächst Philosoph, zuerst abstrakt, dann immer mehr wirklichkeitsliebend. Er veröffentlicht anonym seine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", welche konfisziert, dann freigegeben werden. Nachdem man erfahren, daß er Verfasser dieses Werkes sei, werden wiederholentlich seine Gesuche um eine Professur in Süddeutschland abgeschlagen; späterhin wird eine Reihe von ihm unternommener ähnlicher Versuche, durch Fürsprache gelehrter Männer die Stellung eines Universitätslehrers in Berlin, Frankreich, der Schweiz und in Griechenland zu erhalten,

vereitelt. Er führt dann vom Jahre 1836 an ein stilles Privatleben (bis 1860 in Bruckberg bei Ansbach, später in Rechenberg bei Nürnberg), in seinen reiferen Jahren sogar ein Einsiedlerleben auf dem Lande. Er steht in lebhaftem Briefwechsel mit gelehrten Freunden und Männern aus dem Volke (wie mit jenem Konrad Deubler im Salzkammergut), welche mitunter seine Schriften besser verstehen und tiefer nachempfinden, als die sogenannte gebildete Welt es that. Im Jahre 1837 verheiratete er sich mit seiner Jugendgeliebten. Eine Begebenheit, die in seinem intimen Leben Epoche machte, war die von ihm erwiderte Leidenschaft, welche anfangs der vierziger Jahre ein junges Mädchen, die Tochter eines seiner Freunde, für ihn hegte, und wovon sie sich verzehren ließ.

Vorlesungen hat er nur ein einziges Mal gehalten, im Jahre 1848 in Heidelberg, doch nicht an der Universität, wo man ihn fürchtete und mied, sondern privat. Seine Freunde hatten im Jahre 1842 versucht, eine Anstellung in Heidelberg für ihn zu erwirken; anfangs sprach der Gedanke ihn an, später wehrte er sich aufs entschiedenste dagegen, daß man diesen Plan in Ausführung bringe: „Mich zum Professor machen wollen und zwar auf ordinäre Weise, wie es jeder Tropf werden kann, heißt, mich den Tröpfen, die gegenwärtig figurieren, gleichstellen, mich verletzen, mich blamieren ... Mein Kopf gehört nicht auf das Katheder oder gar auf die Kanzel. Er gehört — weißt Du wohin? — rate: aufs Schaffott, denn mein Kopf ist so entscheidend und scharf wie das Schwert eines Scharfrichters, und ich selbst habe nur die Lust und die Kourage zu Handlungen, wo es gilt, den Kopf aufs Spiel zu setzen.“[1] Der Freund hatte ihn aufgefordert, sein Werk „Wesen des Christentums“ lieber „Wesen der Theologie“ zu nennen. Er antwortet: „Der Sturz der Theologie ist eine höchst untergeordnete Nebensache. Ich habe es nur mit welthistorischen Wesen

[1] Briefwechsel zwischen Feuerbach und Christian Kapp. 1876. S. 176.

zu thun .... Aufs Haupt muß man schlagen, aus Prinzip muß man negieren. Handeln heißt enthaupten — mit dem Entschluß, sich dafür selbst enthaupten zu lassen."

Das ist eine festere Sprache und eine andere Anschauungsweise, als die der Poeten. Saint René Taillandier hatte einen Widerspruch darin finden wollen, daß Feuerbach mit diesen Ansichten nicht an der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 teilnahm. Er antwortete darauf: „Herr Taillandier! Wenn wieder eine Revolution ausbricht und ich an ihr thätigen Anteil nehme, dann können Sie zum Entsetzen ihrer gottesgläubigen Seele gewiß sein, daß diese Revolution eine siegreiche, daß der jüngste Tag der Monarchie und Hierarchie gekommen ist. Leider werde ich diese Revolution nicht erleben. Aber gleichwohl nehme ich thätigen Anteil an einer großen und siegreichen Revolution, einer Revolution aber, deren wahre Wirkungen und Resultate sich erst im Laufe von Jahrhunderten entfalten. Denn nach meiner Lehre, welche keine Götter und folglich auch keine Wunder auf dem Gebiete der Politik kennt, nach meiner Lehre, von der Sie aber so viel wie gar nichts wissen und verstehen, ob Sie sich gleich anmaßen, mich zu beurteilen, statt zu studieren, sind Raum und Zeit die Grundbedingungen alles Seins und Wesens, alles Denkens und Handelns, alles Gedeihens und Gelingens. Nicht weil es dem Parlament an Gottesglauben fehlte, wie man lächerlicherweise in der bayerischen Reichsratskammer behauptet hat — die meisten wenigstens waren Gottesgläubige, und der liebe Gott richtet sich doch auch nach der Majorität — sondern weil es keinen Orts- und Zeitsinn hatte, deswegen nahm es ein so schmähliches, so resultatloses Ende."[1]

So viele Entwickelungsstadien Feuerbach mit seinem immer zunehmenden Interesse für das sinnlich Wirkliche auch durchlaufen hat und soviel auch mit Recht über die Verschiedenheit seiner Stand-

[1] Wesen der Religion. S. VII.

punkte gesagt werden kann, so ist sein Hauptgedanke, der wie der Schlüssel des Gewölbes alles trägt und hält, doch ebenso einfach wie groß. Es ist dieser: Der Mensch kann sich nicht eines Wesens bewußt werden, das höher ist als sein eigenes. Wenn der Mensch sich seiner selbst, d. h. seines Wesens, als endlich einem Wesen gegenüber, das als unendlich begriffen würde, bewußt werden könnte, so würde der Mensch in seinem Bewußtsein sein eigenes Wesen begrenzen, d. h. negieren. Das Bewußtsein des Menschen würde also über das Wesen desselben übergreifen, aber dies ist unmöglich; denn Bewußtsein ist nichts anderes als Selbstbestätigung des Wesens.

Anstatt wie Hegel zu sagen: das Bewußtsein des Menschen von Gott ist Gottes Selbstbewußtsein, sind wir dann gezwungen zu sagen: das Bewußtsein des Menschen von Gott ist des Menschen Selbstbewußtsein; die Religion ist die erste und indirekte Selbsterkenntnis des Menschen.

Es wird von allen Seiten eingeräumt, daß Gott unvermeidlich durch menschliche Prädikate bestimmt werden muß: Gott ist Liebe, Gott ist Güte, Wärme, Licht u. s. w. Aber das Subjekt ist ja nur das personifizierte Prädikat; das Prädikat ist das Ursprüngliche. In Wirklichkeit ist der Sinn der Religion also der folgende: die Liebe ist göttlich, d. h. unbedingt wertvoll, anbetungswürdig; Güte, Wärme, Licht sind göttlich.

Der Glaube an Gott ist also der Glaube an das menschliche Wesen als Grundwesen der Natur.

Der scheinbare Grundsatz der Religion ist zwar: Ich bin nichts im Vergleich mit Gott; ihr wirklicher ist aber: Alles ist nichts im Vergleich mit mir, alles ist Mittel für mich. Kraft des Gebetes und der Wunder habe ich durch Gott als Zwischenglied das All zu meiner Verfügung. Gott entspringt dem Wunsche. Da der Grundwunsch im Christentume unbegrenzter Genuß, Seligkeit ist, so ist Gott das Mittel dazu, die Seligkeit zu erreichen, oder genauer: Seligkeit und Gottheit sind eins.

Mit einem Worte: Theologie ist Anthropologie, das theologische Problem ist ein psychologisches Problem — von Feuerbach in allem wesentlichen für alle folgenden Zeiten gelöst.

So gesehen, steht sein Lebenswerk wie eine Einheit da. Läßt diese sich auch nicht so kurz, in wenigen hingeworfenen Worten ausdrücken, so drängt sich in der Empfindung doch leicht zu einem, einem einzigen zusammen, was die Menschheit ihm verdankt.

Wenn ein junger Mann, im Pantheon zu Rom stehend, sich in den Anblick dieser Kuppel, der schönsten der Welt, verliert, so zieht ihm leicht der Wunsch durch das Gemüt: wer doch, wie der Baumeister dieses Tempels, einmal in seinem Leben eine solche einfache und doch große Idee hätte, wie die, welche dieser Kuppel zu Grunde liegt — wer doch ein solches einfaches Grundverhältnis, eine einfache und doch zusammengesetzte Formel entdeckte, die in ihrem innern Reichtum sich zu einer ganzen Grundansicht, zu einem Umfange von dieser Größe, einem ganzen Himmelsgewölbe im kleinen ausspannen ließ! Ein solcher Gedanke in seiner ursprünglichen Einfalt und in dem Reichtum seiner Ausführung würde zu einem großen Menschenleben genügen.

Einen solchen Grundgedanken hat Feuerbach gehabt.

Das tiefste Merkmal für das, was in den vierziger Jahren den Namen Bewegungslitteratur erhielt, ist der Mangel jedes Verhältnisses zum offiziellen Deutschland. Das ist es, was ihre Stärke ausmacht, und was ihr die Frische mitgeteilt hat. Unter dem offiziellen Land oder Volk darf hier nicht eine kleine abgegrenzte Welt, ein Ding für sich, verstanden werden, als ob nur auf Hof- und Regierungskreise angespielt würde, nein, der ganze Teil des Volkes, welcher unter normalen Verhältnissen das ganze Volk zu sein scheint, und alles das, was dem Volke entspringt, mit der nationalen Marke stempelt und alle Großthaten in der Vorzeit mit demselben Gepräge gestempelt hat. Mit all diesem, das eine spätere Zeit Bildungsphilisterei genannt hat, stehen die repräsentativen Männer dieses Zeitraumes in gar keiner Berührung. Eine entsprechende Gruppe von Persönlichkeiten und Dichtungen findet sich innerhalb der Litteratur der drei skandinavischen Reiche nicht. Im Norden wurde selbst die oppositionelle Studentenlyrik nach Verlauf ganz weniger Jahre offiziell. Die hervorragendsten deutschen Dichter dieses Zeitraumes sind unabhängig oder machen sich unabhängig vom offiziellen Deutschland und tragen männlich die Folgen davon.

Unter denen, welche sich unabhängig machen, ist Freiligrath der interessanteste. Er wurde in Detmold im Jahre 1810 geboren; er ist der blonde, blauäugige Sohn Westfalens, schwer und robust mit seiner dichten Mähne. Er ist der Sohn eines Schullehrers

und wird gegen seine Neigung zum Kaufmann erzogen; er verdankt jedoch diesem Umstand die Freiheit von klassischen Reminiszenzen, die Bildung durch moderne Litteraturen allein, den Sinn für ferne Gegenden und Klimate, welche der Welthandel in gegenseitige Berührung bringt, und das entschieden moderne Gepräge seines Geistes.

Freiligrath ist nicht, wie sein Vorgänger in der politischen Poesie, Hoffmann von Fallersleben, nur ein fruchtbarer Liederdichter, er ist ein wahrer, inspirierter Poet. Hoffmann, der, selbst eine naive volkstümliche Seele, die alten deutschen Volkslieder studiert hatte, war unerschöpflich in seiner melodieenreichen Polemik gegen Junkerwesen und Büreaukratie, aber er wiederholte sich mit der Einförmigkeit des Volksdichters. Freiligrath hat verhältnismäßig wenig geschrieben, aber jedes seiner Gedichte hat eigene Individualität. Er ist von der neueren französischen und englischen Poesie, aus welcher er so zahlreiche und vorzügliche Übersetzungen geliefert hat, beeinflußt, und er debütiert als erzählender Poet von der Schule Victor Hugos, entwickelt jedoch schnell sein eigenes Gepräge. Er hat in sehr hohem Grade zwei Eigenschaften, die sich selten vereinigt finden: die Fähigkeit, zu malen, und die Innigkeit des Gefühls. Kraft der einen Gabe vermag er Gegenstände aus fremden Weltteilen mit glühendem Kolorit zu schildern, kraft der anderen wurde er der Sänger des Heimatlandes und des häuslichen Lebens. In seiner politisch revolutionären Periode wurde die Innigkeit zum mächtigen Pathos und die Gabe der anschaulichen Ausmalung ging ganz im Dienste des Zorns, der Kampflust und der Entrüstung auf.

In seiner Jugend (1831) empfing er in Amsterdam tiefe Eindrücke vom Meere und von der Schiffahrt. Er folgte in seinen Träumen den vielen Schiffen, welche aus dem Hafen hinausglitten, um nach Afrika, nach Indien, nach der Türkei, nach Amerika zu segeln. Dadurch entstand die Neigung, die Natur dieser Länder, wie sie sich in in seiner Phantasie aufbaute, zu schildern; und Hugos „Les Orientales“ lehrten ihn nicht nur die Farben kennen,

womit solche Stoffe dargestellt werden mußten, sondern gaben ihm auch die metrische Form. Er allein von den modernen deutschen Dichtern versucht es, den Alexandriner der Franzosen, dies in Deutschland so verachtete Versmaß, sich anzueignen und dessen Schönheit zu behaupten. Sonderbarerweise fehlte ihm mit seinem sonst so entwickelten metrischen Sinn in dem Grade das Ohr für die Eigentümlichkeit des Alexandriners, daß er ihn immer durch reine Jamben wiedergiebt, ein Verfahren, das in Deutschland noch heutzutage geübt wird, obgleich es im Norden längst aufgegeben ist.

Sein Gemüt beherrschte die Sehnsucht nach dem Weltmeer und über das Weltmeer hinaus. Im Gegensatze zur damaligen deutschen Dachkammerpoesie gab er — von seiner Kammer aus — Bilder aus den Wüsten Afrikas und aus den amerikanischen Urwäldern. Er strebte nach tropischer Lokalfarbe, bisweilen mit Erfolg, mitunter auch geschmacklos, wirkte sprachlich besonders durch neue, eigentümliche Reime, Reime aus prangenden und schallenden Fremdwörtern, wie „Sykomore“, „Trikolore“ u. s. w. Seine Verse glichen lebendigen Kolibris, wenn sie gelangen — ausgestopften Kolibris, wenn ihre Pracht leblos erschien.

Aber dieser afrikanische Freiligrath ist nicht der beste, der nationale und freisinnige Freiligrath ist mehr wert. Als Herweghs politische Herausforderung ihn aufgeweckt hatte, ging er in sich, legte sich naiv und ehrlich Rechenschaft ab von seinen ihm selbst bis dahin nicht ganz bewußten Sympathieen und Tendenzen und fand dann im Innersten seines Wesens einen unbezähmbaren Freiheitsdrang und ein Mitleid mit den Unterdrückten, das in Haß und erschütternde Erbitterung ausschlagen konnte. Sein Genius beschritt die revolutionäre Bahn und ging auf ihr im Sturmschritte vorwärts, bis er seine Flügel entfaltete und flog. Und von den Lippen des Dichters erklangen Marseillaisen. O, diese Hymnen von Freiligrath aus dem Jahre 1848, sie sind die Begeisterung selbst, die begeisternde Begeisterung! Es findet sich eine Wildheit, ein Glaube, eine revo-

lutionäre Religiosität, eine flammende Ironie, ein jubelnder Siegesrausch in den ersten von ihnen, die edelste Verzweiflung, sublim in ihrem Ausdruck, in den letzten.

Aber auch die leidenschaftlichen Gedichte, die der Revolution vorangehen, sind wert gelesen zu werden. So z. B. die Sammlung „Ça ira“ aus dem Jahre 1846. In jedem der verschiedenen Gedichte, aus welchen sie besteht, ist ein einzelnes anschauliches Bild durchgeführt. In dem ersten stößt ein Fahrzeug vom Lande ab, dessen Name Revolution ist; es ist der große Brander, der Raketen in die scheinheilige Jacht der Kirche wirft und dann mit seiner Kanone gegen die silberne Flotte der Reichen zielt. In einem anderen wird mit einem Thomas Moore entliehenen Motiv die Despotie als der Eispalast dargestellt, welcher um die Frühjahrszeit berstet und schmilzt. Im Gedichte „Wie man's macht“ wird mit ansteckender Leidenschaft die Erstürmung des Zeughauses in einer Hauptstadt so dramatisch lebendig geschildert, daß man alles vor sich sieht, als wäre man mit dabei. Wie die Revolution, die er vorausahnt, näher und näher herannaht, wird seine Dichtung immer gegenwärtiger. Er schildert einen Rheindampfer, der den König und die Königin von Preußen an Bord führt. Der Dampfer erinnert an die deutsche Gesellschaft. Oben auf dem Verdeck genießt die feine Welt die frische Luft, den klaren Sonnenschein, die schönen Rheinlandschaften; aber drunten an der Maschine steht der Proletarier als Maschinist und als Heizer, Herr des Vulkans, der das Schiff treibt und im Gange hält. Ein Ruck, ein Schlag von ihm und das ganze Gebäude, an dessen Spitze der König steht, stürzt zusammen, das Verdeck berstet, die Flammen schlagen aus — doch du böses Element, noch nicht heute! — Aber in einem Gedichte wie „Freie Presse“ greift der Dichter dem Gang der Begebenheiten vor: der Aufruhr soll losgehen, noch ein Tag, und es wird in den Straßen gekämpft. Der Besitzer der Buchdruckerei sagt zu seinen Leuten: Zum Schießen braucht man Blei, aber dem Volke fehlt

Munition, nun gilt es denn, aus den metallenen Alphabeten Kugeln zu gießen, und bald fließt und zischt die glühende Masse in die Kugelformen. Die Zeiten sind so, daß die Typen jetzt nur als Kugeln die Menschheit befreien können.

Die Tage des jungen Deutschland waren vorbei, aber man empfand es, als wäre Deutschland selbst nun jung geworden.

Einen Gegensatz zu Freiligrath bildet durch die Solidität seiner Bildung Robert Prutz (geboren zu Stettin 1816). Er ist ein kritisch, historisch, philosophisch gebildeter Geist, der sich nach vielen Richtungen hin versucht hat, aber doch nur als politischer Dichter von bleibender Bedeutung ist. Von Anfang an war er ein feuriger Mitarbeiter an Ruges Halleschen Jahrbüchern, und zeitig wurde er mit Landesverweisung bestraft. Er ist der Feuerbachianer unter den Dichtern. Er kann zwar in seiner politischen Lyrik ein wenig trocken und phantasielos werden, weil er sich gern so nah wie möglich an die Wirklichkeit hält, aber seine zugleich nüchterne und begeisterte Freiheitsliebe spricht an. Wer ihn einmal lieb gewonnen hat, wird ihn immer lieb behalten, wird sogar seine spätere, als sensualistisch dumm verketzerte Gedichtsammlung „Aus der Heimat" in hohem Grade schätzen; nur sollte er nicht die unglaubliche Geschmacklosigkeit begangen haben, in diese Sammlung ein Widmungsgedicht an seine Frau aufzunehmen.

Das Wertvollste, was er hervorgebracht hat, ist „Die politische Wochenstube" (Zürich 1845), ein kleines aristophanisches Meisterwerk, in welchem es Prutz, dem wärmsten Bewunderer, welchen der Däne Holberg in Deutschland gefunden, geglückt ist, den Witz und den Spott der jüngeren Generation, ihr ganzes Streben und all ihre Hoffnungen, zusammenzudrängen.

Diesem klassisch gebildeten Dichter stand es natürlich an, die aristophanische Form aufzunehmen; leider hat er sich zu streng an sie gehalten. Das Stück ist dadurch ein Kleinod für einen ausgesuchten Leserkreis geworden, anstatt Nahrung fürs Volk abzugeben.

Es ist das Werk eines hoffnungsvollen Träumers: sein Glaube an eine strahlende Zukunft Deutschlands war gerade so lebhaft und mächtig, wie seine Freude am ironischen Niederreißen des Hinfälligen und Morschen; wenn die burlesken Figuren und Einfälle hier wie auf einem idealistischen Goldgrunde hervortreten, so geschieht es, weil der Dichter die Sonne der Zukunft hinter ihnen aufgehen und scheinen sah.

Das Drama beginnt vor dem Hause eines Arztes, der einer Art privater Entbindungsanstalt vorsteht, zu welcher junge Damen aus den höheren Ständen bisweilen ihre Zuflucht nehmen. Aber in der letzten Zeit geht es schlecht mit dem Geschäfte. Er hatte gute Tage, als das Muckertum noch in Königsberg florierte; denn Gottes Segen erwies sich mächtig an den Frommen und „die Busenkreuzbetastelei", die vielen schwärmerischen Umarmungen, trugen Frucht; seit aber die Staatskirche feindlich gegen den Pietismus aufgetreten ist, stehen seine Kammern leer. Es bleibt ihm bald nichts anderes übrig, als Mitarbeiter an der preußischen Staatszeitung zu werden, denn wer nirgends sonst zu gebrauchen ist, findet bei diesem Institut noch sein Brot. Sein Diener Kilian ist hungrig, ihn verlangt nach Essen. Der Doktor rät ihm, seinen Magen exstirpieren zu lassen und zieht schon das Messer hervor: dann wird er niemals mehr hungern, und welche Verdienste würde er er sich nicht um die Menschheit erwerben, wenn er den lebendigen Beweis dafür lieferte, daß sich eine solche Operation ausführen läßt! Denn an welcher Klippe scheitert heutzutage die Tugend? Warum nahm Freiligrath die königliche Pension an? Weshalb läßt sich Dingelstedt brandmarken? Der Magen ist es, alles geschah um des Magens willen.

Das Gespräch wird unterbrochen, denn als Bettler verkleidet nähert sich Schlaukopf. Er deklamiert im Stil des Nibelungenliedes etwas Patriotisches über den Cherusker Hermann, sammelt zu einem Denkmal für den Nationalhelden, und als der Doktor

unvorsichtig genug ist, diese Statue eine Vogelscheuche, ein Ungetüm, ein Männeken-Pis der Freienrheinbegeisterung mit einem Lerchenspieße zu nennen, erklärt ihm Schlaukopf, das solle er wenigstens mit zwölf Jahren Zuchthaus entgelten. Als sie ins Handgemenge kommen, behält der Doktor die falsche Nase Schlaukopfs in der Hand, und erkennt in ihm seinen Jugendfreund, vormaligen Sozialisten und Freiheitssänger, Republikaner und Königsmörder, nun zum Wirklich-geheimen-königlichen Leibspion avanciert. Sie fallen einander in die Arme und Schlaukopf teilt sein Anliegen mit, doch erst nachdem er sich überzeugt hat, daß der Doktor keinen genierenden oder rebellischen politischen Glauben hege. Als dieser, verstehend, welch einen mächtigen Mann er vor sich hat, knieend ihn versichert, daß er überhaupt an nichts anderes glaube, als daß die Thaler rund seien, rückt Schlaukopf mit dem Geheimnis heraus: Deutschland, das Vaterland, Luthers und Friedrichs Deutschland, die blondgelockte Königin Germania sei schwanger.

Der Doktor ist ein wenig ungläubig. Könnte das nicht Wassersucht sein, entstanden durch die neugestifteten Mäßigkeitsvereine? — Nein, sie ist schwanger, und das einzige Sonderbare daran ist nur, daß die Zeitungen, die doch sonst immer getreulich melden, wenn ähnliches den Königinnen oder Prinzessinnen passiert, nichts darüber mitgeteilt haben. — Und nun teilt Schlaukopf die beseligende Neuigkeit mit, daß der Doktor als erfahrener Accoucheur zum Arzt der Germania ausersehen worden sei. Er und kein anderer soll sie entbinden. Der Doktor tanzt vor Freude, verlangt eine Apanage und einen Orden zur Belohnung und bittet Schlaukopf die Dame zu holen; aber sieh — da ist sie schon.

Sklaven, die das rechtlose Volk vorstellen sollen, tragen die Germania herein auf einem vergoldeten Stuhl. Sie ist eine Blondine mit fettem, freundlichem Gesicht, breitem Mund, blaßblauen Augen. Als Germania wird sie begrüßt, gefeiert, besungen. Aber aus einem vertraulichen Zwiegespräch mit Schlaukopf erfahren wir,

daß sie garnicht diejenige ist, wofür sie sich ausgiebt. Er fragt sie aus, ob sie sich wirklich in gesegneten Umständen befinde; sie antwortet, das müsse er selbst am besten wissen, er und die anderen, welche er zu ihr geführt. Von der Straße hat er sie aufgelesen und zu ihrer Rolle dressiert. Sie ist die offizielle Germania — und sie hat alles gethan, was die schlauen Köpfe ihr zu thun befahlen: gelächelt, genickt, auf den Knieen gerutscht und Gebete geplappert. So ist sie auch auf Befehl schwanger geworden. Er schimpft sie und droht ihr mit Prügeln; sie höhnt ihn und droht ihrerseits fortzulaufen; dann mag er sehen, woher er wieder eine Germania bekommt.

Aber im Dunkel der Nacht ist indessen ein fremdes, unbekanntes Weib auf der Straße vor dem Hause erschienen. Abgehetzt und heruntergekommen sieht sie aus. Sie hat kein Fleckchen, auf dem ihr geächtetes Haupt sich ausruhen darf. In einem Lustrausch, sagt sie, schlummert nun auf Seide die, welche man statt meiner erhöht hat und freventlich mit meinem Namen ruft, während ich, die Echtgeborene, einer Bettlerin gleich, meine königliche Stirn im Dunkel verbergen muß. Sei denn, o Stein, mein Kopfkissen! Auf nacktem Stein ist ja gleich seiner Königin mein Volk gebettet.

Als zur nächtlichen Stunde plötzlich jemand Germania! ruft, antworten zugleich die Wöchnerin im Hause und die Fremde auf der Straße. Und als dadurch Verwirrung und so großer Lärm entstehen, daß Gendarmen herbei eilen, wird eine Untersuchung darüber angestellt, wer von den zweien sich einen falschen Namen angeeignet habe. Wahrlich nicht ich, antwortet die Unbekannte Herrn Schlaukopf. Sie behauptet, daß er es ist, der ihren Namen geraubt, um die freche Stirn seiner Buhlerin damit zu schmücken, und sie schließt: Schmach über Euch beide! Ich allein bin die wirkliche, die rechte Germania. — Kilian kann sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie, die so mager und schlank, die richtige sein könne. Die Sklaven aber fühlen den süßen Klang

ihrer Stimme in ihr Herz dringen. Der Diplomat Schlaukopf allein verliert die Fassung nicht:

> Allein, so thut ein wenig nur die Augen auf,
> Zu sehen braucht Ihr diese da und jene nur,
> So ist's ja klärlich, welche hier die Rechte sei;
> In Lumpen jene, diese jedoch im seidnen Rock;
> Die abgemagert, hungerbleich, ein Schattenbild,
> Verbannt zu Bettlern, selber eine Bettlerin;
> Höchst stattlich diese, wohlgenährt, anmutiglich,
> In hoher Herren ehrender Festgenossenschaft,
> Ja selbst gesegneten Leibes ist sie, wie Ihr seht.

Auf diesen Vergleich zwischen der Herrlichkeit der Rivalin und ihrer eignen Armut antwortet die Fremde mit Würde:

> Wohl spotte mein! In meine Wunden lege Du
> Die blutbefleckten, diebsgewandten Finger mir!
> Auf meine Lumpen speie Du, und rühme Dich,
> Weil ich ein armes, heimatlos, vertriebnes Weib,
> Du weißt am besten, wessen Hand mein Blut vergoß,
> Und wer vom Haupt die Krone mir gerissen hat.
>
> — — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Ihr bautest Du Paläste, mir Gefängnisse.
> Ihr schmeichelten Deine Schergen, mich verfolgten sie —
> Dir aber sag ich, Schattenkönigin, o Du,
> Die Du mit Zittern meines Namens Dich erfrechst!
> Hinweg! verbirg Dich! Räume Du den Platz, der mir
> Allein gebührt! Denn Eure Herrscherin bin ich.

Und die Sklaven verneigen sich gegen die Fremde, die nicht im Königsgewande, sondern in zerrissenem Linnen gekommen ist und bettlerhaft einhergeht wie sie selber, und sie fragen einander, ob sie nicht die erwartete Retterin sei, welche ihr Joch zerschlagen und den Blitz der Freiheit in die schlaftrunkene Welt werfen wird. Doch nun werden beide Frauen aufgefordert sich zu legitimieren, und mit den Worten: „Dies ist ein Kampf des Legitimitätsprinzips“, fängt Schlaukopf an seiner Dame zu soufflieren.

Die offizielle Germania, die fette Blondine, welche anscheinend die Zukunft des Landes unter ihrem Herzen trägt, damit prahlt

und infolgedessen Ehrfurcht und Schonung verlangt, beginnt nun die Litanei ihres Lebenslaufes: wie sie in urältester Zeit im Walde auf zottigem Bärenfell lag und zum schäumenden Met Buchecken und Eicheln aß. Der Doktor, Kilian und Schlaukopf rufen: Buchecken und Eicheln. — Das ist sie! Sie erzählt weiter, wie sie in die Schule zu den Pfaffen gebracht wurde, auf das Kruzifix dicht mit der Nase gedrückt christlich germanisch wurde, Klöster dotierte, Kirchen baute und dem Papst den Pantoffel küßte u. s. w. — und der Chor antwortet: Das ist sie! Sie teilt ferner mit, wie sie sodann sich friedlich entwickelt, sich von jedem, der wollte, nasstübern ließ, bis sie es soweit in der Loyalität gebracht, daß, wenn der Herr nur pfeift, sie flugs zur Hand ist, Schildwache stehen und den Stock apportieren kann, kurz gesagt „ein vollkommener Pudel“ ist, und der Chor jubelt wie vorher: Das ist sie! Dann schließt sie: Wenn es Gott und dem König gefällt, soll's in der Zukunft auch so bleiben. Jetzt bin ich, wie Ihr seht, auf Ministerbefehl gesegneten Leibes. So verteidigt mich nun! Ihr Gendarmen, erkennt mich an als die einzige Germania, als Deutschtumsvollblut und verlaßt Euch darauf, zum Gendarmen werde ich mein Söhnlein erziehen!

Die Gendarmen finden Vernunft in der Rede, und Schlaukopf triumphiert schon über das Verstummen der Landstreicherin. Aber sie entgegnet: Ruhmredig sei nicht ihre Art, auch habe sie wenig, dessen sie sich rühmen könne, weil ihre Saaten in der Zukunft ruhen:

> Dies aber freilich zugestehen will ich Dir,
> Daß sie ein Deutschland allerdings, ein echtes, ist:
> Regierungsdeutschland, offizielles, Bundestags —
> Doch nicht des Volkes! dieses, wahrlich, kennt sie nicht,
> Noch ihres Stammbaums fabelhafte Litanein.

Und sie ruft die gefesselten Sklaven an, ihr zu Hilfe zu kommen und sie als die anzuerkennen, die sie ist. Doch im selben Augenblick wird die andere Germania von heftigen Wehen erfaßt. Mit

einer Explosion platzt sie wie ein Bovist, fährt in die Luft und ist verschwunden, und aus all dem Rauch, welcher die Bühne füllt, entfalten sich nach und nach Nebelgestalten — nach Jerusalem pilgernde Mönche, Romantiker, die das heilige Mittelalter lobpreisen, Gänse, die darüber trauern, daß der Schwanenorden noch nicht fertig geworden, und moderate Freisinnigen, welche den Refrain anstimmen:

Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß der preußische Fortschritt nachkommen kann!

Dann zerbrechen die Sklaven ihre Ketten, stürzen vor der Fremden nieder und huldigen in ihr der echten Germania, welche, jungfräulich noch, dereinst die Mutter des zukünftigen Herrschers werden wird.

Das Sinnbild ist kräftig und schön, und es war nicht unwahr. Nicht das unterjochte und zersplitterte Deutschland, welches damals als das fruchtbare und zukunftsreiche ausgeschrieen wurde, sondern die damals verfolgten und verhöhnten Freiheitsbestrebungen gebaren die Zukunft des Deutschen Reiches. Es wirkt etwas störend, daß die wahre Germania so gar keine Vorzeit, gar keinen Stammbaum haben und daß all ihre Kraft und Herrlichkeit in der Zukunft liegen soll. Der Gedanke an einen solchen historischen Bruch hatte für jene Zeit eine Möglichkeit, ja eine Wahrscheinlichkeit, die uns völlig fremd geworden ist.

Aber das war in diesem radikalen polemischen Gedicht volle Wahrheit, daß sich das offizielle Vaterland allerorten alles aneignet, was der Genius des Volkes in der Vorzeit hervorgebracht hat, auch alle alten nationalen Größen, selbst wenn deren Leben ein unaufhörlicher Kampf gegen das ganze offizielle Wesen war.

Selbst die, welche das offizielle Vaterland des Landes verwies, oder im Gefängnis hielt oder köpfte — selbst deren Bildnisse trägt es um den Hals. Und zu allen Zeiten wird gesagt, daß das offizielle Vaterland die Zukunft in seinem Schoße trage. Es giebt

sich nicht nur zu jeder Zeit dafür aus, die Gegenwart zu sein, weil die Existenz aller mit seinem Bestehen verknüpft ist, sondern es heißt auch, daß es die neue Zeit unter seinem Herzen trage, und es verlangt die Schonung, die Rücksicht, die einer schwangeren Königin erzeigt wird. Und immer giebt es für die Denkenden eines Volkes zu gleicher Zeit ein anderes Vaterland, ein nicht anerkanntes, ein verleugnetes. In die Nationalfarben hüllt es sich nicht, und Nationalgesänge werden nicht angestimmt, wo man dessen Gegenwart verspürt. Es ist jedoch allerorten gegenwärtig, wo in dem Geiste gefühlt und gehandelt wird, welcher derjenige der vorzüglichsten Männer des Landes war. Ihm huldigt die ganze denkende Jugend des Volks. Der gemeine Mann steht ihm näher, als die offiziellen Machthaber des Landes. Die Zukunft gehört diesem Vaterland allein.

XXVIII

Es gab damals aufwärtsstrebende Geister, wirkliche Dichter, welche abseits von der gewöhnlichen Bahn der Litteratur während dieser Jahre standen. Es waren Männer wie der ausgezeichnete Dichter Eduard Mörike (geb. 1804), der letzte Schößling der schwäbischen Schule, der den Rahmen der Schule sprengte und als Dichter zumeist als ein Sproß vom Stamme Goethes zu betrachten ist: ein Poet von gediegenster Genialität, der idyllische, schalkhafte Sänger des seelischen Lebens, der Verfasser des unsterblichen Gedichtes: „Denk es, o Seele!" Es waren Männer wie der Thüringer Otto Ludwig und der Dithmarscher Friedrich Hebbel, die zwei kräftigsten Sonderlinge der neueren deutschen Litteratur, beide im Jahre 1813 geboren, beide ihre verschiedenartigen Eigentümlichkeiten erst nach dem Jahre 1848 entfaltend, zwei knorrige Eichenstämme mit reichem Laubwerk außerhalb des Waldes stehend. Nur Ein Charaktermerkmal haben sie von der Zeit, in welche ihr Jünglingsalter fiel, erhalten, den eigentümlich düsteren Trotz, der die Grundlage des Wesens beider ist. Mehr ihnen selbst eigen ist eine Vereinigung von Melancholischem und Scharfsinnigem mit einem Hang zum derben Realismus; sie sind Vorboten des Wirklichkeitsstudiums und der Wirklichkeitstreue einer späteren unpolitischen Zeit. Sie haben aber nicht das gemeinsame Merkmal der vormärzlichen Dichter: die lichte Begeisterung, die Richtung nach außen zum öffentlichen Leben und das Streben nach durchgreifender Gesellschaftsreform oder, im Notfalle, nach durchgeführter Umwälzung.

Dieser Hang, im Verein mit der philosophischen Klarheit,
lche der Schule Hegels und Feuerbachs entstammt, tritt vielleicht
n schärfsten bei einem Geiste, dessen Werke mit Unrecht heutzutage
vas in Vergessenheit geraten, hervor. Es ist ein mit Ludwig und
ebbel gleichalteriger Dichter, der jung, nur einunddreißig Jahre
t, starb und nicht die Märzrevolution erlebte. Sein Name ist
riedrich von Sallet. Er war ein Autodidakt, der mit Erfolg eine
ündliche und umfassende Bildung zu erreichen strebte, ein Cha-
kter, in dessen Festigkeit es weder Bruch noch Riß gab. Er
reint in sich den ganzen Tiefsinn des Zeitalters mit dessen am
iteſten gehenden, leidenschaftlichen Freisinn. Als er im Jahre
31 als Offizier verabschiedet wurde, lebte er von da an nur der
teratur.

Von Sallets Arbeiten ist sein „Laien-Evangelium" am meisten
kannt geworden; es ist eine Art Erbauungsbuch für Freidenker, eine
edichtsammlung, worin die einzelnen Begebenheiten in den Evange-
im symbolisch im modernen Geiste erzählt und ausgelegt werden. Er
ginnt jedes Gedicht mit einer Erzählung oder Lehre aus der Schrift
id versucht dann, den ewigen, bleibenden Kern darin darzustellen,
ährend er die geschichtlichen oder mythischen Schalen fortwirft.
ngefähr wie in Oehlenschlägers „Das Evangelium des Jahres" ist
e Auslegung nicht selten bei den Haaren herbeigezogen; während
ehlenschläger aber immer das Metrum wechselt, ist Sallets Werk
anz und gar in Einem Versmaß geschrieben, was unleugbar eine
ewisse Eintönigkeit herbeigeführt hat. Das Buch erinnert durch
ine Form an ein etwas älteres Werk, an Leopold Schefers „Laien-
brevier"; aber es ist kein geringer Unterschied zwischen Schefers
eicher Zufriedenheit mit der göttlichen Einrichtung des Weltalls
nd Sallets ungeduldigem Drange zum Eingreifen in den Gang
er Geschichte. Ein wenig kann das Buch auch an Rückerts
Weisheit der Brahmanen" erinnern; nur daß die Lehre Sallets
ne Weisheit voll flammenden Zornes gegen Lüge und Geistlosig-

XXVIII

Es gab damals aufwärtsstrebende Geister, wirkliche Dichter, welche abseits von der gewöhnlichen Bahn der Litteratur während dieser Jahre standen. Es waren Männer wie der ausgezeichnete Dichter Eduard Mörike (geb. 1804), der letzte Schößling der schwäbischen Schule, der den Rahmen der Schule sprengte und als Dichter zumeist als ein Sproß vom Stamme Goethes zu betrachten ist: ein Poet von gediegenster Genialität, der idyllische, schalkhafte Sänger des seelischen Lebens, der Verfasser des unsterblichen Gedichtes: „Denk es, o Seele!" Es waren Männer wie der Thüringer Otto Ludwig und der Dithmarscher Friedrich Hebbel, die zwei kräftigsten Sonderlinge der neueren deutschen Litteratur, beide im Jahre 1813 geboren, beide ihre verschiedenartigen Eigentümlichkeiten erst nach dem Jahre 1848 entfaltend, zwei knorrige Eichenstämme mit reichem Laubwerk außerhalb des Waldes stehend. Nur Ein Charaktermerkmal haben sie von der Zeit, in welche ihr Jünglingsalter fiel, erhalten, den eigentümlich düsteren Trotz, der die Grundlage des Wesens beider ist. Mehr ihnen selbst eigen ist eine Vereinigung von Melancholischem und Scharfsinnigem mit einem Hang zum derben Realismus; sie sind Vorboten des Wirklichkeitsstudiums und der Wirklichkeitstreue einer späteren unpolitischen Zeit. Sie haben aber nicht das gemeinsame Merkmal der vormärzlichen Dichter: die lichte Begeisterung, die Richtung nach außen zum öffentlichen Leben und das Streben nach durchgreifender Gesellschaftsreform oder, im Notfalle, nach durchgeführter Umwälzung.

Dieser Hang, im Verein mit der philosophischen Klarheit, welche der Schule Hegels und Feuerbachs entstammt, tritt vielleicht am schärfsten bei einem Geiste, dessen Werke mit Unrecht heutzutage etwas in Vergessenheit geraten, hervor. Es ist ein mit Ludwig und Hebbel gleichalteriger Dichter, der jung, nur einunddreißig Jahre alt, starb und nicht die Märzrevolution erlebte. Sein Name ist Friedrich von Sallet. Er war ein Autodidakt, der mit Erfolg eine gründliche und umfassende Bildung zu erreichen strebte, ein Charakter, in dessen Festigkeit es weder Bruch noch Riß gab. Er vereint in sich den ganzen Tiefsinn des Zeitalters mit dessen am weitesten gehenden, leidenschaftlichen Freisinn. Als er im Jahre 1831 als Offizier verabschiedet wurde, lebte er von da an nur der Litteratur.

Von Sallets Arbeiten ist sein „Laien-Evangelium" am meisten bekannt geworden; es ist eine Art Erbauungsbuch für Freidenker, eine Gedichtsammlung, worin die einzelnen Begebenheiten in den Evangelien symbolisch im modernen Geiste erzählt und ausgelegt werden. Er beginnt jedes Gedicht mit einer Erzählung oder Lehre aus der Schrift und versucht dann, den ewigen, bleibenden Kern darin darzustellen, während er die geschichtlichen oder mythischen Schalen fortwirft. Ungefähr wie in Oehlenschlägers „Das Evangelium des Jahres" ist die Auslegung nicht selten bei den Haaren herbeigezogen; während Oehlenschläger aber immer das Metrum wechselt, ist Sallets Werk ganz und gar in Einem Versmaß geschrieben, was unleugbar eine gewisse Eintönigkeit herbeigeführt hat. Das Buch erinnert durch seine Form an ein etwas älteres Werk, an Leopold Schefers „Laien-Brevier"; aber es ist kein geringer Unterschied zwischen Schefers weicher Zufriedenheit mit der göttlichen Einrichtung des Weltalls und Sallets ungeduldigem Drange zum Eingreifen in den Gang der Geschichte. Ein wenig kann das Buch auch an Rückerts „Weisheit der Brahmanen" erinnern; nur daß die Lehre Sallets eine Weisheit voll flammenden Zornes gegen Lüge und Geistlosig-

keit und keine friedliche Sammlung goldener Lebensregeln, wie diejenige Rückerts, war. Sallet vergleicht in einem einleitenden Gedicht seine Vorgänger in der orientalischen Dichtung mit jenen Königen des Morgenlandes, die dem Lichtgedanken Weihrauch, Gold und Myrrhen darbrachten, aber danach in ihr morgenländisches Traumleben zurücksanken. Nun will, sagt er, der Gedanke die Völker des Ostens und Westens von neuem erwecken. Hierin liegt es, daß er in seinem Eifer, seinen Idealen im abendländischen Geiste das Wort zu reden, dem Kolorit gegenüber gleichgültig blieb, und die Klippe, an welcher seine Dichtung scheitert, ist denn auch die: eine allzu direkte, moderne Didaktik.

Viel wertvoller ist die Sammlung von Sallets Poesieen „Gedichte“, in welcher wiederum der politischen Abteilung der Vorrang gebührt.

Er schildert den schlummernden Riesen. Auf seinem Haupte und seiner Brust tummeln sich zwergartige Gäste. Sie setzen sich auf ihren Stühlen in seinen offnen Mund und sagen einander Komplimente, sie essen auf seinem Bauche zu Mittag und versichern, es sei seine Pflicht zu schlafen; thue er es nicht, so würden sie ihn mit Nadelstichen peinigen. Sie meinen, Gott habe den großen Riesen nur geschaffen, damit sie ihr lustiges Spiel auf ihm treiben. Erhöbe sich aber der Riese nur einmal aus seinem Schlafe, so würden sie alle kopfüber hinunterpurzeln; er, der Poet, thue nichts anderes, als den Riesen mit seinem Papier um die Nase zu kitzeln, in der Hoffnung, er möchte nur einmal niesen — dann müsse all das Pack zerstieben. Und er schließt:

Wach auf, daß Du den Unfug weißt!
Leicht kannst Du ihn verjagen. —
Ich weiß auch, wie der Riese heißt,
Doch darf ich es nicht sagen.

Anstatt das Volk als Volk, redet er in einem anderen Gedichte „Ecce homo“ den Menschen als Menschen an: Dort steht

die uralte graue Domkirche und dort das uralte Königsschloß. Still schauen sie auf den Strom der Menschheit herab, wie ein Geschlecht ums andere darin zerfließt. Jahrhunderte hindurch tönt aus ihnen Geläute und Gesang, so oft der Eid in ihnen abgelegt wird — wir sind im Vergleich mit ihnen Eintagsfliegen. Die Thoren predigen Ehrfurcht vor diesen Kartenhäusern. — Denn was sind sie anders als Kartenhäuser, die sich die Menschheit in ihrer Jugend erbaut hat. Der Mensch kann sie umstürzen, wie er sie gebaut, und er kann andere an ihre Stelle bauen. Himmel und Erde sind ein weicher Teig, den formt der Mensch, wie's ihm beliebt.

Mitunter schlägt Sallet einen leichteren, scherzenderen Ton an. Wie heißt der alte Mann, den alle Menschen, doch die guten Deutschen ganz besonders, lieb haben, wenn er auch niemals das geringste Tüchtige ausgerichtet hat? Er steht auf der Kanzel, er exerziert, er sitzt zu Gericht, er liest an Universitäten und seine Stimme hat im Staatsrat viel Gewicht. Wenn einer mit hundert Schritten das macht, was man mit einem Sprunge thun könnte, so nennt er das alte, gute Sitte und sieht es sich behaglich an. Doch willst Du etwas Großes und Eigenes schaffen, da wird er plötzlich laut, schmäht und bekläfft Dich, bis allen Menschen vor Dir graut. Er hat weder Witz noch Mark, der alte Herr, und dennoch herrscht er fast allmächtig, und wer ihn besiegen will, muß löwenstark sein. Sein wahrer Name ist kein Geheimnis, es ist der alte Schlendrian.

In einem verwandten Stile hat er parodistische Gedichte geschrieben, wie dieses über die ihn täglich plagende Zensur:

Kennst Du das Land, wo Knut und Kantschu blühn,
Den Steiß von Zarenliebe machend glühn,
Wo man das Zeitungsblatt schwarz überstreicht,
Daß preußisch Landtagsgift ins Volk nicht schleicht,
Kennst Du es wohl? Dahin, dahin,
Möcht ich mit Dir, geliebter Zensor, fliehn.

Doch zorniger noch als auf die Zensoren ist er auf die zahmen Propheten. Die Mumie, sagt er, muß auseinander fallen, sobald nur

eine Hand auf sie schlägt, nachdem sie aus den dumpfen Hallen hinauf ans Tageslicht gebracht worden ist; doch unbeschädigt bleibt sie stehen, falls keine Hand sie berührt. Er schmäht diejenigen, welche meinen, daß alles von selbst, kraft der geschichtlichen Entwickelung geschehen werde. Das schlimmste Wort ist ihm: es muß ja vorwärts gehen, es kann ja nicht so bleiben. So lange die Welt steht, ist noch niemals etwas von selbst geschehen.

Da es der Zensur wegen ihm unmöglich war, an dem Königtum zu rühren, erzählt er in guten Versen seine Parabel von dem Bären. Ungefähr wie man Wölfe in einem Käfig am Kapitol sieht, so findet der Reisende im Stadtgraben Berns den Bären als Symbol der Stadt. Sallet nimmt aus dieser lokalen Eigentümlichkeit Anlaß zu einer Erzählung: Vor Anno Olim hielten sie im Kanton Bern einen Bären und ließen dieses brave Thier auf ihre Kosten sich etwas zu gute thun, während sie stets aufpaßten, ihm die Klauen zu scheren, um nicht selbst zerrissen zu werden. Fragte man sie, was der Bär eigentlich Nützliches thäte, und ob sie das nicht erklären wollten, antworteten sie höchst verwundert: erklären? was soll er thun! Er ißt sich satt, bewegt sich gravitätisch, brummt, kurz gesagt, er ist halt unser Bär. Und fragte man sie, wozu sie ihn hielten? lautete die Antwort: es hielten ihn schon die Alten. Wir sind verloren, wenn er uns stirbt. Und fragte man von neuem: warum? so hieß es einfach: schweigt, sonst spalten wir euch den Schädel. —

Eines Tages erscholl Lärm und Geschrei, war Rennen und Jammern. Der Bär war gestorben. Der Todesfall kam plötzlich, in der Eile war kein neuer Bär zu bekommen und überall erscholl der Klageruf: Nun ist es aus mit dem Kanton Bern! Auf, ihr wackern Jägerknaben, eilt hinaus und fangt einen neuen Bären für uns ein!

Sie jagen durch Berg und Schlucht und finden keinen Bären. Doch wunderbar! Das Obst wächst auf den Bäumen, das Korn und der Wein reifen, es ist, als ob nichts in der Natur sich um ihren Jammer kümmere. Und die Sonne geht jeden Tag von

neuem auf, obgleich sie den Bären tot gesehen hat — und die Welt steht noch. Was soll man dazu sagen? —

So witzig auch die Parabel ist, so wird sie doch kaum irgend einen Anhänger der Monarchie von deren Überflüssigkeit überzeugen. Sallet greift nur den thörichten Kultus des für unentbehrlich angesehenen Symbols an, aber er widerlegt nicht im geringsten die Vorstellung von dem Ersprießlichen darin, daß die höchste Stellung dem Wettkampf entrückt ist, welche gewöhnlich zum Vorteil der Krone geltend gemacht wird. Doch seine ganze Seele hat er in das Gedicht, das den Titel „Aut — Aut“ führt, gelegt. Es wurde für die zeitgenössische Jugend eine Losung:

> Die ihr den großen Kampf der Zeit
> Ausfechten wollt, herbei ihr Ritter!
> Sprecht, welcher Sach' ihr Euch geweiht,
> Sprecht frei durchs offne Helmgegitter!
> Entweder, oder!
>
> Für Fürstenmacht, für Volkesrecht?
> Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
> Republikaner oder Knecht?
> Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
> Entweder, oder!

Und das Gedicht schließt mit einer Hinweisung auf die bald erstehende Zeit, wo der letzte von drüben oder hier mit gespaltenem Schädel sich im Sande rollen werde.

Sallet, der schon im Jahre 1847 starb, erlebte nicht jene Entscheidung, welche er so leidenschaftlich ersehnt hatte. Bald danach aber war die Zeit gekommen, wo sich die Gewitterwolken zusammenzogen und wo die Vögel niedrig zu flattern begannen. Wir nahen uns dem Jahre 1848.

Die Litteratur fährt in Sallets Spuren fort. Aus allen Gegenden Deutschlands schallen die Aufforderungen, die That das Wort ablösen zu lassen. Hier begegnen sich die Stimmen von Norddeutschland, vom Rhein und von der Schweiz mit denen der fernen

österreichischen Dichter Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann.

Karl Beck, der Sohn eines Ungarn und einer ungarischen Jüdin, geboren zu Baja im Jahre 1817, zuerst Student der Medizin in Wien, später durch Gustav Kühne in die Litteratur eingeführt, gab eine Reihe von Gedichtsammlungen heraus, welche durch ihre wahren lebendigen Schilderungen der ungarischen Natur und des magyarischen Volkscharakters Aufsehen erregten. Man kann insofern Karl Beck mit dem fünf Jahre jüngeren ungarischen Nationaldichter Petöfi vergleichen. In seiner Eigenschaft als Freiheitsdichter kann er als Börnes einziger hervorragender Schüler betrachtet werden. Er ist wie Börne ein Vorkämpfer des jüdischen Stammes, des Proletariats und der politischen Freiheit. Alttestamentlicher Stil und prophetisches Pathos vermischen sich bei ihm mit Beeinflussungen der neuesten deutschen und französischen Oppositionslitteratur. In der österreichischen Poesie hat er zunächst Anastasius Grün und Lenau zu Vorgängern. Er hat nicht die gründliche Bildung eines Prutz, aber brennendere Farben, die Glut der Stimmung, die Anschaulichkeit des Ausdruckes und die Lyrik einer erbitterten Begeisterung. Er gehörte indessen zu denen, welche zwar den Ausbruch der Revolution mit Freuden begrüßten, die jedoch durch den Sieg der Reaktion dazu gebracht wurden die Tonart zu wechseln. Als der großartige Aufstand der Ungarn bezwungen war, richtete er — doch wahrscheinlich am meisten um Gnade für die gefangenen Helden zu erwirken — an den Kaiser von Österreich ein Gedicht voll Schmeichelei, das seine alten Kampfgenossen entrüstete. Sie erinnerten sich, daß er vor der Katastrophe Republikaner und Sozialist gewesen, er, der jetzt nach dem Falle Ungarns als der loyale österreichische Unterthan auftrat.[1]

Alfred Meißner (geb. 1822 in Teplitz) und Moritz Hartmann

[1] Vergl. Moritz Hartmann, Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Fünftes Kapitel, Apostel und Apostaten.

(geb. 1821 zu Duschnik) sind die bedeutendsten deutschen Lyriker Böhmens, gleich feurig in ihrer politischen Freiheitsbegeisterung.

Meißners trauriges Ende darf niemanden die Augen vor seinem vollständig echten und zuverlässigen poetischen Talente schließen lassen. Es ist und bleibt zwar ein trauriges Stück Unnatur, daß einer von Deutschlands hervorragendsten Lyrikern nach einer ruhmvollen Jugend sich dazu herabließ, einem untergeordneten Schriftsteller seine Manuskripte abzukaufen und diese untergeordnete Produktion mit der eigenen vermischt erscheinen zu lassen. Aber das mindert nicht seinen Wert als Verfasser der vorzüglichen Gedichte, die er selbst geschrieben hat. Man lese nur seine flammenden Erinnerungsgedichte an Byron und George Sand, und man lernt Proben einer revolutionären Beredsamkeit kennen, der die Jugend der vierziger Jahre mit Recht nicht widerstehen konnte.

Moritz Hartmann, sein Altersgenosse und Landsmann, ist eine Gestalt von anderem Metall, ohne Tadel, ein seltener Sänger und ein Held. Kein deutscher Dichter hat von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Tode die Freiheit treuer und leidenschaftlicher geliebt als er; keiner hat so oft und rücksichtslos sein Leben für sie aufs Spiel gesetzt.

Hartmann, einer der schönsten Männer, die das Auge erblicken konnte, wurde in einem kleinen böhmischen Dorfe von jüdischen Eltern geboren. Das Geschlecht entstammte einer spanischen Emigrantenfamilie, deren eigentlicher Name Duros war, welchen sie ins Deutsche übertragen hatte. Er besuchte die Schule zu Prag und sah dort als Knabe die traurige Einfahrt Karls des Zehnten in die Stadt. Er sagte sich, nur dreizehn Jahre alt, vom religiösen Glauben seiner Familie los; er litt schon als Kind durch die Nachricht vom unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution. Als Student lernte er Lenau kennen, den er mit der Begeisterung eines Jünglings und eines Schülers umfaßte. Von Jugend auf hat er Tschechisch und Deutsch gesprochen, und seine erste Gedicht-

sammlung „Kelch und Schwert“ enthält zahlreiche Ausdrücke seiner Liebe zur tschechischen Sprache, welche er neben die polnische stellt und auf Kosten der russischen erhebt. Doch fühlte er sich gegenüber den politischen Sympathieen der Tschechen für die Russen und dem Haß derselben gegen alles Deutsche nur als Deutscher.

In „Kelch und Schwert“ (1845) ist Hartmann zunächst Böhme. Schon das kleine Gedicht, welches als Motto der Sammlung vorangestellt ist, legt Zeugnis davon ab:

Der ich komm aus dem Hussitenlande,
Glaube, daß ich Gottes Blut genossen,
Liebe fühl ich in mein Herz gegossen,
Lieb' ist Gottes Blut — mein Herz sein Kelch.

Der ich komm aus dem Hussitenlande,
Glaube an die fleischgewordnen Worte,
Daß Gedanken werden zur Kohorte
Und jedwedes Lied ein heilig Schwert.

Wie man sieht, fühlt er sich annähernd als Hussit in dem Lande, aus dem die befreiende Lehre von Huß heutzutage verdrängt ist, und er legt die alte böhmische Streitfrage über den Kelch im Sakrament des Abendmahls in modernem, ja im Feuerbachschen Geiste aus. In einem Gedichte über die deutschen Freiheitslieder sucht er Deutschlands Lyriker darüber aufzuklären, daß der Gesang nicht der rechte Hammer sei, um Fürstenherzen zu sprengen, und daß die Freiheit dem Weibe gleicht und nicht durch Worte allein gewonnen wird. Für die Polen fühlt er, als wäre er selbst ein Pole. Man sieht, daß er eine junge Polin liebt, und durch das Verhältnis zu ihr hat er sich in seinem Herzen zu ihrem Landsmann umgestaltet. Das Gedicht „An C. . . . . a“ ist eines der schönsten Gedichte, welches das Mitgefühl mit den Polen außerhalb Polens geschaffen hat. Hartmann kann ab und zu weitläufig und im Ausdrucke alltäglich werden. Am häufigsten ist jedoch seine Form konzis, sein Stil dramatisch, und er hat die Gabe, eine Szene unvergeßlich in die Erinnerung des Lesers einzubrennen.

Man lese z. B. das Gedicht „Die Drei" über die drei Vertriebenen, welche sich in einem Wirtshause auf der ungarischen Pußta treffen und in der Stille der Nacht stumm bei ihrem Glase sitzen, bis einer sein Glas mit dem Rufe erhebt: Dem Vaterland! Der erste der Fremden ist ein Zigeuner, der zweite ein Jude, der dritte ein Pole. Ein Vaterland hat keiner von ihnen — und alle drei sitzen wieder stumm bei ihren Bechern.

Noch leidenschaftlicher als Polen wird Böhmen beklagt, „der arme Hirsch, der sich tief im Walde verblutet". Nur die Musik hat Böhmen übrig; sie erweckt durch ihre Weichheit das Mitleid mit ihm überall, sie singt und seufzt und schmilzt durch ihre geheimnisvollen Melodieen die Herzen. Auf diese erste Gedichtsammlung schon paßt das Wort, welches der Dichter über sich selbst in der folgenden Sammlung ausgesprochen hat. Es ist kein Gesang darin, den nicht die Freiheit, „die schönste und edelste aller Musen", auf die Stirn geküßt hat. Deshalb schon hier der offene Haß gegen das Österreich Metternichs, gegen dieses Österreich, welches er später im Jahre 1848 in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" die Bastille der Völker nannte. Innerhalb deren Mauern herrsche, sagt er, die Stille des Todes, allein durch das Rasseln der Ketten unterbrochen.

Das Aufsehen, welches „Kelch und Schwert" erweckte, verschloß Hartmann das Vaterland. Er hatte sich gegen Österreichs Gesetze schon dadurch vergangen, daß er im Auslande eine Schrift, die nicht der österreichischen Zensur unterworfen worden, herausgegeben hatte, und er mußte, wenn er von Leipzig, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten und in Verbindung mit Männern wie Kühne und Laube getreten war, jemals zurückkehrte, schon an der Grenze seine Gefangennahme riskieren. Aber er widerstand nicht dem Drange seine Mutter wieder zu sehen, und auf Schleichwegen wandernd erreichte er seinen Geburtsort. Er kam glücklich an. Da aber seine Anwesenheit im Dorfe nicht verborgen bleiben konnte und ein Verräter ihn angab, mußte er nach Verlauf weniger Tage

aus einer Hinterthür entfliehen, gerade als die Gendarmen von vorne ins Haus eindrangen. Im Gedichtcyklus „Heimkehr und Flucht“ in der Sammlung „Zeitlose“, wo er dieses jugendliche Wagestück geschildert, hat er in den folgenden stolzen Worten sein Wesen gezeichnet:

Und als der Verrat mich ausgewittert
Und als die Häscher herangekommen,
Da hat die bleiche Mutter gezittert,
Der Schwester Aug in Thränen geschwommen.
Ich aber sprach: Die Thränen verwischet,
Wir müssen scheiden nun voneinander,
Und da mich rings die Gefahr umzischet,
In Flammen werd' ich zum Salamander.

Ich bin geboren, ich, für Gefahren,
Sie lauern immer auf meinem Gange
Wie Wegelagrer in dunklen Scharen;
Doch kenn ich nimmer die Furcht, die bange,
Ich bin zu Gefahren bestimmt und geboren,
Sie lieben mich, wie Löwen den Meister,
Ich hab sie alle heraufbeschworen,
Sie dienen mir, wie dem Zaubrer die Geister.

Wegen des Prologs, den Hartmann beim Schillerfeste in Leipzig am 11. November 1847 rezitierte, ein Fest, das in Wirklichkeit eine Demonstration für die Freiheit der Presse war, wurde er des Hochverrats und der Beleidigung des Kaisers von Österreich angeklagt. Als im Jahre 1848 die Revolution ausgebrochen war, eilte Hartmann nach Prag. Er wurde mit zwei Freunden, von welchen Alfred Meißner der eine war, als Deputation nach Wien geschickt. Mit ausgesuchtem Humor hat er seine Audienz beim Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Franz Karl, der an der Stelle des kranken Herrschers empfing und kein Wort von dem Ganzen verstand, beschrieben.[1] Während der Unruhen in Prag schützte Hartmann eines Tages, als der Pöbel das Judenviertel

[1] Moritz Hartmann, Gesammelte Werke. Zehnter Band S. 16 flg.

stürmen und die Bewohner desselben niedermachen wollte, den bebedrängten Stadtteil, indem er schnell nach der Universität lief und selbst bewaffnet eine Anzahl Studenten bewog, ihn mit aufgepflanztem Bajonett zu begleiten. Sie hielten das Viertel gegen die rasenden Volksmassen, bis Gendarmen der kleinen Schar zu Hülfe kamen.[1]

Im Frankfurter Parlamente stimmte Hartmann mit der äußersten Linken. Deutschlands Einheit als Republik war sein Ziel. Er sprach selten, wurde aber sehr bemerkt; man nannte ihn den schönsten Mann des Parlaments. Kinkel beschreibt ihn in jenen Tagen als schön, liebenswürdig, fest in seiner Überzeugung. Die südländische Einbildungskraft des Österreichers gab seiner Rede Schwung, seine deutsche Bildung gab seiner Geisteskultur die solide Grundlage, und mit seinem israelitischen Kosmopolitismus vereinigte er eine unerschütterliche Vaterlandsliebe, die sich zumeist in stolzen Worten ausdrückte. Von Anfang an nahm er mit Begeisterung an den Verhandlungen des Parlaments teil. Später, da dieselben sich ebenso weitläufig wie unfruchtbar erwiesen, und die Versammlung ihre Ohnmacht, etwas dauerndes Großes und Neues zu begründen, offenbarte, entsprang seiner Enttäuschung das tiefe und ergreifende Werk in Hans Sachsschen Versen, die Reimchronik. Doch er war nicht nur ein Mann der Dichtung; als Mann der Handlung trat er immer auf. Während des Zusammenstoßes in Frankfurt am 11. September setzte er hundertmal sein Leben den Kugeln beider Parteien aus, indem er sich, um einen Waffenstillstand zu erzielen, zwischen die Kämpfenden warf. Nachdem die Revolution in Wien ausgebrochen war, ließ er sich mit Blum und Fröbel als Deputierte von Frankfurt an die provisorische Regierung senden, um dieser die Sympathie der Nationalversammlung auszudrücken; er trat als Soldat in das Revolutionsheer ein. Da er als Freiwilliger eines Tages während Wiens verzweifeltem Verteidigungskampfe

[1] Alfred Marchand, Les poètes lyriques de l'Autriche. Hartmann, Gesammelte Werke. Zehnter Band S. 23.

gegen die Kroaten sich darauf eingelassen hatte, mit dem anscheinend gewissen Tode vor Augen eine Mühle zu erobern, zu welcher der Weg seiner ganzen Länge nach von der Seite aus beschossen wurde, erwählte man ihn auf dem Schlachtfelde zum Offizier und Führer, nachdem der Führer gefallen war. Daß er nach der Übergabe Wiens entfliehen konnte, verdankte er einer hochstehenden Dame, die sich für ihn interessierte und ihm einen falschen Paß verschaffte. Er kehrte nach Frankfurt in das Parlament zurück und begleitete nach dessen Auflösung den protestierenden Teil desselben nach Stuttgart, bis auch dieser letzte Rest, das unter dem Präsidium von Dr. W. Löwe tagende „Rumpfparlament", von Truppen auseinander gesprengt wurde.

Man fühlt den großen Charakter überall in Hartmanns Werken, auch in den Jugendpoesieen, welche dem Jahre 1848 vorausgehen. Sogar die Sammlung „Neuere Gedichte" (1847), welche als Ganzes keinen politischen Charakter trägt, enthält in der Gruppe „Ost und West" leidenschaftliche Vorboten des herannahenden europäischen Gewitters; so z. B. in dem erbitterten Gedichte an den König von Preußen, in welchem Hartmann, gegen Platens und Herweghs respektvolle Haltung protestierend, den König für die Auslieferung der Polen an die russische Knute verantwortlich macht, oder in dem ergreifenden Gedichte „Hüter, ist die Nacht bald hin?" welches ein einziger Sehnsuchtsseufzer der Ungeduld danach ist, daß der neue Tag anbrechen möchte.

Und als sich nun die Stimmen aus Böhmen und Ungarn im Verein mit denen aus Franken und Mitteldeutschland erhoben, und als sich die Stimmen der Denker und der Dichter vermischten und in Einem Chore erklangen, da wurden die jungen Seelen des Landes, sobald sie zum geistigen Leben erwachten, in den Chor mit hineingezogen und umgestimmt, bis sie revolutionär gestimmt waren, die jüngsten, die Triarier auf der Schulbank, wie der älteste Student, und dann geschah es, daß man plötzlich nicht nur die auf-

rührerischen Schriftsteller mit rebellischen Augen las, sondern auch die anderen, die allgemein anerkannten, die vor langer Zeit gestorbenen, die neutralen oder konservativen, und dieselbe aufrührerische Stimmung von ihnen einsog.

Zu einem bestimmten Augenblicke kam es der Jugend vor, als riefe die ganze Litteratur zu den Waffen, auch die seit lange als klassische betrachtete, welche ihr unsterbliches Leben in schönen Bänden im Bücherschrank führte. Denn in einer gewissen Stimmung liest man sich selbst aus allen Büchern heraus.

Was war er gewesen, dieser Schiller, den man ihnen allen als Kinder in die Hand gedrückt hatte? Was anderes als ein Aufrührer, dessen erstes Buch zum Motto die bekannten Worte hatte: Was Arznei nicht heilt, das heilt Eisen, und was Eisen nicht heilt, das heilt Feuer! Und stimmte wohl der Geist in seinen Werken an irgend einer Stelle mit dem königlich preußischen oder kaiserlich königlich österreichischen Geiste überein? — Was war Goethes Wesen in seiner Jugend anderes als himmelstürmender Trotz gewesen? Endigte nicht selbst die Dichtung seines Alters, der zweite Teil seines „Faust", mit dem Wunsche, ein freies Volk auf freiem Grunde stehen zu sehen, und wie mußte nicht er, der Friedrichs des Zweiten Berlin verabscheut hatte, die Hauptstadt Friedrich Wilhelms des Vierten hassen! — Und Hegel, der als Revolutionär begonnen und als Altkonservativer geendigt hatte, aus seinen Ideen zog man all die Schlußfolgerungen, welche er selbst hatte liegen lassen. — Und Feuerbach, der nichts mit der Politik zu thun haben wollte, sein philosophisches Niedermetzeln des Hauptes des Weltstaates führte man auf die Verhältnisse des irdischen Staates hinüber.

Ja, es war ein Gewitter im Anzuge. Wie sonst die Schwalben, so flatterten jetzt die heraldischen Adler Preußens und Österreichs niedrig. Vergeblich waren die Fürsten bemüht, das Gewitter zu beschwören. Vergeblich berief Friedrich Wilhelm der Vierte einen allgemeinen Landtag im April des Jahres 1847 nach Berlin ein.

Er konnte nach seiner Überzeugung nicht anders, als denselben mit einer Rede eröffnen, in welcher er trotz aller wirklichen und anscheinenden Zugeständnisse sich eben dagegen wehrte, das Entscheidende, was das Volk von ihm verlangte, zu bewilligen.

Keiner Macht der Erde, rief er aus, soll es gelingen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt sich eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen.

Die Zeit war um. Man forderte jährliche Parlamente und vollständige Erfüllung der alten Versprechen aus den Jahren 1815 und 1829. Jacoby, Heinrich Simon, Gervinus und andere kritisierten die königlicheu Gesetzesvorschläge durch und verwarfen sie.

Und dann ging es los. Zuerst in der Schweiz in der bewaffneten Überrumpelung des jesuitisch gesinnten Sonderbundes durch die radikalen Kantone schon im November 1847, dann mit entschiedener Macht in Paris, dann in allen Hauptstädten Deutschlands und in vielen außerhalb Deutschlands. Wie der Donner in einer Gebirgsgegend von Bergwand zu Bergwand zurückgeworfen wird, so erzeugte der Donner der Revolution Echo auf Echo von einer europäischen Hauptstadt zu der andern in dem tollen und heiligen Jahre 1848.

XXIX.

Im Hochland fiel der erste Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz von Siegen ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welschland los —
Die Scyllen und Charybden,
Vesuv und Ätna brachen los:
Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
— „Sehr bedenklich, Euer Liebden!“
Also schallt's von Berlin nach Wien
Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
Sogar dem Nickel graut es!

Und nun ist denn auch abermals
Das Pflaster aufgerissen,
Auf dem die Freiheit nackten Stahls
Aus der lumpigen Pracht des Königssaals
Zwei Könige schon geschmissen ....

So sang Freiligrath im Februar 1848, wenige Tage nach der Revolution in Paris. Er ging ein langes, schmerzliches und doch linderndes Zucken durch die deutschen Lande. Es war, als hätte Europa Luft bekommen, als würde ein Fenster geöffnet. Es war, als ob die einzigste Macht, welche Wunder macht, das Beispiel, das deutsche Volk zur Nachahmung, zur Handlung zwang. Und gleichzeitig wirkte die Angst davor, daß der Absolutismus nun seinen

letzten Schachzug wagen, Deutschland durch die Revolution in Frankreich bedroht erklären und die Völker Preußens und Österreichs gegen die französische Republik führen werde.

In Österreich hatte die geistige Unterjochung ihren Höhepunkt erreicht. Im Jahre 1846 hatte die Metternichsche Regierung sogar die „Herzensergüsse" des Kaisers Joseph des Zweiten, von einem landesverwiesenen Patrioten gesammelt, mit unter die verbotenen Schriften aufgenommen. Und nun brachten die Unruhen in den italienischen Provinzen Österreichs, welche den österreichischen Staatskredit und die ganze österreichische Industrie mit unermeßlichen Verlusten bedrohten, die Erbitterung über das Metternichsche Regiment zum Überfließen. Die entschiedene Niederlage, welche Metternich in der Schweiz durch die Sprengung des von ihm mit aller Macht gegen die Radikalen gestützten jesuitischen Sonderbundes erlitten, hatte dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit den letzten Stoß gegeben. In Preußen hatte gerade die büreaukratische Mißregierung in einer einzelnen Provinz schreckliche Folgen gehabt. Monate hindurch hatte der Hungertyphus in der erbärmlich gestellten Arbeiterbevölkerung Schlesiens gewütet, ohne daß man von oben helfend eingeschritten war. Den Landstraßen entlang lagen Tote und Sterbende zu Hunderten und verwesten. In den Hütten lagen in der Januarkälte verlassene Menschen, den Hungertod sterbend, und nackte Kinder, die über den Leichen der Eltern langsam verschmachteten; denn wurde jemand von der Krankheit ergriffen, so war an Hilfe nicht zu denken, weil es von den völlig unwissenden Kommunalvorständen verboten war, in ein von Ansteckung befallenes Haus einzutreten, damit sich die Ansteckung nicht verbreite. Inzwischen ließen sich die Beamten nur sehen, um mit Härte die Abgaben einzufordern, und als der Oberpräsident daraufhin angegriffen wurde, daß von August 1847 bis Ende Januar 1848 nichts, um die Not zu lindern, geschehen sei, gab er zur Antwort, daß niemand formell um Hilfe nachgesucht habe.

Unter solchen Verhältnissen wurde es den politischen Führern des Bürgerstandes leicht, ihre Standesgenossen mit sich fortzureißen, und in der Hoffnung auf bessere Zustände und in Haß gegen die herrschende Polizeiwillkür traten die Arbeiter überall in die Spuren des Bürgerstandes.

Das jetzt lebende Geschlecht versteht nicht mehr die Stimmung des Jahres 1848. Sie war freilich in einigen Ländern nur ein Gemütszustand nationalen Selbsterhaltungstriebes und Selbstgefühls. Aber in den meisten europäischen Staaten erhoben sich die Völker gegen die legitime Fürstenmacht und gegen das Zwangsrecht. Nur in Dänemark unterdrückte man einen Aufstand kraft der legitimen Fürstenmacht und des Zwangsrechts eines gekränkten Nationalgefühls. Die Dänen schlugen sich für das alte Recht, nicht um neuer Gedanken willen. Über ganz Europa empörten sich die unterdrückten Völker. Sie wußten, wie lange sie nichts als Schlimmes erlebt, nichts anderes als das Triumphieren des Unrechts, der Gewohnheit und der Lüge gesehen hatten. Das Wirkliche und das Abscheuliche waren ihnen einigermaßen gleichbedeutende Begriffe geworden; aber sie hatten den Glauben, der Berge versetzen kann, und Hoffnungen, welche die Erdkugel zum Erbeben bringen konnten. Die Vorstellungen von Freiheit, Parlament, nationaler Einheit, Preßfreiheit, Republik waren ihnen magische Mächte; nannte man nur diese Namen, so klopften ihre Herzen wie das des Jünglings beim unerwarteten Anblick der Angebeteten.

Die Vorwärtsstrebenden der jetzigen Generation fühlen anders. Sie wissen, daß die Dummheit ein reißendes Thier ist und das zählebigste von allen, daß die Feigheit, der willfährige Sklave der Macht, der auf jeden Wink springt, stark wie der Mut selber ist, wenn es gilt, verjährte Vorteile zu verteidigen; sie denken, daß das, was man Fortschritt nennt, eine kranke Schnecke sei. Der naive Mann der Fabel kauft sich einen Raben, um zu sehen, ob es wahr sei, daß dieser zweihundert Jahre alt werden könne. Die Vorwärts-

strebenden unserer Tage wissen im voraus, daß die ganze schwarze Rabenherrlichkeit, alle rabenschwarzen Lügen in allen großen und kleinen Krähwinkeln sie überleben werden — wie viele hundert Jahre, ist ihnen ziemlich gleichgültig. Sie haben zwar ein seltenes mal das Gute siegen sehen, aber es nie anerkannt werden gehört, daß die in ihrem Sinne gute Macht die siegende war. Sie haben immer die Wahrheit zuerst geschmäht, dann, wenn möglich, getötet, oder wenn das nicht gelang, kastriert und anerkannt gesehen. Sie hoffen deshalb nicht viel. Manche unter ihnen haben die Hoffnung in sich getötet, wie man einen Nerv, der allzuviel Schmerz bereiten kann, exstirpiert. Sie sind zu oft enttäuscht worden.

Jenes Geschlecht von 1848 hatte niemals seine Zukunftshoffnungen aufgegeben. Zwar war es durch den Druck und die Qual langer Zeiten daran gewöhnt worden, die Brutalität und die Scheinheiligkeit frohlocken zu sehen und selbst geistig im Halbdunkel zu leben, aber es glaubte an das kommende Licht. Und nun erblickte es dies Geschlecht auf einmal: zuerst nur einen Schimmer, dann einen Strahl, dann eine Flamme, dann den ganzen Horizont, so weit das Auge reichte, ein Lichtmeer. Zum erstenmale hörte das Geschlecht laute schallende Stimmen ohne Widerrede die Freiheit das Recht der Völker nennen, und zum erstenmale sah es mit verwunderten Augen die Macht, diese bisher so unbewegliche Masse, den ungeheuren Träger der Unterdrückung und der Unwahrheit, sich wie ein Riesenelefant in Bewegung setzen, sich drehen, sich schütteln, sich rollen, die von ihm Getragenen abwerfen und seine Riesenfüße nach der Richtung bewegen, wo die freiheitsbegeisterten und kampfesfrohen Männer der neuen Zeit bereit standen, auf seinen Rücken zu springen und ihn vorwärts zu treiben, um doch endlich einmal das verjährte Unrecht zu zertrümmern.

Es war besonders für die jüngeren Generationen ein Augenblick ohnegleichen. Es war ein Anblick, der berauschend wirkte;

er machte sie wild. Sie fingen an zu schreien, zu jubeln und zu singen, und unter jubelndem Gesang fühlten sie den Drang, sich zu erheben, loszuschlagen, das Leben aufs Spiel zu setzen, sich zu opfern, wenn es so sein müsse, wenn sie nur dabei sein könnten, dem Tag der Freiheit, in dessen Morgenröte sie standen, mit zu huldigen und ihn herbeiführen zu helfen.

Freilich feierten die demokratischen Illusionen ein Bachanal. Freilich herrschte ein rührender Glaube an die Unfehlbarkeit des Volksinstinktes, und unzweifelhaft überschätzte man in allzuhohem Grade die Gabe der Theoretiker, praktische Schwierigkeiten zu lösen. Aber von Anfang an war der Anreiz unwiderstehlich und der Instinkt richtig. Die, in deren Seele etwas Ausgezeichnetes wohnte, wurden Führer, übernahmen den Befehl ohne Lärmen und Prunken, und ihnen wurde nicht kraft äußerer Autorität, sondern kraft der Überlegenheit, die man bei ihnen wahrnahm, gehorcht. So gehorchte man den paar Dutzenden Studenten, welche auf den Barrikaden in Berlin kommandierten. Und manch ein sogenannter gewöhnlicher Mensch zeigte sich während einiger Tage seines Lebens als ein Held.

Es gab ein paar Monate, in welchen etwas vom Schönsten in der Menschheit hervortrat und mit überraschendem Glanze strahlte.

Österreich war das Land, wo die revolutionäre Bewegung, sobald die Nachrichten von den Februarbegebenheiten in Paris dorthin gelangt waren, begann. Am 3. März hielt Kossuth in dem ungarischen Reichstage eine Rede, welche konstitutionelle Institutionen für alle Länder des Kaisertums in einer solchen Sprache forderte, daß die Rede sowohl in Pest wie in Wien die Revolution über die Taufe hielt. Am 11. März ging eine ähnliche Bewegung von den Tschechen in Prag aus; aber schon am 6. März richtete der österreichische Industrieverein an den Erzherzog Franz Karl, als den vermeintlichen Thronfolger, ein Gesuch um Entfernung Metternichs. Man verlangte Preßfreiheit, Steuerbewilligungsrecht, Teilnahme an der Gesetzgebung u. s. w.

Nun folgte das, was man den Adressensturm genannt hat. Jeden Tag, ja jede Stunde wurden neue Adressen an den Kaiser eingereicht. Am 12. März fand die große Studentenversammlung, deren Resultat eine Adresse war, welche Preß-, Lehr- und Glaubensfreiheit verlangte, an der Universität statt. Der Kaiser empfing am folgenden Tage die Deputation, gab aber eine unbestimmte Antwort. Unter so unvorausgesehenen Umständen traf der 13. März, der Tag, an welchem die nieder-österreichische Ständeversammlung eröffnet werden sollte, die Regierung unvorbereitet. Die Volksmenge drang in den Hof des Ständehauses ein, Kossuths Rede wurde unter endlosem Jubel und Hochrufen auf die Konstitution vorgelesen, und als eine Schar in das Ständehaus selbst eindrang, die Möbeln zerschlug und sie den Soldaten an die Köpfe warf, so daß sogar Erzherzog Albrecht, der die Truppen kommandierte, von einem Holzsplitter verwundet ward, da antwortete das Militär mit einer Doppelsalve und die erste Wiener Revolution war ausgebrochen. Die italienischen Truppen feuerten und hieben auf die Menge ein, aber die österreichischen nahmen unter dem Jubelgeschrei der Bevölkerung die Bajonette von den Gewehren, und die Kanoniere vom Artilleriepark vor der Burg warfen sich vor die Kanonen statt zu schießen — wie in einem Gedichte (von Rieck) aus jenen Tagen, „Das Lied vom braven Kanonier“, geschrieben steht:

Vor der Burg in glühender Front,
Des blut'gen Befehls gewärtig,
Vor der Burg in glühender Front,
Da stehn die Kanonen fertig.
Schon zittern die Thore, sie brechen schier,
Jetzt gilt's, Du braver Kanonier!

Und Du trittst vor die Mündung hin,
Als wolltest Du fesseln den Würger —
Und du rufst mit begeistertem Sinn:
Erst mich! Dann den wehrlosen Bürger! —
Dann schweigt das Kommando, beschämt vor Dir.
Hab Dank, Du braver Kanonier!

Als Metternich gegen Abend sah, daß kein Zugeständnis mehr nützen konnte, dankte er, der vierzig Jahre lang die österreichische Politik geleitet hatte, ab. Er entfloh verkleidet in einem der kaiserlichen Wäschewagen. Um 9 Uhr desselben Abends wurde das Militär von Wien (wie eine Woche später von Berlin) zurückgezogen, und alle Wachtposten wurden von Bürgern und Studenten besetzt. Das Zeughaus wurde geöffnet, und an einem Tage bewaffneten sich 25000 Mann.

In den Vorstädten schlug man sich noch heftig; so leidenschaftlich war die Bevölkerung, daß zwei bewaffnete Kompagnieen Grenadiere, welche den Eingang zu Metternichs Landhaus besetzen wollten, von der unbewaffneten Menge zusammengedrückt und gezwungen wurden, ihre Bajonette abzunehmen und abzuziehen. Zwei oder drei, welche sich wehrten, wurden niedergetreten.

Am selben Abend wurde verkündet, daß die Zensur aufgehoben und die Presse freigegeben sei. Diese Botschaft wirkte so befreiend ein, als wäre ein Knebel aus dem Mund des Volks gezogen. Es versteht sich, daß die Tagespresse im Nu den politischen Tendenzen des Volkes Ausdruck gab. Bis dahin war es aber in Österreich unmöglich gewesen, auch nur in poetischer Form einen Gegenstand sozialer oder politischer Art zu behandeln; Österreich glich einem Wald ohne Vogelgesang. Nun mit einem Male tönte und flötete es, schlug und sang es aus allen Büschen und Bäumen in einem verwirrten und mächtigen Chor.[1]

Auf einmal wurden in allen Sprachen Österreichs, deutsch und tschechisch, slavonisch und kroatisch, ungarisch, polnisch und italienisch, Freiheitslieder veröffentlicht, und so leidenschaftlich war man bemüht, von der neuen Freiheit Gebrauch zu machen, daß eine ganze Schar Gedichte gleichzeitig mit der Überschrift: „Erstes zensurfreies Gedicht" erschien.

Das, welches in der Regel als das erste betrachtet wird, ist

---

[1] Frh. von Helfert, Wiener Parnaß im Jahre 1848.

Ludwig August Frankls „Die Universität“. In der Nacht vom 14. auf den 15. März hatte einer der Professoren, der einen Ausbruch der Sträflinge fürchtete, eine Aufforderung an die jüngst bewaffnete akademische Jugend, eines der Gefängnisse zu besetzen, ergehen lassen. Zwanzig Studenten unter Führung des später so bekannten Dr. Frankl gingen dorthin. Während er Wache hielt, entstand aus der Stimmung des Tages folgendes Gedicht:

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

— — — — — — — — — — — — —

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Joseph arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Frankl, der noch 1890 zu seinem achtzigjährigen Geburtstage eine hübsche und formvollendete Gedichtsammlung herausgegeben, hat in den vielen dazwischen liegenden Jahren eine große Produktivität als Dichter und Biograph entfaltet. Er ist heutzutage Ehrenbürger von Wien. Aber den Ausgangspunkt seines Ruhmes bildet jener Gesang, der nach und nach in nicht weniger als hunderttausend Exemplaren gedruckt wurde.

Das war doch nicht das erste zensurfreie Blatt Papier. Schon in der vorhergehenden Nacht hatte Castelli seinen Gesang für die Nationalgarde geschrieben; und es giebt noch, allein in deutscher Sprache, drei bis vier so bezeichnete Gedichte, darunter das Lied der Wiener Studentenlegion „Erwacht, erwacht, o Brüder! Ein großer Morgen tagt“, und „Die freie Presse“ von Fr. Gebhard, welche beginnt:

Die Presse frei! Die Glocken laßt ertönen
Und läutet Jubel überall!
Und ruft's hinaus zu Deutschlands fernsten Söhnen:
Die Presse frei, erstürmt der Freiheit Wall!

Gleichzeitig mit diesen Gedichten, welche eine so unschuldige, überströmende Freude darüber atmen, reden und schreiben zu können,

wie man wolle, erschienen andere voll kindlichster Dankbarkeit gegen den geistesschwachen Kaiser; er ist „der gute Kaiser", „unser guter Ferdinand" u. s. w. Auf der Stelle war man bereit zu vergessen, daß jedes Zugeständnis, welches man erlangt hatte, erzwungen gewesen. Man war naiv genug zu glauben, auf diese Weise würde man auch die früheren Machthaber bewegen, es zu vergessen. In einem der vielen Lieder zu Ehren des Kaisers heißt es:

Heil Dir, mein Kaiser! in all der Lust,
Zu der sich Dein Volk ermannt hat,
Sei Dir vor allen ein Heil gebracht,
Den es immer als edel erkannt hat.

Am 16. März zog die berittene ungarische Deputation, 150 Magnaten mit Kossuth an der Spitze, durch den Prater in Wien ein; sie wurde mit stürmenden Eljenrufen empfangen und mit Blumen überschüttet. An diesem Tage war die Bürgerwehr bis auf 60 000 Mann gestiegen. Nachmittags erschien ein Herold auf dem Altan der Hofburg und verlas folgende Proklamation: „Wir Ferdinand der Erste von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Hungarn und Böhmen, dieses Namens der fünfte König der Lombardei und Venedig, von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien u. s. w. haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die Wir als Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten." Und nun folgte die Verkündigung der Genehmigung der Preßfreiheit, der Errichtung einer Nationalgarde und der Einberufung von Abgeordneten aller Nationen zum Behufe „der von uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes".

Saphir sang:

Schwert aus der Scheid, aus dem Herzen das Lied!
Stimmt an das Lied der Lieder!
Jauchzend ertön es durch Reihe und Glied,
Jauchzend durch jubelnde Brüder!
Blank wie die Waffe und hell wie der Stahl
Klinge das Lied von der Garde national.

Wie man sieht, erhielten selbst die Spottvögel bei dieser Gelegenheit Singstimmen. Wieviel Importiertes und Nachgeahmtes in der ganzen Bewegung war, davon hat man gleichsam ein Symptom in der Hartnäckigkeit, mit welcher das französische Wort für Bürgerwehr angewendet wurde.

Der, welcher in unseren Tagen die paar tausend Nummern politischer Poesieen, welche im Jahre 1848 in deutscher Sprache in Wien allein erschienen sind, durchblättert, begegnet unter vielen unbekannten Namen fast allen damals bekannten und nicht wenigen neuen, welche bestimmt waren, bald berühmt zu werden. Von Bauernfeld findet sich z. B. darunter ein Gedicht „Wien an die Provinzen"; es ist ziemlich schwach als Poem, aber lehrreich als Abwehr der ersten Zeichen der Reaktion, nämlich einer Bewegung in den Provinzen, die darauf ausging, das, was man die Tyrannei der Hauptstadt nannte, abzuschütteln, d. h. Widerstand dagegen erhob, dem Beispiele des empörerischen Wiens zu folgen. Von Friedrich Uhl, heutzutage litterarischem Chefredakteur der kaiserlichen Wiener Zeitung, findet sich ein Klagelied über die Gefallenen der Revolution:

> Das schwarze Band, den schwarzen Flor
> Laßt in den Lüften wallen,
> Den Toten singt ein Klagelied,
> Die für die Freiheit gefallen.

Man richtet Oden an Lenau, Österreichs populärsten Dichter der damaligen Zeit, voll Trauer darüber, daß der Dichter der Freiheit im Wahnsinn verstummt und sein Ohr dem Siegesjubel des Augenblicks verschlossen ist. Der 26jährige Alfred Meißner giebt sein vielleicht schönstes Gedicht „Märzlied (1848)", ein prachtvolles Poem in vier Abteilungen, heraus. Richard Wagner, damals noch unberühmt, sendet einen Gruß aus Sachsen nach Wien:

> Ihr habt der Freiheit Art erkannt;
> Nicht halb wird sie gewonnen;
> Ist uns ihr kleinstes Glied entwandt,
> Schnell ist sie ganz zerronnen.

Dies kleinste Glied ist unsre Ehre,
Ehrlos ist, wer es läßt;
Mit hellen Waffen, guter Wehre,
Drum hieltet ihr es fest.

Unter den Verfassern ernster Gedichte trifft man so bedeutende Namen wie Grillparzer und Hebbel. Es wurden Spottgedichte über den letzten Zensor von Saphir wie von Dingelstedt, von beiden als Travestie des Goetheschen Gedichtes „Nadowessische Todesklage" geschrieben, und endlich erschienen scharenweise satirische Ausfälle gegen den König von Preußen, von dem man sonderbarerweise annahm, daß er früher reaktionärer gehandelt und nun weniger freiwillig Zugeständnisse gemacht habe, als der Ferdinand des österreichischen Kaiserstaates.

In Berlin war gleich von Anfang März an alles in der gewaltsamsten Bewegung. Die Kreuzzeitung hatte unmittelbar nach der Februarrevolution einen Artikel, der Krieg gegen Frankreich predigte, gebracht. Derselbe erweckte die größte Unruhe: das fehlte nur, daß das unterdrückte Preußen sich zum Krieg gegen die französische Republik führen lassen müsse. Die Tage waren nun gekommen, wo sich ganz Deutschland in die schwarz-rot-goldenen Farben, das Symbol der Einheit und der Freiheit, kleidete. Freiligrath sang darüber:

In Kümmernis und Dunkelheit
Da mußten wir sie bergen,
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen,
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme.

Am 7. März fand die erste Volksversammlung in den Zelten statt. Man beschloß eine Adresse an den König zu richten, worin als unbedingt zu gewährende Wünsche des Volkes schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages und allgemeine Volksvertretung

bezeichnet wurden. Der Schluß einer zweiten Adresse lautete: Kein Krieg mit Frankreich! Gesetzliche Freiheit im Innern! Innige Verbündung der gesamten deutschen Nation! — Am 13. März trieb die Kavallerie die Volksmassen von den Zelten nach der Stadt zurück. An mehreren Stellen hieb das Militär scharf auf die Massen ein; sie verschwanden, fingen aber an anderen Stellen Barrikaden zu bauen an. In der Jägerstraße wurde der Versuch gemacht, einen Waffenladen zu stürmen. Auf dem Opernplatze wurden zwei Menschen erschossen. Unter dem Fenster des Schlosses ertönte der Ruf: „Freiheit! Preßfreiheit!" Man verhöhnte die Soldaten und warf sie mit Steinen. — Am 14. März erschien darauf ein Patent mit der Einberufung des Vereinigten Landtags. Bis dahin war Alles verhältnismäßig friedlich abgelaufen; aber am 15. März begannen die durch die mehrtägigen Strapazen und die Konsignierung in den Kasernen gereizten Soldaten Roheiten gegen die Bevölkerung auszuüben, mißhandelten bisweilen friedlich Vorübergehende mit Kolbenstößen. Knaben von 12—18 Jahren hatten an der Kur- und Gertraudenstraßen-Ecke und in der Brüderstraße kleine Barrikaden aufgeworfen; die Potsdamer Gardekürassiere erstürmten sie und mißhandelten die Kinder.

Das Patent vom 18. März erschien. Deutschland solle aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werden. Die Einführung konstitutioneller Regierungen in allen Einzelstaaten, die Schaffung eines deutschen Parlaments, allgemeine deutsche Wehrverfassung, Freizügigkeit, Preßfreiheit wurden darin als Vorschläge des Königs bezeichnet. — Von ein Uhr mittags ab drängten sich die Scharen vor dem königlichen Schlosse. Man rief: Fort mit dem Militär! Das Patent wurde laut vorgelesen und jeder Satz durch Hochrufe begrüßt und mit Jubel aufgenommen. Es fielen einige Steinwürfe gegen die Soldaten. Der Kommandant, der bekannte General von Pfuel, wollte nicht die paar Steine mit Gewehrkugeln beantworten lassen; er befahl deshalb den Dragonern abzusitzen

und rühmte ihre strenge Manneszucht, als sie trotz ihres Ärgers sofort gehorchten.

Als ihm die Stadt ruhig vorkam, begab er sich einen Augenblick nach Haus.

In der kurzen Zwischenzeit während seiner Abwesenheit wurde hinter seinem Rücken ein Befehl ertheilt — man weiß nicht von wem. Ein Garde-Dragonerregiment erschien an der Stechbahn. Sofort erscholl der Ruf: Militär fort! Das Regiment machte einige Schwenkungen, die Anwesenden glaubten, es wolle abmarschieren und ein lautes Bravo erscholl. Plötzlich machte es Front und rückte im Trab mit blanken Waffen auf die versammelte Menge ein. Gleichzeitig marschierte aus dem mittleren Portale des Schlosses ein Bataillon vor, stellte sich in Linie auf, fällte das Bajonett und setzte sich unter Trommelwirbel in Sturmschritt. Es fielen zwei Schüsse — vielleicht durch einen Zufall. Sofort stürzte die Bevölkerung unter wildem Geschrei davon. Ein Augenblick zuvor war die Freude unter den Versammelten überschwänglich gewesen. Fremde Menschen umarmten und küßten sich, man schwenkte die Hüte und brachte dem König ein Hoch nach dem andern; nun erhoben sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, hier wie in Wien in allen Teilen der Stadt Barrikaden, über 200 an der Zahl, von ausgebrochenen Granitplatten, aufgehobenen Rinnsteinbrücken und umgestürzten Wagen errichtet. Ganze Straßen entlang beschäftigte man sich mit Kugelgießen. Die Stadt glich einem Kriegslager. Von allen Dächern wurde auf die Truppen gefeuert, und wenn es an Kugeln fehlte, wurde mit Steinen geworfen. Jedes Beil, jeder schwere Stock wurde zur Waffe.[1]

Man deckte die Dächer von den Eckhäusern ab und trug in Körben Pflastersteine hinauf. Die Studenten hatten sich bewaffnet

[1] Des deutschen Volkes Erhebung im Jahre 1848, sein Kampf um freie Institutionen und sein Siegesjubel. Von J. Lasker und F. Gerhard. Danzig 1848.

vor der Universität versammelt; sie steckten dreifarbige Kokarden an ihre Mützen und besetzten die Barrikaden. Kaufleute brachten Pulver, Blei und Zündhütchen, Eisenwarenhändler Beile und eiserne Stangen. Am Abend des 18. März begann der Artilleriekampf in der Königsstraße. Der König sah von den Schloßfenstern aus zu, war über die Deputationen, welche ihn anriefen, die Truppen zurückzuziehen, aufgebracht, und über die dreifarbigen Fahnen auf den Barrikaden besonders entrüstet. Er wolle, sagte er, Bitten viel einräumen, aber der Gewalt und dem Gesetzbruch nichts.

Varnhagen schildert in seinen Tagebüchern als Augenzeuge, was er jene Nacht von seinem Fenster aus gehört und gesehen hat: „Eine kleine Schar unter bewährten Führern hielt standhaft aus und verdoppelte bei geschwächter Zahl ihre Wachsamkeit, weil die Zahl so gering war. Nach längerer Stille bei noch völliger Dunkelheit, aber schon gegen den Morgen hin, hörte man plötzliches Trommeln, als rückten Truppen heran: augenblicklich waren die Kämpfer bereit, man hörte sie flüstern, und auf das Gebot einer jugendlichen, wohltönenden Stimme: »Meine Herren, auf die Dächer!« ging jeder auf seinen Posten. Dieser Ruf, ruhig und fest und mit edler Einfachheit gesprochen, klang schauerlich durch die Finsternis und wirkte mit erhebender Macht, besonders in der Vorstellung, welche Gefahr die auf sich nahmen, die ihm gehorchten; denn der allgemeine Kampf hatte schon, so schien es, nachgelassen, keine Volksmasse umgab und ermutigte die auserlesenen Kämpfer, denen nach vergeblichem Widerstande keine Rettung, sondern nur der schmachvolle Tod übrig war, durch Herabsturz von den Dächern, durch die Bajonette der Soldaten oder gar durch Henkershand.“ Varnhagen schließt: „Gewiß der Heldenmut und die Todesentschlossenheit dieser kühnen Jünglinge waren der größten Bewunderung wert“ — schwerwiegende Worte von den Lippen eines ehemaligen, kriegserfahrenen Offiziers.

In der Nacht vom 18. bis 19. März waren alle Fenster in

den Straßen, wo man Barrikaden baute und ausbesserte, illuminiert, sobald aber die Truppen in eine Straße einrückten, wurde alles stockfinster. Drangen die Soldaten in ein Haus ein, so säbelten und stießen sie alles nieder; die Gefangenen wurden mit großer Roheit behandelt. Spät in der Nacht wurde das Zeughaus des Garde-Landwehrregimentes von der Bevölkerung angegriffen und gegen Morgen erobert; man fand hier die Gewehre ihrer Pistons beraubt, doch alle Schlosser der Friedrichsstadt arbeiteten sofort mit Eifer daran, das Fehlende zu ersetzen.

Endlich wurde am frühen Morgen die Proklamation „An meine lieben Berliner!“, welche die Ereignisse des vorigen Tages als Folgen eines unseligen Mißverständnisses zu erklären versuchte, in der Stadt verteilt. Es sei notwendig gewesen, den Schloßplatz durch die Kavallerie „im Schritt und mit eingesteckter Waffe“ säubern zu lassen. Zwei Gewehre der Infanterie hätten sich bei dieser Gelegenheit von selbst entladen, glücklicherweise ohne irgend jemand zu treffen: „Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die greulichen Urheber von Blutvergießen geworden.“ Die Truppen hätten erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse dazu gezwungen worden. Nun gebe der König sein Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen; er bitte die Bewohner Berlins das Geschehene zu vergessen, wie er es vergessen wolle.

Inzwischen wütete der Kampf unter fürchterlicher Erbitterung von beiden Seiten weiter. Den Deputationen gegenüber, welche sich am Vormittage des 19. März einfanden, versuchte der König das über die Entfernung der Truppen gegebene Versprechen an die Be-

dingung der vorhergehenden Räumung der Barrikaden zu knüpfen. Doch zuletzt wurde alles gewährt: Wechsel des Ministeriums, Freigabe der im Laufe der Nacht Gefangenen, Abzug der Truppen. Unter dem Eindruck einer, ihnen von ihrem Kriegsherrn zugefügten tödlichen Kränkung und unter dem Jubelgeschrei der Bevölkerung zogen sie mit gedämpftem Trommelschlag und unter Choralmusik aus der Stadt hinaus nach Potsdam zu.

Aber nach dem Schlosse hin drängten sich alle, welche durch ihre Masse einen Druck auf die überwundene Regierung auszuüben hofften, außerdem alle Neugierigen und Müßiggänger; nach dem Schlosse zu wurden alle die Leichenzüge dirigiert, welche die im Straßenkampf Gefallenen zur letzten Ruhe brachten. Die Leichen wurden auf Bahren gelegt; wo ihre Anzahl zu groß war, nahm man offene Leiterwagen. Man schmückte diese Leichenwagen und Bahren mit Blumen, Bändern und Tüchern; auch die Leichen wurden mit Blumen geschmückt.

Vor dem Schlosse, auf dem Schloßplatz, auf der Schloßfreiheit und in dem Lustgarten stand die Menschenmenge dichtgedrängt. Man wollte den König sehen. Er erschien bleich und angegriffen auf dem Balkon. Sofort erscholl der Ruf: „Die Gefangenen frei!“ und man nötigte ihm den Befehl ab, die in den Schloßkellern eingesperrten Gefangenen freizugeben. Schwerverwundete wurden demnächst auf Bahren in den Schloßhof hineingetragen und dort verbunden. Aber nun begannen die Leichenzüge das Schloß zu erreichen und der Anblick derselben setzte die Massen in wilde Bewegung. Man trug die Leichen in den inneren Schloßhof, während draußen ein Redner nach dem anderen vor dem Volke sich hören ließ. Die größte Zustimmung fand Karl Gutzkow mit seiner Rede, welche sich in die Losung „Volksbewaffnung“ zuspitzte. Die neuernannten Minister, die sich, von einer Gruppe zur andern gehend, unter die Menge, um diese zu beruhigen, mischten, ihre Absicht jedoch nicht erreichten, zögerten erst die Volksbewaffnung

zu gewähren, wurden aber bald dazu gezwungen. Denn die Szene, welche sich nun vor dem Schlosse abspielte, machte es unmöglich, den Wünschen der Bevölkerung zu trotzen.

Ein neuer Leichenzug erreichte das Schloß. Auf den blumengeschmückten Bahren wurden vier Leichen dahingetragen; man hatte die blutigen Wunden der Toten entblößt, um durch ihren Anblick die Zuschauer zu entflammen. Vor dem Altan des Schlosses hielten die Träger still und forderten mit wilden Rufen, welche tausendfältigen Widerhall fanden, das Erscheinen des Königs. Immer wieder ertönte es: „der König! die Königin!“ Die Minister Schwerin und Arnim versuchten vergeblich zu der Menge zu reden, sie wurden augenblicklich von den Rufen „der König! die Königin!“ unterbrochen.

Diese traten denn auf den Balkon heraus und die Aufregung des Volkes überstieg nun alle Grenzen. Der König wollte reden; aber da hoben die Leichenträger die Bahren mit ihrer blutigen Last hoch empor, und zugleich erschallte von allen Seiten der Ruf „Hut ab!“ Der König mußte, so oft eine Leiche vorbeigetragen wurde, den Hut tief abnehmen.[1] Daher heißt es in Freiligraths mächtigem Gedichte „Die Toten an die Lebenden“ aus dem folgenden Jahre der Enttäuschung:

> Die Kugel mitten durch die Brust, die Stirne breit gespalten,
> So habt Ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
> Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgeberde
> Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
> Daß er sie sehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
> Im Öffnen seines Bibelbuchs und im Champagnerschaume!
> Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne,
> Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
> Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
> Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!

[1] Des deutschen Volkes Erhebung, S. 54. Varnhagen, Tagebücher. Adolf Streckfuß, Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Der Zeitgeist 1889, Nr. 51.

Am Mittag des 21. März ritt der König, eine schwarzrotgoldene Binde um den Arm und selbst deutschfarbige Bänder austeilend, aus dem Schloßhof heraus. Die über den demütigenden Aufzug verzweifelten Prinzen und Minister begleiteten den König; ein Tierarzt Urban ritt ihm zur Seite. Vergeblich hatte einer der Generäle im letzten Augenblick versucht den König zurückzuhalten. Er antwortete: „Non, non, c'est décidé, nous allons monter à cheval." Der König hielt bald darauf still und sprach: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Thron stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung."

An der Universität ließ er die Professoren, so viel ihrer da waren, herbeirufen und redete zu ihnen unter anderem: „Schreiben Sie sich's auf, meine Herren! Schreiben Sie sich's auf, was ich Ihnen sage, denn es ist für die Nachwelt: ich trete an die Spitze von Deutschland, in dessen Einheit und Freiheit besteht fortan Preußen noch, nicht anders! Schreiben Sie sich's auf!" — Als er am Zeughause wieder die schönsten Versprechungen gab, rief plötzlich eine durchdringende Stimme: „Glaubt ihm nicht, er lügt; er hat immer gelogen und lügt auch jetzt wieder!"[1]

In Wien erschien einige Tage darauf das folgende Gedicht:

Preußische Mißverständnisse.

Im großen ungläubigen Altberlin sind nun die Wunder zu Hause,
Da wird geschossen, gestürmt, gebrannt zwei Tage ohne Pause,
Bis Tausende liegen im roten Sand. Den König betrübt die Wendnis,
Die Flinten gingen von selber los. Das war nur ein Mißverständnis.

---

[1] Lasker und Gerhard, Des deutschen Volks Erhebung. S. 556: Varnhagen von Ense, Tagebücher. Vierter Band S. 338.

Durchs große, ungläubige Altberlin gehn wunderbare Witze,
Ein König hüllt sich in Schwarz-Rot-Gold und stellt sich an Deutschlands Spitze,
Ein König wird Oberdemagog mit deutsch einheitlicher Sendnis.
Doch Deutschland lacht und ruft mit Macht: Das ist nur ein Mißverständnis.

Ein anderes Gedicht, welches Zeugnis von der erbitterten und spottlustigen Stimmung jener Tage ablegt, ist das folgende, welches den Titel „Erlkönig" führt:

Wer schießt noch so spät aufs Volk ohne Wehr?
Es ist ein König mit seinem Heer.
Er hält sein Volk so treu im Arm,
Er faßt es so sicher mit seinen Gendarms.

O Bürger, o Bürger, o hörest Du nicht,
Was Erlkönig in der Zeitung verspricht u. s. w.

Indessen rief die Märzrevolution in den deutschen Hauptstädten verhältnismäßig wenig schöne Gedichte hervor, zumeist waren es Straßenlieder, Freiheitslieder, welche im Augenblick zündeten, doch tieferen poetischen Werthes bar waren. Die furchtbaren Konterrevolutionen dagegen, Wiens Eroberung im Oktober und Berlins im November 1848, riefen eine Schar der besten Poesieen ins Leben. Die Dichter ließen sich auch durch den Tod der einzelnen Märtyrer, derer, die im Kampfe fielen, und derer, die, als alles zu Ende war, standrechtlich ermordet wurden, inspirieren. Die Erhebung Ungarns und die Vernichtung des Aufstandes durch das russische Heer hatten außerdem ein Mitgefühl erweckt, welches sich in ergreifenden Gedichten Luft machte.

Die Zeit der ersten, fröhlichen Begeisterung in Wien war bald vorbei. Die freie Verfassung war der Demokratie nicht frei genug. Es bildete sich ein Zentralkomitee neben der Regierung. Als diese dessen Auflösung befahl, erzwang die Bevölkerung die Zurücknahme des Befehls und die Suspension der Verfassung. Der Kaiser entfloh Mitte Mai nach Innsbruck, die Studentenlegion wurde aufgelöst; als aber, dadurch veranlaßt, der Barrikadenkampf von neuem

ausbrach, mußte das Ministerium nachgeben. Der Kaiser kehrte im August zurück. Indessen befand sich die Hauptstadt in steter Aufregung; alles Geschäftsleben stockte infolge der Revolution, und mit der Arbeitslosigkeit stieg die Unzufriedenheit. Einen tiefen Eindruck machte die Nachricht von der Junischlacht in Paris und dem Siege Cavaignacs, der nichts anderes bedeuten konnte als das Ende der Revolution in Frankreich.

Inzwischen erfuhr man, daß Jellachich, der Ban von Kroatien, sich gegen Ungarn rüstete, und durch aufgefangene Briefe kam es an den Tag, daß er vom Hof und von dem Kriegsminister Latour unterstützt wurde. Die Folge davon war, daß der vom Minister abgesandte Graf Lamberg bei seiner Ankunft in Pest (28. September) vom Pöbel zerrissen, Latour, der Truppen nach Ungarn senden wollte, (am 7. Oktober) von der wütenden Bevölkerung in Wien totgeschlagen wurde. Dingelstedts Gedicht „Der 7. Oktober" verherrlichte den Ermordeten, und der Poet benutzte die Gelegenheit, sich von der Revolution und ihrem ganzen Getriebe loszusagen.

Nun entfloh der Kaiser zum zweitenmale aus Wien. Während Radetzky den Aufruhr in der Lombardei unterdrückte, schloß Windischgrätz, der den Oberbefehl über das Heer erhalten hatte, die Stadt mit seinen Truppen ein. In dem vom 24. bis 29. Oktober dauernden Kampfe wurden die Außenwerke und die Vorstädte eingenommen. Die Stadt war aus Mangel an Lebensmitteln und Munition schon bereit, sich auf Gnade und Ungnade, wie Windischgrätz verlangte, zu ergeben, als der Ruf erscholl: Die Ungarn kommen. Vom Stefansturme aus konnte man sie erblicken, und der Jubel war groß. Die geschlossene Übereinkunft wurde gebrochen, die bereits zurückgelieferten Gewehre wurden wieder aus den Zeughäusern geholt, und Ausfälle, um die Ungarn, deren Kanonen man hörte, zu unterstützen, versucht. Aber das ungarische Heer wurde vollständig von Jellachich geschlagen. Am 31. Oktober hielt Win-

dischgrätz, am 2. November Jellachich seinen Einzug in Wien. Der Belagerungszustand wurde verkündet, Kriegsgerichte, Todesurteile, Hinrichtungen folgten.

Während die Wahlen zum ersten deutschen, in Frankfurt am Main tagenden Parlamente stattfanden, wurde in Preußen gleichzeitig die Wahl zu der konstituierenden Versammlung für das ganze Land, welche im Mai zusammentrat und vom König eröffnet wurde, vorgenommen. Sie zählte in ihrer Mitte nur wenige bedeutende Männer, weil man die besten Kräfte nach Frankfurt gesandt hatte.

In Berlin herrschte ein fast anarchischer Zustand; das Zeughaus wurde gestürmt und geplündert. Die konstituierende Versammlung befand sich in einem von den politischen Klubs abhängigen Zustande. Sie wies den Verfassungsvorschlag der Regierung als nicht demokratisch genug zurück. Infolgedessen der erste Ministerwechsel. Ein neues Ministerium kam den Wünschen der Versammlung in weiterem Maße entgegen, stieß aber bald bei der Mehrzahl an, als diese verlangte, daß die Regierung den Offizieren, welche mit dem neuen Staatsprinzipe nicht einverstanden seien, es zur Ehrenpflicht machen solle, aus dem Heere auszuscheiden. Als auch das neue Ministerium infolge der Annahme dieses Vorschlages zurücktreten mußte, wurde ein drittes Ministerium, das Ministerium Pfuel, gebildet.

Am letzten Tage des Oktober behandelte die Versammlung den Antrag an das Ministerium: „mit allen Mitteln zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheit einzuschreiten“. Als aber ein Volkshaufe während dieser Verhandlung gewaltthätige Einwirkung auf die Beschlüsse der Versammlung auszuüben versuchte und das Ministerium verhöhnte, nahm auch dieses seinen Abschied, und nun bildete der König (am 2. November) eine Kampfregierung mit seinem Oheim, dem Grafen Brandenburg, an der Spitze. Das neue Ministerium dekretierte die Verlegung der Versammlung von Berlin nach Brandenburg und ließ (am 10. November) General Wrangel an

der Spitze der aus Dänemark zurückkehrenden Regimenter in Berlin einrücken. Die Bürgerwehr wurde aufgelöst und der Belagerungszustand erklärt.

Und so fruchtlos wie die Revolutionen in Wien und Berlin verlaufen waren, so fruchtlos war auch das erste deutsche Parlament, das in Frankfurt am 18. Mai 1848 zusammentrat und am 18. Juni 1849 in Stuttgart von Soldaten auseinandergesprengt wurde. Der Reichsverweser, den man erwählt hatte, der Erzherzog Johann, that das Seine, um das Parlament Österreich unterthan zu machen; vergeblich bot es im April 1849 Friedrich Wilhelm dem Vierten die deutsche Kaiserkrone an. Die Souveränität des Parlaments wurde schon mit Füßen getreten, als Windischgrätz im November 1848 Robert Blum, trotz dessen Unantastbarkeit als Mitglied des Reichsparlamentes, in Brigittenau erschießen ließ; die Bedeutung der Reichsversammlung zerfiel allmählich in dem Grade, wie die konservativen Mitglieder desselben sich entfernten und abreisten. Als das Rumpfparlament in Stuttgart gesprengt wurde, war die Reaktion von neuem in ganz Europa siegreich:

Da sah man die Letzten, die Getreuen,
Die ausgeharrt beim Heiland, zerstreuen
Sich, wandernd nach allen Seiten und Winden,
Das Wort des Heiles zu verkünden,
Wohl wissend, daß ein langes Exil
Und Armut, Not und Dulden ihr Ziel,
Und Qual und Tod und Kerkermauern.
„Das Wort des Heils wird sie überdauern!“
Das merkt Euch, Ihr Knechte und blutigen Horden:
Das Wort ist Fleisch und ist Gott geworden.

So sang einer der letzten Getreuen, Moritz Hartmann. Er empfand richtig, daß die Ideen den äußeren Glückswechsel überlebten.

Gegen Ende des Jahres 1848 konnten die Dichter der Revolution nur ihre gefallenen Männer und zertrümmerten Hoffnungen besingen. Unter diesen Dichtern nehmen Freiligrath und Hartmann den ersten

Rang ein. Typisch für die Trauergedichte aus dieser Zeit sind die Poesieen dieser beiden Dichter zum Andenken an Robert Blum, der durch seinen festen und milden Charakter, sein einfaches Wesen und seine besonnene Haltung in der Erinnerung der Zeitgenossen als ein volkstümliches Idol stehen blieb.

In Hartmanns „Reimchronik" heißt es wehmütig über ihn:

So ruhe sanft und gut, mein Robert!
Nicht braucht's der Wunsch, daß leicht Dir werde
Die blutgetränkte Wiener Erde,
Den Boden, den Du Dir erobert.
Du bist nicht tot, trotz aller Klage
Des deutschen Volks, trotz aller Lieder

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Mythus geht: Der Robert lebt,
Der Robert Blum, den sie erschossen,
Und jedes deutsche Herz erbebt:
Das teure Blut ist nicht geflossen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren:
Entflort, entflort die Trikoloren,
Noch, noch ist Deutschland nicht verloren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Allüberall ist er dabei!
Er wendet mit den Geisterhänden
Und fängt mit seiner Brust das Blei,
Das uns die Fürstenväter senden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wandeln muß er, bis entrafft
Das deutsche Volk sich dem Verräter,
Bis er entfürstet und entpfafft
Den heilgen Boden seiner Väter.

Freiligrath schreibt eine Woche nach Blums Tode sein prachtvolles, energisches Gedicht gelegentlich der ihm zu Ehren in dem Dome zu Köln veranstalteten Totenfeier, bei welcher Neukomms Requiem von der mächtigen Orgel ertönte:

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes,
Nicht singt die Überlebende, die Mutter, es dem Sohne:
Das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone,

Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf Deiner Kammer!
Vor Deinem Gott, Du graues Haupt, ausströme Deinen Jammer;
Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe,
Ich und die Revolution, die hohe, lichterlohe!
Bleib Du daheim mit Deinem Schmerz! wir wahren seine Ehre —
Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was greift Ihr zu den Schwertern nicht, Ihr Sieger und Ihr Beter?
Was werdet Ihr Posaunen nicht, Ihr ehrnen Orgeltuben,
Den jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben!
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knieen lag er da im ersten Morgenthaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen.

Der indessen, welcher in einem dichterischen Spiegelbilde die ganze Reihenfolge der Begebenheiten und Eindrücke des Jahres 1848 erblicken will, muß immer wieder zu Moritz Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ seine Zuflucht nehmen. Es giebt in dieser Dichtung zahlreiche Einzelheiten, welche zu verstehen schwer fällt; der heutige Leser findet mitunter eine Schar von Eigennamen darin, von deren Trägern er wenig oder garnichts ahnt ihm begegnen ein Finanzminister wie Hansemann, ein Parlamentarier wie Bassermann, jetzt vergessene Größen, welche im Frankfurter Parlamente Hauptfiguren waren; aber es bleiben Partieen genug übrig, die keines Kommentars bedürfen, um den Leser in das Gefühlsleben und die Stimmungsfülle des Revolutionsjahres lebhaft zu versetzen. Ergreifend wirkt des Dichters Schlußklage, sein Vermissen von Männern:

Ich seh' Gelehrte und Professoren
Und Präsidenten und Assessoren,
Weinküfer seh' ich und Redakteure,
Superintendenten und Akkoucheure
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Altertumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein wo sind die Männer, die Männer!

Als Hartmann diese Worte schrieb, war er selbst ein Landesverwiesener, der eine Freistätte am Genfer See gefunden hatte, und die unter Deutschlands und Österreichs besten Männern, welche die Niederlage überlebt hatten, waren entweder gefangen oder verbannt, wie er.

Das Jahr 1848 bekam keine entscheidende politische Bedeutung, obgleich Europa in diesem Jahr zum erstenmal die alte Weltordnung fast gleichzeitig in allen Ländern schwanken sah. Während die lokalen Revolutionen der Jahre 1789 und 1830, welche spätere Folgen sie auch hatten, Revolutionen waren, welche glückten, war die allgemeine europäische Revolution von 1848 ein in allen Ländern mißglückter Versuch!

Aber das Jahr 1848 hat eine entscheidende geistige Bedeutung. Es wird in Europa nach diesem Jahr anders gefühlt, gedacht und geschrieben als vorher. Dieses Jahr ist die rote Trennungslinie, welche unser Jahrhundert litterarisch teilt und Epoche macht. Es war ein Jubeljahr, wie das, welches die alte hebräische Gesetzgebung für jedes fünfzigste Jahr stiftete, das, in welchem über das ganze Land mit Posaunen geblasen, welches heilig gehalten und in welchem „Freiheit im Lande für alle, die darin wohnen" ausgerufen werden sollte. (Drittes Buch Moses 25, 8 flg.) Es war — dieses Jahr mit seinem schnellen Pulsschlag, mit seiner alles beherrschenden Jugendlichkeit — wie jenes biblische Jubeljahr ein Jahr der Zurückerwerbung, der Einlösung, wo „die, welche verkauft waren, losgekauft wurden". Noch heutzutage ist Jugend aus seinen Märztagen, Erfahrung aus seinen Novembertagen zu schöpfen.

Es ist das Jubeljahr, das Trauerjahr, das Grenzjahr.

XXX

Es ist ein großes Gemälde, das sich während des Studiums der oppositionellen, schließlich revolutionären Gefühle und Gedanken in Deutschland vom Jahre 1815—1848 vor unseren Augen entrollt hat. Wir sehen den Geist Metternichs in seiner Leere über Österreich und Deutschland brüten. Wir haben die geistige Bewegung vom erstenmale an, wo sie beim Feste auf der Wartburg 1817 zum Ausdruck gelangt, verfolgt; wir haben gesehen, wie die Ermordung Kotzebues zum Verfolgungskrieg gegen den Liberalismus und zu einer langwierigen, rücksichtslosen Reaktion und Unterdrückung Anlaß giebt. Unter dem Einflusse dieser Strömung wird Goethe als freiheitsfeindlicher Quietist aufgefaßt, gepriesen oder angegriffen, und die deutsche Philosophie unter Hegels Auspizien konservativ, wenn schon auf zweideutige Weise. Die oppositionelle Grundstimmung kommt mitunter, nicht allzu langatmig, zu Worte bei Dichtern wie Chamisso, Platen und Heine, aber im allgemeinen herrscht ein Zustand tiefer Niedergeschlagenheit, von Selbstironie durchzogen. In dieses Stillestehen hinein fällt die Nachricht von der Julirevolution von 1830 und wirkt elektrisierend auf das öffentliche Bewußtsein, giebt den Schriftstellern und Dichtern neuen Mut und eine neue Inspiration. Die Erinnerung an Byrons Leben und Tod fügt sich harmonisch mit diesem Eindruck zusammen, und der polnische Aufstand erweckt Mitgefühl und Begeisterung trotz Deutschlands Anteil an dem Untergang Polens. Börne wird der hervorragende Für-

sprecher der freien Ideen in der Politik, er hält die Liebe zur Freiheit und zur Gerechtigkeit aufrecht, er zeigt sich durch Festigkeit und Ernst der Überzeugung als ein Muster, legt aber einen naiven und fanatischen Optimismus an den Tag, der beweist, daß er nichts von dem Naturell eines Staatsmannes in sich hat. In Heine, dem größten Dichter des Zeitalters, vibrieren alle seelischen Fibern desselben. In ihm entwickelt sich aus den Windeln der Romantik die moderne Poesie. In der Erotik, in der Naturschilderung, in politischer, sozialer und religiöser Gefühlsweise, in malerischem, dichterischem und satirischem Stil ist er der moderne Mensch, mehr als irgend jemand — wie hervorgehoben wurde — dazu geeignet, mit dem modernen Leben in dessen Härte und Häßlichkeit, dessen Reiz und Unruhe und Reichtum an schneidenden Kontrasten, anzubinden. — Auf eine andere, doch verwandte Art bildet gleichzeitig Immermann durch seine vorzüglichste Schöpfung den Übergang zu einer naturtreueren Kunst als derjenigen der vorhergehenden Periode.

Die Julirevolution hatte indessen nicht nur den öffentlichen Ton und die litterarische Stimmung, sondern auch den Charakter der Hegelschen Philosophie verändert. Von nun an wird sie als eines der in die Umformung des Lebens am stärksten eingreifenden Elemente ausgelegt; die Jugend zieht reformatorische oder revolutionäre Folgerungen aus der Lehre des bei seinem Tode so konservativen Meisters. Und nun erscheint unter dem Eindrucke von dem dröhnenden Widerhall der Julirevolution, von Hegels Philosophie und Goethes Poesie, die als eine antikirchliche Macht aufgefaßt wird, mit Heine und Börne als Meistern, mit George Sand und Rahel als Musen, eine Gruppe junger Schriftsteller, welche bald als das junge Deutschland bezeichnet wird. Sie wollen die Litteratur mit dem Leben verschmelzen. Sie verlangen nach einer Auflösung des herrschenden Herkommens in Religion und Moral, nach freieren Formen der Vereinigung und Trennung der beiden Geschlechter und nach einer neuen pantheistischen Religiosität.

Als Menzel im Jahre 1835 sie der Staatsgewalt denunziert, wird dies zum Signal einer neuen Reihe von Verfolgungen gegen alles, was man in der damaligen Zeit mit unter den Begriff von Bewegungslitteratur rechnete. Nur wenige unter den Persönlichkeiten des jungen Geschlechtes erwiesen sich bei diesen Prüfungen als Charaktere. Aber unter der Verfolgung entwickelten sich sowohl die großen Talente (wie Gutzkow), die kleineren (wie Laube), wie die ganze Schar ihrer Nachfolger. Es werden Bücher verfaßt, die in verschiedenen Formen die Hoffnungen und Kämpfe des Zeitalters, die Gedanken und Gefühle, die Versuchungen, die Fehltritte und die Siege der Persönlichkeiten genau abspiegeln.

Doch das, was sich in den Jahren von 1830 bis 1840 in den deutschen Gemütern innerlichst vollzog, ist, daß Goethes Weltanschauung und Poesie, von Anfang an ausschließlich von begeisterten Frauen verfochten, bei allen Entwickelten durchdringt, sie unempfänglich gegen theologische Eindrücke und empfänglich für alles wertvoll Menschliche macht. Der Goethekultus führt selbst in den Frauengemütern zu dem Kultus der politischen Freiheit und der sozialen Reform hinüber.

Ums Jahr 1840 beginnt die deutsche Philosophie sich in radikaler Richtung zu entwickeln und die Dichter fangen an, der politischen Freiheit direkt den Weg zu bahnen. Das Geschlecht, welches nun auftritt, verdankt wiederum Hegel seine philosophische Bildung, aber sie hat dessen Lehre zu einer Schule gottverleugnender Gotteserklärung und eine die Alleinherrschaft bekämpfenden Politik umgestaltet. Die neue Generation verwirft den Standpunkt des jungen Deutschland als viel zu belletristisch, sie beschäftigt sich lebhaft mit dem Wesen des Christentumes und der Idee des Staates.

In Preußen herrscht nun ein König von sehr zusammengesetztem Naturell und reicher Begabung, eine Übergangsgestalt zwischen der älteren und der neueren Zeit, deren Persönlichkeit in

ihrem Verhältnis zur Litteratur und zum Geistesleben des Zeitalters von großem Interesse ist. Wie Metternich im Süden, so beherrscht Friedrich Wilhelm der Vierte im Norden Deutschlands die äußeren Begebenheiten. Wir sehen die litterarischen und politischen Charaktere an ihn herangezogen werden, mit ihm zusammenstoßen und zurückprallen. Die älteren invaliden Talente, wie Tieck und Schelling, verleben ihre letzten Tage in seiner Nähe. Herwegh und Freiligrath werden angezogen und abgestoßen, Jacoby bekämpft ihn und Dingelstedt verspottet ihn. Und nun folgen wir der Entwickelung der politischen Lyrik von ihrem Stammvater Anastasius Grün bis zu Herwegh und Dingelstedt und beobachten, wie tief ein Denker wie Ludwig Feuerbach in das Gedankenleben seiner Zeitgenossen eingreift.

Geister wie Freiligrath und Prutz, Sallet und Hartmann sind schließlich wie Sturmvögel, welche den Sturm verkünden; und zur Zeit der europäischen Umwälzung von 1848 hören wir den Gesang einzelner großer Lyriker das Toben des politischen Orkans übertäuben, während die überwältigenden Begebenheiten gleichzeitig eine Anzahl geringerer oder noch nicht entwickelter Talente zu Organen des großen Augenblicks machen.

Wir haben, indem wir dieses Stück Geistesgeschichte studierten, Anlaß gehabt, bei einer ganzen Galerie eigentümlicher Gestalten zu verweilen und uns gründlich in die bedeutungsvollsten und typischsten derselben zu vertiefen.

Wir sahen, wie die große, der Vergangenheit angehörende Persönlichkeit Napoleons, von der Legende umgedichtet, zu Anfang der Periode einen fast ebenso mächtigen Einfluß auf das Gefühlsleben ausübte wie diejenige Byrons. Von den großen Geistern des achtzehnten Jahrhunderts sind Goethe, Jean Paul, Heinse, Hegel die, von denen die am leichtesten nachweisbare Beeinflussung ausgeht. Die Romantiker wirken teils als Lehrer und Meister (Wilh. Schlegel, Brentano, Chamisso), teils als Gegner (Tieck) auf die Empor-

strebenden ein. Börne und Heine bestimmen durch ihre so verschiedenartige Genialität kraft des gemeinsamen polemischen Grundzuges die Periode.

Aber welch ein Reichtum origineller Persönlichkeiten! Man lasse den Blick über diese Frauengalerie hingleiten: Rahel und Bettina in ihrem Verhältnis zu Goethe, Henriette Herz und Jeannette Wohl in ihrem Verhältnis zu Börne, Heines La Mouche, Immermanns Elisa, und die Fürstin Pückler oder Charlotte Stieglitz im Verhältnis zu ihren Männern! Oder man lasse den Blick auf den Männerporträts in diesem Bildersaale ruhen: Weltmänner und Schriftsteller, wie Varnhagen und Pückler, stolze steife Figuren, wie Platen und Immermann, Physiognomieen, die lauter Leben und Feuer sind, wie die Börnes und Heines, mannhafte Sonderlinge wie Jacoby, königliche Gestalten wie Feuerbach, fanatisch grimmassierende wie Menzel, ferner große und kleine Poeten wie Rückert, Hebbel, Ludwig, Scherenberg, Geistesagitatoren wie Wienbarg und Gutzkow, geschmeidige Talente wie Laube und Mundt, schwache Melancholiker wie Stieglitz, derbe kraftvolle Sänger wie Hoffmann und Freiligrath, unreife Charaktere wie Herwegh, problematische Charaktere wie Dingelstedt und Meißner, tapfere Männer wie Sallet, Hartmann und Prutz. Auch wo ihre Leistungen nicht ersten Ranges sind, studiert man sie selbst mit dem höchsten Interesse.

Und doch wird die Darstellung der vorliegenden Schrift nur vollständig von denen verstanden, welche sie in ihrem Zusammenhange mit den früheren Teilen des Werkes, von dem sie ein Glied ist, also als den letzten Akt eines großen historischen Dramas betrachten. Der Plan dieses Werkes ist in der Einleitung zum ersten Bande entwickelt und durch die sechs Bände streng festgehalten worden.

Die Absicht war, wie in den ersten Zeilen des Werkes

gesagt wird, die, durch das Studium gewisser Hauptgruppen und Hauptbewegungen in der europäischen Litteratur den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Das Jahr 1848, das einen historischen Wendepunkt und dadurch einen vorläufigen Abschluß bezeichnet, wurde schon dort als die Grenze bezeichnet, bis an welche der Verfasser beabsichtigte dem Gange der Entwickelung zu folgen. Die sechs Litteraturgruppen, welche dem ursprünglichen Plane gemäß dargestellt wurden, sind folgende: die französische Emigrantenlitteratur, die deutsche Romantik, die französische Reaktion, der englische Naturalismus, die französische Romantik und das junge Deutschland.

Das anfängliche Bestreben des Verfassers war, die Hauptlitteraturen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auszusondern, demnächst die Norm der Bewegung, ihren Anfang und ihren Mittelpunkt zu finden.

Die Norm der Bewegung fand sich in dem folgenden großen Hauptrhythmus mit Ebbe und Flut: das gradweise eintretende Sinken und Verschwinden des im vorigen Jahrhundert vorherrschenden Gefühls- und Ideenlebens bis zum Triumphieren des Autoritätsglaubens, der Legitimität und des gesellschaftlichen Herkommens, dann die Rückkehr der religiösen, politischen, sozialen Fortschrittsgedanken in neuen, stets höher steigenden Wellen. Der Ausgangspunkt ergab sich dann von selbst in der Gruppe französischer Werke, welche „die Emigrantenlitteratur" getauft wurde, und deren erstes epochemachendes Werk die Jahreszahl 1800 trägt. Der Mittelpunkt war ebenso unzweifelhaft. Er war vom litterarischen Gesichtspunkte aus Byrons Tod, vom politischen der griechische Freiheitskrieg, in dem er seinen Tod fand. Denn diese Doppelbegebenheit macht in dem Geistesleben und in der Litteratur des Festlandes Epoche. Dann war aber auch der Endpunkt gegegeben, die europäische Revolution im Jahre 1848. Und war Byrons Tod der Mittelpunkt des Werkes, so mußte auch die

Gruppe der englischen Litteratur, zu welcher Byron gehört, die Thürangel des Werkes werden, um welche es sich dreht. So stand das Ganze in großen Umrissen klar: die keimende Reaktion bei den Emigranten, welche doch so vermischt mit revolutionären Strömungen ist, die steigende Reaktion in dem Deutschland der Romantik, die gipfelnde, triumphierende Reaktion während der ersten Jahre der Restauration in Frankreich, dann der Umschlag in dem, was englischer Naturalismus benannt wurde; demnächst der Umschlag bei allen großen Schriftstellern Frankreichs kurz vor der Julirevolution und ihr Zusammentreten zur romantischen Schule in Frankreich, und schließlich die Gruppe deutscher Litteratur, welche in der Märzbewegung des Jahres 1848 ausmündet.

Der Plan ist getadelt worden. Der Verfasser weiß, daß er jetzt, neunzehn Jahre nachdem derselbe gelegt wurde, nicht imstande sein würde, einen anderen und besseren zu finden. Man hat mit Recht, aber ohne großen Aufwand von Scharfsinn, erklären können, daß so gruppiert und in dieser Reihenfolge, so kontrastiert und mit diesen Hervorhebungen oder Abschattierungen die Persönlichkeiten und Werke nur durch eine persönliche Betrachtungsweise, nur indem sie einer persönlichen Behandlung unterworfen werden, hervortreten, und man hat mit weniger Recht, ebenfalls ohne besonderen Aufwand von Erfindung, an Prokrustes erinnert. Hierauf ist die Antwort, daß unpersönlich gesehen die Litteratur eines halben Jahrhunderts nur ein Chaos von hunderttausend Werken in einer großen Anzahl von Sprachen ist, und daß der wahre Prokrustes, welcher hier gruppiert, kontrastiert, stilisiert, hervorgehoben und zurückgedrängt, ausgestreckt und verkürzt, in volles Licht, ins Halbdunkel oder in den Schatten gestellt hat, kein anderer ist, als die Macht, welche man sonst Kunst zu nennen pflegt.



